

Wladimir Putin, Oskar Freysinger, Roberto Balzaretto, Kathy Lette

Nummer 48 – 27. November 2014 – 82. Jahrgang  
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN

## DER KORAN

### Die Bibel der Gewalt

Wie es mir bei der Koran-Lektüre kalt den Rücken runterlief.  
Eine sehr persönliche Streitschrift. *Von Andreas Thiel*

### Deutschlands willige Helfer

Bank Sarasin: Wie sich Schweizer Staatsanwälte in einen fragwürdigen  
Steuerkrieg verstricken liessen. *Von Florian Schwab*

F O L L O W   Y O U R   O W N   S T A R



*the Rolling Stones*

EL PRIMERO CHRONOMASTER 1969  
TRIBUTE TO THE ROLLING STONES



**ZENITH**  
SWISS WATCH MANUFACTURE  
SINCE 1865

# Innovationsträger mit fortschrittlicher Technik.



## Der neue Passat. So souverän wie Sie.

Wer im neuen Passat Platz nimmt, ist jederzeit souverän unterwegs. Neben dem sportlichen Äusseren und dem grosszügigen Inneren begeistert er mit Innovationen wie dem Active Info Display – dem ersten komplett digitalen Cockpit in einem Volkswagen. Weitere Highlights sind intelligente Assistenzsysteme wie der Stauassistent, die 360°-Umgebungsansicht Area View oder die mobilen Online-Dienste Car-Net. Bereits für Fr. 31'300.-\* bei Ihrem Volkswagen Partner. Erleben Sie den neuen Passat souverän bei einer Probefahrt. Mehr Informationen: [www.passat.com](http://www.passat.com)



**Das Auto.**

## Intern

Fast keine Woche vergeht, in welcher sich nicht in irgendeinem Feuilleton eine Islamwissenschaftlerin oder ein Professor für Orientalistik zu Wort meldet und behauptet, bei den Aufrufen zum Kampf gegen Ungläubige im Koran handle es sich um Aufrufe zum inneren Kampf gegen den eigenen Unglauben. Es wird behauptet, bei den von Kritikern zitierten Koranstellen handle es sich immer um die gleichen Verse der



**Koran-Lektüre:** Kabarettist Thiel.

zweiten Sure. Es gehe nur um die richtige Auslegung des Korans. Die Verteidiger des Korans werfen den Kritikern vor, sie würden einzelne Suren aus dem Zusammenhang reißen, nur um dann selber Suren aus dem Zusammenhang zu reißen, indem sie zum Beispiel jene Sure zitieren, in welcher Mohammed gelobt, die Juden zu beschützen, und dabei verschweigen, dass Mohammed drei Jahre später den Befehl gab, genau diese Juden, nämlich die Juden Medinas, abzuschlachten oder zu vertreiben. *Weltwoche*-Kolumnist Andreas Thiel fühlte sich bei der ganzen Debatte an «Des Kaisers neue Kleider» erinnert und fand, sie Zeit sei gekommen, zu sagen, dass der Kaiser nackt ist. **Seite 24**

2014 war kein gutes Jahr für die Schweizer Luftwaffe. Zuerst avancierte sie zum Fasnachtssujet, weil sie nur zu Bürozeiten einsatzbereit ist. Dann verweigerte ihr das Stimmvolk den Kauf von 22 neuen Kampffliegern. Im ersten Interview seit dem Gripen-Debakel sagt Luftwaffenchef Aldo C. Schellenberg, die lückenlose Überwachung des Schweizer Luftraumes lasse sich frühestens 2020 bewerkstelligen. Der Ersatz der 32 F/A-18 müsse nun rasch angegangen werden,

sonst stehe die Schweiz in zehn Jahren ohne Luftwaffe da. Gleichzeitig spricht er sich gegen eine längere Dienstzeit der Tiger aus und erteilt Kampfdrohnen eine Absage. Im Gespräch, das im Luftraum über Norwegen aufgezeichnet wurde, räumt Schellenberg grosse Probleme bei der Planung eines allfälligen Schweizer Einsatzes in einem Ebola-Gebiet ein. Die Suche nach einem Partner gestalte sich schwierig. Nachdem die Amerikaner offenbar nicht gewillt sind, eine Schweizer Mission in Liberia zu schützen, zieht der Bund nun andere Partner in Betracht, beispielsweise Frankreich, das in Guinea aktiv ist. Bei Redaktionsschluss am Dienstag war es unsicherer denn je, ob ein solcher Einsatz für die Schweiz überhaupt realisierbar ist. **Seite 66**

Die Enthüllung der *Weltwoche*, dass der Unterhaltungschef des Schweizer Fernsehens das allzu Schweizerische aus dem Programm streichen will, führt zu hitzigen Debatten. In dieser Ausgabe legen Kulturchef Rico Bandle und Politikchef Philipp Gut nach: Sie zeigen, wie die Anti-Swissness-Kampagne von höchster Stelle orchestriert wird. Auch Direktor Ruedi Matter kippte einst die Volksmusik aus dem Programm von Radio DRS 1. **Seite 12**

Unser Kollege Kurt Pelda erhält den Menschenrechtspreis 2014. Pelda habe zuletzt aus Syrien und aus dem Irak über schlimmste Menschenrechtsverletzungen berichtet. Dabei habe er «mehrmals sein Leben aufs Spiel gesetzt, um der Wahrheit näher zu kommen», begründet die Stifterin des Preises, die Internationale Gesellschaft für Menschenrechte, ihren Entscheid. Pelda hat seine Reportagen regelmässig in der *Weltwoche* veröffentlicht, oft exklusiv. Wir gratulieren dem Kollegen herzlich zur verdienten Auszeichnung.

*Ihre Weltwoche*



[www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch)



**STELLEN-ANZEIGER**  
Das Schweizer - Jobportal

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
**E-Mail:** [redaktion@weltwoche.ch](mailto:redaktion@weltwoche.ch)  
**E-Mail:** [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
**E-Mail:** [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)

**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
**E-Mail:** [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)  
Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
[www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)  
**E-Mail-Adressen:** [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Alex Reichmuth, Markus Schär, Florian Schwab, Mark van Huisseling

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Deborah Neufeld, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Bildredaktion:** Laura Kolodziej (*Leitung*), Simon Keller, Martin Kappler (*Assistent*)  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay  
**Korrektur:** Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Sandra Noser, Gregor Szyndler, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)  
**Anzeigenverkauf:** Stephan Schwab (*Leitung*), Fabian Keller, Brita Vassalli  
**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
**E-Mail:** [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Online-Vermarktung:** Adextra  
**Tarife und Buchungen:** [info@adextra.ch](mailto:info@adextra.ch)  
**Druck:** Ziegler Druck, Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

**Shortcut:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)



# THE ESSENCE OF BRITAIN

Made in Switzerland by BREITLING



BENTLEY B05  
UNITIME

Britischer Chic, Schweizer Perfektion. Breitling for Bentley verbindet das Beste aus beiden Welten. Stil und Performance. Luxus und Spitzenleistung. Klasse und Unkonventionelles. Leistungsstärke und Raffinement. Im Chronografen Bentley B05 Unitime, dem Emblem dieses aussergewöhnlichen Universums, tickt ein von der COSC (Offizielle Schweizerische Chronometerkontrolle) – der obersten Instanz in Sachen Zuverlässigkeit und Präzision – Chronometer-zertifiziertes Breitling Manufakturkaliber. Es zeichnet sich durch seine Universalzeit mit revolutionärem und bedienungsfreundlichem Regulierring über die Krone aus. Der perfekte Mix aus grosser britischer Automobilkunst und grosser helvetischer Uhrmachertradition.

Sonderregger

Uhren und Schmuck  Bern Murten Mürren

Spitalgasse 36 · 3011 Bern

**BREITLING**  
— for —  
**BENTLEY**

# Wutbürger Kielholz

Es gibt eben auch einen  
aggressiven Populismus von  
oben. Von Roger Köppel

Letzte Woche bekam der niederländische Ministerpräsident Mark Rutte in Berlin den Walther-Rathenau-Preis. Die Laudatio hielt Bundeskanzlerin Angela Merkel. Walther Rathenau war ein führender deutscher Bankier und Industrieller und Politiker. Sein Vater hatte den Industriekonzern AEG gegründet. Rathenau selber gehörte zu den bedeutendsten deutsch-jüdischen Liberalen des frühen 20. Jahrhunderts. Rechtsextreme Fanatiker ermordeten den damaligen Reichsaussenminister 1922 in der Nähe seiner Villa in der Berliner Königsallee. In seiner Ansprache huldigte Rutte dem Visionär und Toleranzpolitiker Rathenau als Vordenker der Europäischen Union.

Der supersmarte Jungpolitiker Rutte zeigte sich in seiner Rede zudem begeistert von einem chinesischen Journalisten, der kürzlich die Niederlande besucht hatte. Der Mann aus dem aufstrebenden kommunistischen Dritt-weltstaat war, was nicht wirklich erstaunt, beeindruckt von dem, was er durch die Fensterscheiben seiner Limousine sah: pünktliche Züge, aufgeräumte Agglomerationen, gemessen an China ein erstaunlicher Wohlstand, Häuser aus Stein mit intakten Dächern.

Rutte sagte, wir Europäer müssten wieder lernen, unseren Kontinent mit den Augen des chinesischen Journalisten und damit weniger negativ zu sehen. Rutte feierte die historischen Leistungen der EU und warnte vor «Extremismus» in Europa. Damit waren die erstarken-eurokritischen Parteien gemeint.

Das Referat veranschaulichte wieder einmal modellhaft den sphärischen Schwebezustand der Euro-Elite, die in den EU-Kritikern nur Extremisten und Verirrte sieht. Es kann ja nicht sein, dass es gute Gründe für Besorgnis geben darf. Für die EU-Chefs haben EU-Skeptiker lediglich eine falsche Optik. Sie leiden unter Halluzinationen. Sie müssen wieder lernen, die EU mit den Augen des begeisterten Chinesen zu sehen. Rückblickende Durchhaltereden über die EU enden so immer irgendwann bei der Beschimpfung jener Europäer, denen die aktuelle EU Sorgen macht. Klassisch: Der Politiker beschwert sich über das Volk, das ihm den Applaus verweigert.

Dabei sollte es sich doch längst herumsprochen haben: Die Staatsform der Demokratie geht vom vernunftbegabten, mündigen Bürger aus. Wären wir sicher, dass die Leute da draussen reihenweise von Spinnern und Ver-



«Wahnvorstellungen.»

rückten verführt werden könnten, müssten wir das Experiment abbrechen und zur aufgeklärten Diktatur umsteigen. Die Geschichte aber lehrt, dass die Völker in der Regel klüger entscheiden als ihre Führer. Die Demokratie ist eben auch eine Schule der politischen Reife und der Weisheit. Das zeigt – nicht zuletzt – ein Blick auf die Schweiz der letzten 150 Jahre. Wir brauchen keine Vorkoster und Wächterräte, die dem Volk nach iranischem Vorbild vorschreiben, worüber sie abstimmen dürfen.

Zum Glück. Denn die direkte Demokratie ist die beste bekannte Therapieform gegen politische Unzufriedenheit. Sie erlaubt Triebabfuhr an den Urnen, sie ist ein Wunderwerk der



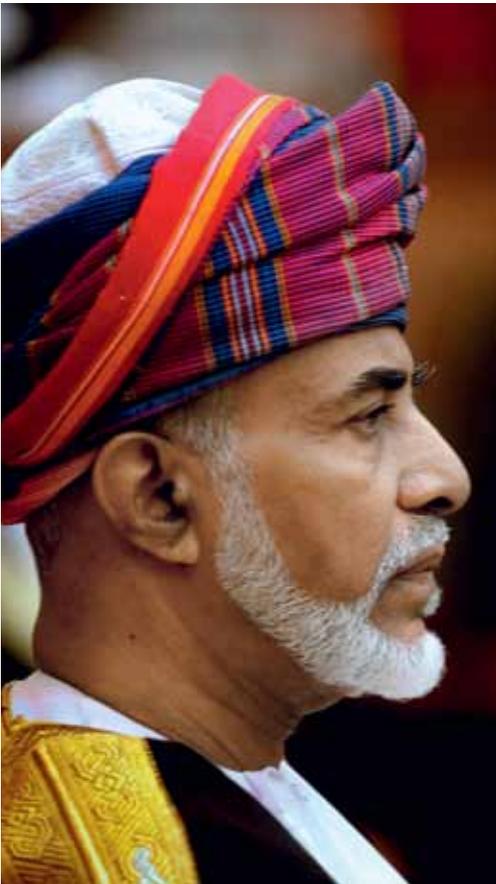
Besänftigung und der Versöhnung. Zwar wird während Abstimmungskämpfen heftig gestritten, aber die Emotionen kühlen sich ab bei der Mehrheitsfindung. Dass sich in der Schweiz interessanterweise neuerdings trotzdem der vielfach beschriebene europäische Typus des dauerunzufriedenen Wutbürgers ausbreitet, ist kein gutes Zeichen. Der Fehler liegt hier aber nicht bei den angeblichen «Populisten», die das dumme Volk aufhetzen, sondern das liegt daran, dass die Elite das Volk verärgert, weil sie sich weigert, die Volksscheide umzusetzen. Mehr noch: Die Elite ist auch in der Schweiz ruttemässig dabei, das Volk zu kritisieren, seine Motive anzuzweifeln, seine Anliegen in klinischen Begriffen krankzureden.

Das jüngste Extrembeispiel lieferte am letzten Wochenende der hochdekorierte Finanzmanager und Swiss-Re-Präsident Walter Kielholz im Interview mit der *Schweiz am Sonntag*. Anlass waren Ecopop- und Goldinitiative. Kielholz sprach von «isolationistischen Eiferern» einer «sektiererischen Anti-Europa-Bewegung». Sie seien von «Hasstiraden» verführt, von einem «Unabhängigkeitswahn» befallen, beseelt von einer «Sehnsucht nach einer Schweiz, die es gar nicht gab». In der Schweiz «herrschen Wahnvorstellungen über unsere Prioritäten». Aber hoppla.

Hass, Eifer, Sekte und Wahn: Selten hat ein Schweizer Wirtschaftsführer, der betont, nichts gegen die direkte Demokratie zu haben, so heftig gegen Andersdenkende in der direkten Demokratie ausgeteilt. Kielholz regt sich auf, dass den Politikern heute angeblich zu wenig Respekt entgegengebracht werde. So respektlos, wie er seine Gegner heruntermacht, wurde allerdings von diesen bisher meines Wissens kein Politiker behandelt. Zumindest stellte ihnen dafür bisher niemand seine Zeitung zur Verfügung. Es mag in der Politik einen schnoddrigen Populismus von unten geben, aber es gibt eben auch eine aggressive Schnoddrigkeit von oben, die vor allem deshalb besonders ärgerlich ist, weil sie sich für besonders zivilisiert hält.

Kielholz greift zur Keule der Polemik, weil es ihm an besseren Argumenten mangelt.

Auch ich bin gegen Ecopop und finde die Goldinitiative falsch. Aber ich finde es grossartig, dass wir in einem Land leben, wo über solche Fragen gestritten und abgestimmt werden darf. Sachliche Kritik immer, harte Bandagen gerne, aber plumpe persönliche Beleidigungen wirken immer etwas peinlich, vor allem bei Leuten, die in gesellschaftlichen Schichten leben, die die direkte Demokratie zur Durchsetzung ihrer Anliegen vermutlich weniger nötig haben als die gewöhnlichen Leute ein paar Etagen tiefer. Mit seiner ruppigen Überheblichkeit hat der Swiss-Re-Präsident den Initianten, die er so sehr verachtet, mit Sicherheit einige Sympathiestimmen zugespielt.



Sonderrolle: Sultan Qabus von Oman. Seite 59



Erfolgsdelikt: Roberto Balzaretto. Seite 30



Die Bergler ziehen den Kürzeren: Seite 32



Warten auf den Mann: Seite 62

## Kommentare & Analysen

### 5 Editorial

11 Gold Erdung für die SNB

11 Im Auge Muhlis Ari, Deutschtürke

12 Häusliche Gewalt Zahlen, bitte!

12 Debatte Allzu schöne Schweiz

13 Personenkontrolle Widmer-Schlumpf, Aeschi, Steinbrück

13 Nachruf Wiktor Tichonow, Eishockeytrainer

### 14 In deutschen Diensten

Schweizer Rechtshilfe-Praxis im Fall der Bank Sarasin

16 Die Deutschen Gewisse Gefahr

16 Wirtschaft Wenn einer eine Reise tut

19 Ausland Keine frohen Aussichten

20 Mörgeli Zermalmt und zertreten

20 Bodenmann Verstandflimmern

21 Medien Vereinigte Mistkratzerli

21 Gesellschaft fRxbo97!T-5zA

22 Leserbrief/ Darf man das?

## Hintergrund

### 24 Die Bibel der Gewalt

Andreas Thiels Eindrücke nach der Koran-Lektüre

### 30 Unser Mann in Brüssel

Die schwierige Mission des Diplomaten Roberto Balzaretto

### 32 Alpengroschen Wallis

Die Willensnation Schweiz und ihre Minderheiten

### 34 Plädoyer für einen Irrläufer

40 Jahre Konvention zum Schutze der Menschenrechte

### 36 «Ich fürchte, wir fallen auf die Nase»

Interview mit Siegfried Gerlach, CEO von Siemens Schweiz

### 38 Goldinitiative Barry Eichengreens Gegenargumente

### 40 Flaggschiff mit Leichtmatrosen

Christoph Mörgeli zum «Historischen Lexikon der Schweiz»

### 42 Ein Christbaum auf Raten

Robert K. Heuberger über sein Leben und sein Geschäft

### 45 Prävention Schädliche Jodpillen

### 46 Wer kommt, muss zahlen

Die Schweiz sollte die Zuwanderung mit Abgaben lenken

### 50 Medizin Fast alle Kieferorthopäden sind Ausländer

### 52 Die russische Karte

Deutschland: Wohin steuert der Koloss in Europas Mitte?

### 54 «Grosses Volk»

Putins historisches Interview im deutschen Fernsehen

### 55 Russland Offen für Gespräche

### 59 Weltpolitik Der Einfluss des Sultans Qabus von Oman

### 61 Justiz Freispruch für Stephan Schmidheiny in Italien

### 62 Knutschflecken auf dem Spiegel

Der neue Narzissmus der Männer

### 65 Essen Die neue Selbstfindung schlägt auf den Magen

# — Meisterwerk —

## **Il Bruciato 2012/13**

*Bolgheri doc  
Tenuta Guado al Tasso  
Antinori – Toscana*

Sonnenglut der Maremma.  
Verzauberndes Fruchtbouquet.  
Maskuline Struktur, langes Finale.  
Verleitet zum Geniessen.

*Bindella*

CHF **18.80** netto  
statt 23.50, 75 cl

**gültig bis 31.12.2014**  
jetzt bestellen auf  
[bindella.ch](http://bindella.ch)



*Bindella*  
la vita è bella



«Wir haben genug Interessierte»: Luftwaffenchef Aldo C. Schellenberg. Seite 66

## Interview

### 66 «Wir müssen näher an die Leute ran»

Bei einer Visite am Polarkreis sagt der Luftwaffenchef Aldo C. Schellenberg, wie er nach der Gripen-Niederlage die Löcher im Schweizer Himmel zu stopfen gedenkt

## Stil & Kultur

### 70 Stil & Kultur «Lana Del Rey» von Jean-Baptiste Mondino

### 72 Bestseller

### 72 Kartograf der Ängste

Wolfram Knorr über Stephen Kings Albträume von der Konsumgesellschaft

### 74 Urschweizer Trötzeleien

Vor zweihundert Jahren musste Nidwalden Engelberg an Obwalden abtreten

### 76 Top 10

### 76 Kino «Nightcrawler»

### 77 Jazz Louis Sclavis

### 78 Namen Sternstunde ohne Glanz

### 79 Hochzeit Meri Barber und Kody Brown (Teil 1)

### 79 Thiel Federspitze

### 80 Wein Isole e Olena: Cepparello 2011

### 80 Zu Tisch Le Guide Michelin 2015

### 81 Auto Jeep Grand Cherokee 6.4 V8 SRT

### 82 MvH trifft Boris Blank, Elektromusiker

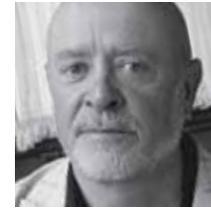
## Autoren in dieser Ausgabe

### Barry Eichengreen



Der US-Ökonom ist einer der renommiertesten Analytiker der Weltwirtschaft. Er unterrichtet Ökonomie und politische Wissenschaften in Berkeley. Die Schweizer Goldinitiative hält er für einen besonders radikalen und fehlgeleiteten Versuch, den Spielraum der Notenbank einzuschränken. Seite 38

### Georg Brunold



Der Bündner war als Journalist in Kairo und im marokkanischen Tanger tätig. Zwischen 1987 und 1995 war er Auslandredaktor und Nairobi-Korrespondent der *Neuen Zürcher Zeitung*. Er schreibt über die diplomatische Schlüsselrolle des Sultans Qabus von Oman in der Weltpolitik. Seite 59

## Blättern wie im gedruckten Heft.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das E-Paper noch mehr Lesevergnügen. Beachten Sie den Link auf unserer Website.



**DIE WELTWOCH**

Zusammen  
feiern, zusammen  
spenden.



Jetzt downloaden  
und spenden:  
Auf Ex Libris, Google  
Play, iTunes den  
Song «Ensemble»  
kaufen.

Schweizer Musiker singen für die Bedürftigen in der Schweiz. Mit Ihrer Spende helfen Sie mit, dass diese Weihnachten ein Fest für alle wird. Unterstützen Sie die Aktion der Migros mit einer Spende oder dem Download unseres Weihnachtsliedes. Die Migros verdoppelt Ihre Spende mit bis zu 1 Million Franken.  
**Mehr Infos und Spendemöglichkeiten finden Sie unter [migros.ch/weihnachten](http://migros.ch/weihnachten).**

Eine Aktion der Migros für:

CARITAS

HEKS



winterhilfe

**MIGROS**  
Ein M festlicher.

Toshiba empfiehlt Windows.



**RELIABILITY  
GUARANTEE**

Geld zurück + gratis Reparatur

## ➤ **GETESTET. ZUVERLÄSSIG. GARANTIERT.**

### **DER SATELLITE PRO R50-B: BEREIT FÜR IHR GESCHÄFT**

Stärkere Sicherheit mit Intel. Der Satellite Pro R50-B wurde vom Design und der Entwicklung bis in die Produktion konsequent auf Zuverlässigkeit ausgelegt. Das macht ihn zu einer lohnenden Investition für Unternehmen jeder Größe, denn über Ausfälle müssen Sie sich bei diesem Notebook keine Gedanken machen. Typische Toshiba Qualität eben!

Und dabei dürfen Sie uns beim Wort nehmen: Auf alle Satellite Pro R50-B mit Intel® Core™ i3- oder Core™ i5-Prozessor geben wir unsere Reliability Garantie. Sollte doch einmal ein Defekt auftreten, reparieren wir das Gerät kostenlos UND erstatten Ihnen den Kaufpreis!\*

Mehr Infos und die Teilnahmebedingungen finden Sie unter:

[www.toshiba.ch/de/reliability](http://www.toshiba.ch/de/reliability)

#### **SATELLITE PRO R50-B-109**

- Intel® Core i5-Prozessoren der vierten Generation
- Windows® 7 Professional (vorinstalliert) und Windows 8 Pro (auf DVD) oder Windows 8.1
- Entspiegeltes HD-Display mit 39,6 cm (15,6")
- 2 x USB 3.0, 1 x USB 2.0, 1 x HDMI®, 1 x RGB, Intel® WiDi®, Intel® Wi-Fi (802.11 ac+a/b/g/n), Bluetooth® 4.0, Gigabit LAN
- Festplatte mit bis zu 1 TB oder Hochleistungs-Festplatte mit bis zu 500 GB
- Trusted Platform Module 1.2
- Bis zu 6,5 Stunden Akkulaufzeit (MobileMark 2012)
- 2,3 kg

**TOSHIBA**  
Leading Innovation >>>

\* Die „Reliability Garantie“ gilt für den Satellite Pro R50-B mit Intel® Core™ i3 und für den Satellite Pro R50-B mit Intel® Core™ i5. Sollte Ihr Notebook innerhalb eines Jahres ab Kaufdatum einen Defekt aufweisen, der den Garantiebedingungen entspricht, können Sie eine kostenlose Reparatur im Rahmen der Standardgarantie sowie eine Rückerstattung des Kaufpreises beantragen. Diese Garantieleistungen können nur beantragt werden, wenn das Notebook innerhalb von 30 Tagen ab Kaufdatum registriert wurde. Diese Aktion gilt nur für Modelle, die unter die Garantie fallen. Die Bedingungen können Sie unter [www.toshiba.ch/de/reliability](http://www.toshiba.ch/de/reliability) herunterladen.

## Erdung für die SNB

Von Florian Schwab — Unter Federführung der Nationalbank wird die Goldinitiative schlechtgemacht. Doch können wir den Herren des Geldes wirklich trauen?



«Scharfe Klinge»: Nationalbankpräsident Jordan.

Würde über die Goldinitiative in den Medien abgestimmt, ein kommunistisch anmutender Nein-Stimmenanteil wäre ihr gewiss. Vor rund einem Monat brachte sich die Schweizerische Nationalbank (SNB) in Stellung. In der *Neuen Zürcher Zeitung* liess sie wissen, ihre Spitzenvertreter hätten im Vorfeld der Volksabstimmung ein besonders offenes Ohr für Interview- und Medienanfragen. Sogar eine «Arena»-Teilnahme von SNB-Präsident Thomas Jordan wurde erwogen, dann aber verworfen, als die Stimmung sich in den Umfragen auch ohne eine solche in die gewünschte Richtung zu drehen begann. Die SNB ist eine Art heilige Institution. Die grosse Mehrheit der ernstzunehmenden Wissenschaftler, die im Lande zur Geldpolitik forschten und forschen, sind eng mit der Nationalbank verbandelt.

Nicht nur die öffentliche Meinung bewegt die SNB wie von Zauberhand, sondern auch die Finanzmärkte. Eine Ankündigung genügt, und der Euro-Kurs schießt um fünfzehn Prozent in die Höhe. Die Wurzel dieser Macht liegt in der Möglichkeit der Notenbank, beliebig viel Geld zu drucken. Sie ist heute nicht einmal mehr durch die Weltpapiervorräte begrenzt. Theoretisch tut es ein Knopfdruck des dreiköpfigen SNB-Direktoriums, und in den Bankbilanzen reihen sich die Nullen aneinander. Die SNB-Oberen gestehen freimütig die Macht

ein, die sie kraft ihres Amtes haben. So sagte kürzlich Thomas Jordan in einer Rede: «Wer die Geldpolitik in den Händen hat, der führt eine scharfe Klinge.»

### Hildebrand ist überall

So viel Macht muss nicht schlecht sein, doch es kommt darauf an, wer sie innehat. Der SNB-Präsident hiess nicht immer Jordan, sondern er hiess auch schon einmal Philipp Hildebrand. Dieser investierte auf eigene Rechnung in die von ihm selber ausgelöste Abwertung des Schweizer Frankens.

Die Notenbanker zelebrieren sich bei jeder Gelegenheit als «politisch unabhängig» und insofern als würdig, die schwindelerregende Macht, gepaart mit Verantwortung, zu tragen. Leider ist es mit der Unabhängigkeit nicht so weit her wie behauptet. Der Franken-Mindestkurs wurde am sogenannten «Franken-Rütli» auf Wunsch der Exportindustrie aufgegleist. Er löste einen handstreichartigen Wertverlust von Guthaben in Schweizer Franken aus. Man könnte das auch als Enteignung bezeichnen. Wie man es auch dreht und wendet: Die Nationalbank ist ein politisches Geschöpf.

Das hat kürzlich sogar das Direktoriumsmitglied Jean-Pierre Danthine im Abstimmungskampf eingestanden. Er argumentierte, die Goldinitiative brächte die finanziellen Ausschüttungen an die Kantone in Gefahr. Dies, obwohl sich die SNB sonst bei jeder Gelegenheit die Begehrlichkeiten der Finanzdirektoren als politische Einmischung verbittet.

In der Abstimmung vom Sonntag geht es nicht darum, ob Gold zu jeder Zeit ein gutes Investment ist, oder darum, ob man der derzeitigen Führungsriege vertrauen kann. Es geht um die Frage, ob die Macht dreier Funktionäre unbegrenzt sein soll oder ob sie durch ein physisches Gut geerdet werden muss.

Die Initiative bleibt mit ihrem Gold-Minimum von zwanzig Prozent der Bilanzsumme weit hinter dem zurück, was bis 1999 der Gesetzestext in der Verfassung war: «Die Golddeckung muss wenigstens 40 Prozent der im Umlauf befindlichen Noten betragen.» Innerhalb dieses Korsetts wurde der Franken zur wohl werthaltigsten Währung der Welt. Wie bemerkte einst Alan Greenspan, der Archetyp des «Finanzzauberers» und der einstige Herr des billigen Geldes: «Ohne Goldstandard gibt es keine Möglichkeit, Ersparnisse vor der Enteignung durch die Inflation zu schützen.»

Mehr zum Thema: Seite 38

## Der die Justiz füttert



Muhlis Ari, Deutschtürke.

In seinem früheren Leben war er «Mehmet», Deutschlands berühmtester Türke, bis er im Alter von vierzehn Jahren in das Land seiner Väter abgeschoben wurde. Jugendrichter, Pädagogen, Polizisten und Politiker hatten sich vergeblich an ihm abgearbeitet. An ihm entzündete sich, damals, 1998, die hitzigste Debatte über Ausländerkriminalität. «Mehmet», der eigentlich Muhlis Ari heisst, raubte Passanten aus, schlug Mitschüler bewusstlos, drohte einem Mädchen mit seinem Messer den Tod an und klaute, was ihm in die Finger kam, einmal in drei Stunden vierzig Velos. Nach der 62. Straftat reichte es für den Alltagsterroristen zu einem Jahr Jugendgefängnis unbedingt – stattdessen wurde der Junge, ein kraftstrotzendes, unberechenbar brutales Riesenbaby («Carlos» lässt grüssen), der in der Münchner Trabantenstadt Neuperlach aufgewachsen war, unter Anteilnahme der Weltmedien in die fremde Heimat verfrachtet, straflos.

Er bekam einen Job als Radiomoderator in Istanbul, für 4200 Mark monatlich, wurde jedoch bald wegen Diebstahlverdachts entlassen und lebte bei einem Onkel auf dem Lande. Vier Jahre später nahm ihn Deutschland gnädig wieder auf, er machte einen Hauptschulabschluss, dann verprügelte er seine Eltern, wurde zu hundert Stunden Arbeitsdienst verknurrt, fälschte die Nachweise und bekam dafür achtzehn Monate. Muhlis Ari haute ab in die Türkei, diesmal freiwillig. Es wurde ruhig um den Justizflüchtling, der sich mit Autohandel und als Veranstalter von Paintball-Events über Wasser hielt, bis er letztes Jahr seine Autobiografie veröffentlichte, aber kein Visum für die Frankfurter Buchmesse erhielt. Jetzt stand er, mittlerweile dreissig, in der Türkei wieder vor dem Richter, angeklagt wegen Raubüberfalls auf einen deutschen Touristen, und wurde in erster Instanz zu einhalb Jahren verurteilt. Dann doch lieber Deutschlands korrekter Strafvollzug als ein finstere Verlies in der Türkei, sagt sich Muhlis. Sein Anwalt kämpft dafür, dass sein Klient zurück nach München und erstmals hinter Gitter darf. Schon wieder ein Präzedenzfall, wie einst die Verbannung in die Türkei. Peter Hartmann

## Zahlen, bitte!

Von Philipp Gut — Die oberste Frauenschützerin des Landes verpeilt das Problem.

Die häusliche Gewalt steht wieder auf der Agenda, aus zwei aktuellen Gründen. Erstens ist ein auch medial ausgetragener Streit über die Frage entbrannt, ob Frauenhäuser ihre Adressen öffentlich bekanntgeben sollen oder nicht. Die Romands verfolgen eine Praxis der Sichtbarkeit: Sie wollen, dass Frauen im Notfall auch selber hinfinden. Das Frauenhaus Aargau/Solothurn möchte dieses welsche Modell nun übernehmen. Dagegen regt sich interner Widerstand: Susan Peter vom Vorstand der Dachorganisation Frauenhäuser der Schweiz hält dies für verfehlt. Frauen seien gefährdet, wenn der Standort der Zufluchtsstätten bekannt sei, sagte sie im Schweizer Radio.

Zweitens: Am Dienstag, dem internationalen Tag gegen Gewalt an Frauen und Mädchen, hat das Bundesamt für Statistik die neuesten Zahlen zur polizeilich registrierten häuslichen Gewalt in der Schweiz veröffentlicht. Auch hier setzt Susan Peter von der Dachorganisation der Frauenhäuser nicht auf Transparenz, im Gegenteil. Wer erwähne, dass die meisten Opfer Ausländerinnen seien, stigmatisiere diese Gruppe. Wie bitte?

### Ausländer: Mehr Opfer, mehr Täter

Im Schweizer Radio blieb diese Aussage unwidersprochen. Mit Verlaub, Frau Peter: Die Rede von einem «Stigma» ist in diesem Zusammenhang sinnlos. Die Fakten der Bundesstatistiker sprechen für sich: Von den insgesamt 9381 Opfern der häuslichen Gewalt im Jahr 2013 sind beinahe die Hälfte ausländisch. Bei den Tätern sind es sogar mehr als fünfzig Prozent. Die Übervertretung der Ausländer in beiden Kategorien ist augenfällig.

Mit verschämten und unsinnigen Verschleierungstaktiken («Stigma») ist niemandem geholfen, am wenigsten den Betroffenen selber. Ein Viertel der Geschädigten, auch diese Zahl bleibt interessant, ist übrigens männlich.

Die erstaunlichen Aussagen einer Susan Peter fügen sich ein in eine sonderbare Tradition rhetorischer und intellektueller Verrenkungen. Auch die Eidgenössische Kommission gegen Rassismus hat schon viel Verständnis für frauenschlagende Männer geäußert – wenn sie denn aus fremden Kulturen stammen. Schweizer Juraprofessorinnen votieren für die Anerkennung von Zwangsehen, die im Ausland geschlossen wurden. Hierzulande zählen sie offiziell zur häuslichen Gewalt. Erstmals seit 2009 verzeichnet die Statistik zwei solcher Fälle. Soll man auch darüber schweigen?

## Allzu schöne Schweiz

Von Rico Bandle und Philipp Gut — Das Schweizer Fernsehen will weniger Swissness und mehr Europa. Direktor Ruedi Matter wiegelt öffentlich ab. Intern treibt er den Umbau persönlich voran.



Bloss ironisch: SRF-Direktor Matter.

Die Swissness ist «Teufelszeug»: Der Satz aus einem internen Papier, das die *Weltwoche* in ihrer letzten Ausgabe an dieser Stelle auszugsweise publizierte, hat Politiker, Medien und insbesondere das Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) selber aufgeschreckt. Dahinter steht Unterhaltungschef Christoph Gebel: Er hält Erfolgssendungen wie «SRF bi de Lüt» für problematisch, ja gefährlich, weil sie seiner Ansicht nach ein «reaktionäres Weltbild» vermitteln. Auch in Unterhaltungssendungen seien «realistischere Stoffe unbedingt einzuplanen». Zugleich fordert Gebel eine verstärkte Ausrichtung auf «Europa» und den internationalen Grosszusammenhang («In Ergänzung zur Europa müsste noch der Begriff «CH in der Welt» gesetzt werden»).

### Anti-Schweiz-Kampagne ist Chefsache

Die *Weltwoche*-Enthüllung hat eine angeregte Debatte entfacht, auch SRF-Direktor Ruedi Matter nahm Stellung. Dabei wiegelte er ab: Der Ausdruck «Teufelszeug» sei bloss ironisch zu verstehen, so Matter im *Blick*.

Der SRF-Direktor hat Humor! Der Begriff «Teufelszeug» mag zwar witzig-ironisch klingen, in der Sache aber ist es dem Schweizer Fernsehen durchaus sehr ernst. Unterhaltungschef Gebel ist kein exzentrischer Hofnarr, sein Anliegen ist Chefsache. Die Ge-

schäftsleitung steht hinter ihm. Und auch SRF-Direktor Ruedi Matter will das Thema Swissness persönlich aufgreifen und vertiefen, wie Insider berichten.

Was das Publikum nur schwer nachvollziehen kann – wie unter anderem die Kommentare in den Leserbriefspalten zeigen –, kommt für Kenner weniger überraschend. Dass Gebel und Matter mit Schweizer Werten, Traditionen und Eigenarten ihre liebe Mühe haben, zeigte sich bereits in der Vergangenheit. 2008 ver-

### Gebel und Matter haben mit Schweizer Werten Mühe. Das zeigte sich bereits in der Vergangenheit.

bannte Gebel, damals noch als Programmleiter von Radio DRS, die Schweizer Volksmusik von DRS 1 auf den neuen Sender Musikwelle 531. Wofür die Mehrzahl der Hörer kein Verständnis hatte. Und Matter machte als Radiodirektor von sich reden, weil er Nachrichtenredaktoren das Mikrofon wegnahm, deren Aussprache nicht lupenrein Bundesdeutsch klang und aus seiner Sicht zu helvetisch gefärbt war.

Die aktuelle Anti-Swissness-Kampagne ist generalstabsmässig orchestriert. Involviert sind neben Direktor Matter und Unterhaltungschef Gebel auch Christian Messerli, Stab-

chef der Abteilung Unterhaltung, sowie Martin Bloch, der für die Entwicklung neuer Formate zuständig ist. An der Basis, bei Redaktoren, Machern, Moderatoren, scheint der Feldzug gegen das allzu Schweizerische allerdings weniger beliebt zu sein: Am Mittagstisch und anderswo wundern sich SRF-Mitarbeiter über die Pläne der Geschäftsleitung.

### Roger de Wecks politische Einflussnahme

Man kann das verstehen. Wenn man so erfolgreiche Sendungen wie die «Landfrauenküche», die Traumeinschaltquoten erreicht, als «reaktionär» (Gebel) bezeichnet, muss man sich die Frage gefallen lassen, ob da nicht vielleicht politische statt journalistische Kriterien im Vordergrund stehen. Tatsächlich berichten Insider, unter Generaldirektor Roger de Weck habe die politisch motivierte Einflussnahme aus der Teppichetage zugenommen. «Ich will Fernsehen machen, nicht Politik», ärgert sich ein Betroffener. Vorgängerin Ingrid Deltenre tickte anders: Sie sei «marketinggetrieben» gewesen und habe sich mehr an Quoten und den Bedürfnissen des Publikums orientiert.

Die volkspädagogische Programmmoffensive, mit der die SRF-Spitze die Zuschauer zu einer «moderneren», sprich: EU-freundlichen und progressiven Weltanschauung umerziehen will, zeugt nicht nur von einer gewissen Geringschätzung

### Als ob die Zuschauer es nötig hätten, «in die richtige Richtung» gelenkt zu werden.

zung gegenüber den eigenen Mitarbeitern, die mit grossem Einsatz beliebte Sendungen machen, sondern auch gegenüber dem Publikum. Als ob die Zuschauer es nötig hätten, «in die richtige Richtung» (nochmals Christoph Gebel) gelenkt zu werden. Sie befassen sich längst freiwillig und intensiv mit dem Weltgeschehen jenseits der Landesgrenzen, schliesslich schauen die Schweizer Zuschauer zu über sechzig Prozent ausländische Sender. Wenn sie dann einmal auf SRF umschalten, möchten sie nicht noch einmal dasselbe sehen wie überall sonst.

Offensichtlich sehen die SRF-Vordenker die Swissness nicht als Chance, sondern eher als Last für das Schweizer Fernsehen. Unterhaltungschef Gebel spricht selber vom «wichtigsten Alleinstellungsmerkmal». Nur handelt er nicht danach: Er setzt ausgerechnet diesen wichtigsten Wettbewerbsvorteil aufs Spiel.

Last, but not least: Die neue Anti-Swissness-Strategie ist auch deshalb verfehlt, weil das Schweizer Fernsehen seine Milliarden nicht auf dem freien Markt verdient, sondern durch Gebührenzwang bei jedem Schweizer Haushalt vom privaten Budget abzwackt. Auch die SRF-Bosse beziehen ihren schönen Lohn aus der Schweiz. Und nicht aus Europa und der Welt.

## Personenkontrolle

### Steinbrück, Widmer-Schlumpf, Aeschi,

Wahrscheinlich nervt ihn sein Kavallerie-Vergleich inzwischen selbst am meisten. «Das werde ich wohl nie wieder los», sagte Peer Steinbrück in gespielter Verzweiflung an einem Vortrag über die «Zukunft der Demokratie» an der Uni Zürich im Kreise wilder Rothäute. Als Dankeschön gab es dann noch, neben dem vermutlich üppigen Honorar, einen Federkopfschmuck und eine Flasche Appenzeller Feuerwasser. Von der Schweiz, in die er einst einmarschieren wollte, versteht der ehemalige SPD-Kanzlerkandidat freilich immer noch nichts. Bewegt beschrieb er den beklagenswerten Zustand politischer Parteien überall in Europa – nur um zu verkünden, dass es zu ihnen keine Alternative gebe. «Nur sie können demokratisch legitimierte Mehrheiten schaffen», behauptete er. In der Schweiz gelingt das auch dem Souverän. Allerdings wollte kein Schweizer im Publikum Steinbrück auf den Fehler hinweisen. (ky)

Während der aktuellen Budgetdebatte lobte Finanzministerin **Eveline Widmer-Schlumpf** sich und ihre Vorgänger: Sie hätten in den letzten Jahren eine hervorragende Arbeit geleistet, Schulden abgebaut, Disziplin bewiesen. Auf die Frage, wie es um ihre eigenen Verdienste stehe und ob die Ausgaben des Bundes seit ihrer Amtsführung nicht schneller gewachsen seien



*Eigene Verdienste?* Widmer-Schlumpf.

als diejenigen der Schweizer Volkswirtschaft, antwortete die BDP-Politikerin: «Sie sehen, dass das Wirtschaftswachstum immer höher war als das Ausgabenwachstum des Bundes.» SVP-Nationalrat Thomas Aeschi hakte nach. Widmer-Schlumpf beharrte auf ihrer Aussage: «Sie können schauen, wie das Wirtschaftswachstum in den fünf Jahren war, und Sie können auch schauen, wie die Entwicklung des Bundeshaushaltes war.» Das Bundesamt für Statistik und das Staatssekretariat für Wirtschaft klären auf: Das Ausgabenwachstum des Bundes zwischen 2008 (Amtsantritt Widmer-Schlumpf) und 2013 lag bei 12,6 Prozent. Das Bruttoinlandprodukt wuchs lediglich um 7,9 Prozent. (gut)

## Nachruf



*Richard Wagner des Eishockeys:* Tichonow.

**Wiktor Tichonow (1930–2014)**— Vielleicht war die sowjetische Eishockey-Nationalmannschaft unter Coach Wiktor Tichonow am Ende das beste und einzige wirklich wettbewerbsfähige Produkt, das der Kommunismus je hervorbrachte. Die «Sbornaja» – so nannten sie ihr Team – steigerte den Kollektivismus auf Kufen zur Kunstform einer neuen, bis dahin nie realisierten Vollendung des Zusammenspiels. Es gab bei den Kanadiern um Gretzky und Lemieux die besseren Individualisten, aber niemand komponierte diesen Mannschaftssport so genial wie Tichonow, sinfonisches Eishockey, das in menschenverachtenden Ganzjahrestrainingslagern geübt wurde, einer Art Hockey-Gulag, der den Trainer bei seinen Spielern trotz Serienerfolgen dauerhaft verhasst machte.

Tichonow, der Mann mit dem Schlangenhals, kinnlos, nie lächelnd, an der Bande stehend ohne erkennbare Emotionen. Während die anderen Nationaltrainer kamen und gingen, blieb Tichonow unverrückbar der Chef. An Pressekonferenzen bei Weltmeisterschaften und Olympischen Spielen hielt er mit leiser, nieselnder Kopfstimme mutmasslich brillante mehrminütige Vorträge, die seine offiziellen Übersetzer jeweils in dem Satz zusammenfassten: «Coach Tichonow thinks it was good game. Next question, please.» Er war eine Erscheinung aus der Steinzeit der Medienöffentlichkeit. Ihn umwehte das Mysterium der Intransparenz. Nach der Implosion des Ostblocks war für ihn kein Platz mehr. Wiktor Tichonow bleibt der russische Richard Wagner des Eishockeys, eine überragende, tragische, fragwürdige Figur. Einen Besseren wird es so schnell nicht mehr geben. *Roger Köppel*

## In deutschen Diensten

Von Florian Schwab — Auf Geheiss Deutschlands führten Schweizer Staatsanwälte eine Grossrazzia im Zusammenhang mit der Bank Sarasin durch. Recherchen zeigen: Die Deutschen agierten auf extrem wackliger Rechtsgrundlage. Trotzdem wirkten die Schweizer willig mit.



Im Fegefeuer übereifriger deutscher Staatsanwälte: Ex-Bankchef Sarasin.



Enormes politisches Interesse: deutscher Finanzminister Schäuble.

Am 15. Juli 2014 schickt die Staatsanwaltschaft Köln ein Rechtshilfeersuchen nach Bern. Im Fokus: mehrere Rechtsanwälte, Finanzfachleute und das altehrwürdige Bankhaus Sarasin in Basel. Der Vorwurf: bandenmässiger Abgabebetrug. Angeblich soll Sarasin betrügerische Fonds vertrieben haben, die mit schummerigen Steuerlücken Geld verdienten.

Am 22. Oktober marschiert die Staatsanwaltschaft in drei Kantonen los, durchsucht Wohnungen und Büros an zwanzig Adressen. Eine bedeutende Razzia rollt an. Schweizer Polizisten und Staatsanwälte schwärmen aus, ferngelenkt von einer deutschen Staatsanwältin, die vorher in die Schweiz gekommen war.

Nicht einmal zehn Tage später tritt Eric Sarasin, der Chef der gleichnamigen Bank, zurück. Er war privat in Deutschland von Kunden eingeklagt worden, welche Anteile an den kritisierten Fonds erworben hatten. Darunter sind gewichtige Namen: Carsten Maschmeyer, der flamboyante Gründer des Lebensversicherers AWD, und Erwin Müller, Inhaber der nach ihm benannten Drogeriekette. Zwischen den Betei-

ligten spielt sich eine öffentliche Schlamm-schlacht ab. Besonders tut sich Maschmeyer hervor, der vierzig Millionen Euro in die betreffenden Fonds investiert hat und Kollegen dazu animierte, weitere fünfzig Millionen lockerzumachen. Nachdem Auszahlungen in der Höhe von 110 Millionen Euro blockiert sind, gerät Maschmeyer im Kollegenkreis unter Druck.

### Aggressionen und Vergeltungswünsche

Illuster ist nicht nur der Kreis der Involvierten. Auch die Summen, um die es geht, würzen den Fall. Recherchen der *Weltwoche* zeigen nun, dass die Grossrazzia auf sehr wackliger Rechtsgrundlage lanciert wurde. Die Schweizer Behörden hinterlassen keinen überzeugenden Eindruck.

Zunächst aber zur Rechtslage und zur Vorgeschichte: Es geht um die juristische Bewertung sogenannter Cum-Ex-Geschäfte, die den fraglichen Fonds zugrunde liegen. Darunter versteht man eine komplizierte Abfolge gezielter Aktienkäufe und -leerverkäufe um den Tag herum, an dem die Dividenden ausbezahlt werden.

Dabei macht man sich kleinste Unschärfen in der Bewertung von Aktien mit (cum) und ohne (ex) Dividendenanspruch zunutze. Eine möglicher Ausfluss aus diesen Arbitragemodellen sind mehrfache Rückerstattungsansprüche für die auf die Dividenden bezahlte Quellensteuer (ähnlich der Verrechnungssteuer).

Diese Praxis war nach deutschem Recht lange Zeit legal, aber moralisch und politisch zunächst von links heftig umstritten. Mehrere deutsche Finanzminister haben sich damit beschäftigt, keiner aber wollte sich bis 2012 dazu durchringen, diese Lücke im deutschen Steuerrecht zu schliessen. Im Zuge der Finanzkrise verschärfte sich der Ton vor allem in Deutschland. Nicht nur der Steuerbetrug und die -hinterziehung, auch das legale Ausnützen von Steuerschlupflöchern löste Widerwillen, Aggressionen und Vergeltungswünsche aus.

Nun muss man wissen, dass viele deutsche Banken diese Geschäfte mit grossem Erfolg getätigt haben. Für den Kunden winkten Renditen bis zu zwölf Prozent. Ironischerweise stiess die frühere Schweizer Bank Sarasin nach reifli-

cher rechtlicher Prüfung erst spät in dieses Feld vor. Sie stellte die besagten Fonds zwar selber nicht her, vertrieb sie aber. Für unsere Betrachtung ist vor allem das Jahr 2011 entscheidend. Es war dies auch das Jahr, in dem die Politik mit neuer Vehemenz gegen die Cum-Ex-Fonds auf die Barrikaden stieg und sie per Anfang 2012 verunmöglichte und für illegal erklärte.

Aufhorchen liess im Frühling 2013 die Behauptung von Finanzminister Wolfgang Schäubles Staatssekretär Hartmut Koschyk gegenüber dem Bundestag, die Cum-Ex-Fonds hätten «keine Gesetzeslücke» ausgenutzt, «sondern die betriebenen Modelle» selbst seien «illegal» gewesen. In Abkehr aller bisherigen Einlassungen seines Ministeriums und der juristischen Lehrmeinung bereitete er so den Boden dafür, dass aus der moralischen Anprangerung eine strafrechtliche Verfolgung werden konnte. In der Folge beauftragte das Schäuble-Ministerium drei sogenannte Schwerpunktstaatsanwaltschaften, darunter diejenige in Köln. Mit anderen Worten: Es gibt ein enormes politisches Interesse bis hinauf zum deutschen Finanzminister, dass die Bank Sarasin wegen ihrer Cum-Ex-Fonds symbolträchtig bekämpft und bestraft wird.

**Schiefes Licht auf deutsche Steuerfahnder**  
Jetzt aber kam es am 16. April 2014 zu einer dramatischen Wende. An diesem Tag nämlich fällt der Bundesfinanzhof (BFH), das oberste Gericht in Steuerangelegenheiten, gegen Minister Schäuble ein bemerkenswertes Grundsatzurteil. Der von Schäubles Staatssekretär forsch für illegal erklärte Cum-Ex-Mechanismus der Fonds sei zum Zeitpunkt der Sarasin-Fonds 2011 gar nicht illegal gewesen. Damit hatte der BFH der deutschen Justizattacke gegen die Fonds und ihre Urheber eigentlich die Grundlage entzogen. Erst ab dem 1. Januar 2012 habe der deutsche Gesetzgeber unmissverständlich die politisch umstrittenen Geschäfte verboten, nicht aber vorher, so der BFH.

Trotzdem blockiert das Bundeszentralamt für Steuern in Bonn weiter mehr als zehn Milliarden Euro an Steuerrückerstattungen. Sollten sie dereinst gutgeheissen werden, so flösse trotzdem noch Geld an die Arbitrage-Investoren. Doch noch bevor entschieden ist, ob das Geld ausbezahlt wird, rollt die strafrechtliche Maschinerie an, zu der auch die Schweiz per Rechtshilfe ihren Beitrag leistet.

Das folgenschwere BFH-Urteil wirft nicht nur ein schiefes Licht auf die deutschen Steuerfahnder, sondern auch auf ihre Schweizer Helfer: Haben die deutschen Staatsanwälte das Urteil verschwiegen und sich so die Rechtshilfe erschlichen? Hätten die Schweizer Behörden Rechtshilfe gewähren dürfen, wenn sie das Urteil gekannt hätten?

Zeichnen wir zuerst den Weg des Rechtshilfeersuchens bis nach Zürich nach. Es wurde von der Staatsanwaltschaft in Köln Mitte Juli wie

üblich an das Bundesamt für Justiz in Bern geschickt. Dieses übermittelte es, ebenfalls wie üblich, am Mittwoch, 30. Juli, für eine summarische Prüfung an den Dienst für Informationsaustausch in Steuersachen (SEI) im Eidgenössischen Finanzdepartement, wo es am Tag vor dem 1. August, einem Donnerstag, eintrifft.

Bereits am nächsten Mittwoch verlässt eine fünfseitige Stellungnahme des SEI das Finanzdepartement. Das Fazit: Die deutschen Behörden hätten «glaubhaft» dargelegt, «dass durch den beschriebenen Sachverhalt ein Abgabebetrug herbeigeführt worden ist» – der Startschuss für die Razzia. Das Bundesamt für Justiz sucht nun einen «Leitkanton», dessen Staatsanwaltschaft die Ermittlungen durchführen wird. Aus praktischen Gründen kommt meist die Staatsanwaltschaft I B des Kantons Zürich zum Zug – spezialisiert auf Rechtshilfe bei Wirtschaftsdelikten. Der Leiter dieser Einheit, Staatsanwalt Marcel Strassburger, übergibt den Fall einem Untergebenen, Staatsanwalt Hünig.

Wir bohren bei den involvierten Amtsstellen nach: Ist die Schweiz verpflichtet, trotz einer derart wackeligen juristischen Grundlage Rechtshilfe zu leisten?

Der SEI, dessen Stellungnahme für das Eintreten entscheidend war, blockt sämtliche Fragen zu dem Fall ab. Beim Bundesamt für Justiz heisst es wolkig, die Schweiz gehöre gemeinsam mit Deutschland zu den «Mitgliedstaaten des Europäischen Rechtshilfeübereinkommens», ein «Ermessensspielraum» bestehe nicht, wenn die Voraussetzungen erfüllt seien.

---

### Die Gewährung der Rechtshilfe sei nicht «offensichtlich unzulässig».

---

Der von den Deutschen behauptete Sachverhalt entspreche «prima vista einem [rechtshilfefähigen] Abgabebetrug nach schweizerischem Recht». Die Gewährung der Rechtshilfe sei somit nicht «offensichtlich unzulässig».

Ähnlich die Auskunft von Staatsanwalt Strassburger: Die Rechtslage im ersuchenden Staat müsse «nicht geprüft» werden, es herrsche das «Vertrauensprinzip». Immerhin gesteht er ein: «Das Urteil des Bundesfinanzhofes vom 16. April 2014 lag uns nicht vor», im gegebenen Fall handle es sich aber gemäss Stellungnahme der Steuerverwaltung um einen rechtshilfefähigen Abgabebetrug. «Das Vorliegen eines rechtshilfefähigen Delikts genügt.» Ein anderer informierter Staatsanwalt äussert hinter vorgehaltener Hand Kritik: Die Rechtsgrundlage in beiden Ländern gehöre im Lichte des Urteils nochmals überprüft.

Wir unterbreiten den Fall auszugsweise dem Vorgänger Marcel Strassburgers als Leiter der Staatsanwaltschaft I B, dem Zürcher Juristen David Zollinger. Er stellt fest, dass der SEI offenbar der Frage nicht nachgegangen sei, «ge-

gen welche geschriebene Norm die Cum-Ex-Geschäfte verstossen könnten». Ansonsten berichtet er, dass die Schweizer Gerichte für die Gewährung von Rechtshilfe recht niedrige Massstäbe ansetzen, da sie davon ausgehen, dass sich die Beschuldigten in ihrem Land ja immer noch rechtsstaatlich zur Wehr setzen können. «Die Rechtshilfe dient grundsätzlich nur der Beweismittelbeschaffung und nicht der materiellen Wahrheitsfindung.»

### Der erstaunliche Eifer der SEI

Allerdings stimme es «nur theoretisch», dass die Schweizer Behörden «aufgrund der Staatsverträge keinen Ermessensspielraum» hätten, wie gerne behauptet werde. Zollinger ruft in Erinnerung, dass der Schweizer Bundesanwalt im Zusammenhang mit dem Diebstahl von Bankkundendaten in Deutschland mehrere Rechtshilfeersuchen deponiert hat, ohne dass sie je beantwortet würden. «Der ersuchende Staat hat keine Rechtsmittelmöglichkeiten und kann daher nicht intervenieren, wenn er wenig oder nichts bekommt.»

Aus Ermittlerkreisen hört man, dass der Rechtshilfefall bei den Deutschen oberste zeitliche Dringlichkeit hatte. Sie wollten, dass die Schweiz gemeinsam mit den Staatsanwaltschaften in weiteren Ländern, bereits eine Woche früher als tatsächlich geschehen, losschlage. Dagegen immerhin haben sich Strassburgers Leute gewehrt.

Für Erstaunen sorgt bei Fachleuten, mit welchem Eifer der SEI das deutsche Gesuch geprüft hat. In weniger als vier Arbeitstagen wurde mitten in den Sommerferien eine juristische Stellungnahme zu einem weitläufigen Fall erstellt. «Das ist eher ungewöhnlich», weiss David Zollinger. Normalerweise könne dies – nur schon wegen der Arbeitsbelastung – gut «Wochen bis Monate» dauern. Die Verfasser halten dagegen: Die Bearbeitungsdauer sei für ein dringliches Gesuch «nicht aussergewöhnlich».

Im Jahr 2013 erhielt die Schweiz 2330 ausländische Rechtshilfeersuchen, dieses Jahr waren es bislang 1942. Jedes einzelne wird in Bern pflichtschuldig abgearbeitet, während andere Länder «interessenbasiert» entscheiden, ob sie das Gesuch überhaupt beantworten, stellt Ex-Staatsanwalt Zollinger fest.

Im Fall Sarasin sieht es so aus, als ob die Schweizer Behörden unkritisch, vielleicht auch unter politisch-atmosphärischem Druck, allzu willig mithelfen, Schweizer Bürger und in der Schweiz wohnhafte Ausländer dem Fegefeuer übereifriger deutscher Staatsanwälte auszusetzen. Dies, obwohl sie rote Linien ziehen könnten. Über ihre Motive könnten nur die Betroffenen selbst Auskunft geben, doch sie verstecken sich hinter einer nur vordergründig eindeutigen Rechtslage. So entsteht der Verdacht, dass die gegenseitige Solidarität in der Behörden-Internationale schwerer wiegt als der Schutz vor politisch motivierten Strafverfahren. ○

## Gewisse Gefahr

Von Henryk M. Broder — Höchste Zeit, sich nicht nur Sorgen zu machen, sondern Angst zu haben.



**Z**u den bekanntesten geflügelten Worten der deutschen Sprache gehört der Satz: «Die Lage ist hoffnungslos, aber nicht ernst.» Wem das Copyright daran zu-

kommt, ist unklar. Einiges spricht für Konrad Adenauer, anderes für den Philosophen und Psychotherapeuten Paul Watzlawick («Anleitung zum Unglücklichsein»), der sich allerdings bei Adenauer bedient haben könnte.

Wer immer die Sottise in die Welt gesetzt hat, er ist soeben als Pointenkönig entthront worden – durch den Präsidenten des Bundesamtes für Verfassungsschutz, Hans-Georg Maassen, der in einem Interview mit der Zeitung *Die Welt* gesagt hat: «Die Situation ist besorgniserregend, aber wir müssen keine Angst haben.» Womit er die von Gruppen wie al-Qaida und Islamischer Staat ausgehende Bedrohung meinte. Um keine Missverständnisse zu riskieren, wollen wir den Satz im Zusammenhang zitieren: «Wir sitzen in einem Boot mit den USA, Grossbritannien, Frankreich und allen anderen westlichen Staaten. Die Situation ist besorgniserregend, aber wir müssen keine Angst haben. Wir sollten uns darauf einstellen, dass Anschläge auch bei uns passieren können, auch wenn wir natürlich alles tun, um das zu verhindern. Man muss einfach wissen: Es besteht eine gewisse Gefahr.»

Nun, eine gewisse Gefahr besteht immer und überall. Wenn man das Haus verlässt, kann man von einem herabfallenden Dachziegel erschlagen werden. Wer mit der Bahn unterwegs ist, muss damit rechnen, die Nacht auf einem Abstellgleis zu verbringen. Und wer in Thailand einen Abenteuerurlaub bucht, sollte nicht überrascht sein, wenn er in Begleitung eines Trippers heim fliegt. Das sind alles Situationen, die besorgniserregend sind, aber noch lange kein Grund, Angst zu haben.

Wenn aber der Chef des Verfassungsschutzes, der für die innere Sicherheit im Lande mitverantwortlich ist, von einer besorgniserregenden Situation spricht, vor der man freilich keine Angst haben müsse, weil sein Amt alles tue, um das zu verhindern, und wenn er zugleich erklärt, dass eine gewisse Gefahr besteht, die er freilich nicht spezifizieren mag, dann ist es höchste Zeit, sich nicht nur Sorgen zu machen, sondern Angst zu haben. Weniger vor der al-Qaida und dem IS als vor dem Verfassungsschutz.

## Wenn einer eine Reise tut

Von Kurt Schiltknecht — In fremden Ländern kann man die Effekte guter und schlechter Wirtschaftspolitik bestaunen. Eine Anleitung für den ökonomischen Blick des Touristen.

**E**ine Errungenschaft unserer Zeit ist die Möglichkeit, für relativ wenig Geld in der Welt herumreisen zu können. Man kann dem kalten Winter entfliehen und in fremden Ländern Lebensfreude tanken. Man kann aber auch andere Kulturen und Meinungen kennenlernen. Zudem bietet sich die Gelegenheit, die Wirkungen der nationalen Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik auf den Wohlstand zu beobachten. Von dieser Möglichkeit sollte jeder Gebrauch machen.

Singapur hat gezeigt, zu welchem Wohlstand ein Land in kurzer Zeit gelangen kann, wenn man die positiven ausländischen Erfahrungen mit spezifischen wirtschaftspolitischen Ansätzen im eigenen Land umsetzt. Für eine gute Politik reicht es nicht aus, in der warmen Stube über eine bessere Welt nachzudenken oder ausländische Vorschriften widerstandslos zu übernehmen. Nichts schärft den Blick für eine bessere Politik so sehr wie der permanente Vergleich mit den Verhältnissen im Ausland.

Nur selten genügen solche Reisebeobachtungen für endgültige Schlussfolgerungen. Sie animieren aber zum Nachdenken. Meine Studenten habe ich aufgefordert, bei ihren Städtebesuchen zu überlegen, unter welchem Wirtschaftssystem die schönen und unter welchem die armseligen und hässlichen Häuser gebaut worden sind. Nicht nur ein Spaziergang durch Zürich zeigt, dass die meisten schönen Quartiere in Zeiten gebaut worden sind, in denen Freihandel und eine liberale Wirtschaftspolitik herrschten. Der Liberalismus des 19. Jahrhunderts in Zürich hat nicht nur die Grundlagen für den heutigen Wohlstand geschaffen, sondern auch viele schöne Liegenschaften hervorgebracht. Eine Betrachtung der norditalienischen oder deutschen Städte zeigt Ähnliches.

### Architekturblüte des Freihandels

Die damalige liberale Wirtschaftsordnung schlug sich in Wohlstand und in den noch heute bewunderten Städtebildern nieder. Wenn der Freihandel und die freiheitliche Wirtschaftsordnung durch Protektionismus oder Sozialismus ersetzt wurden, setzte der langsame Zerfall ein. Die Entwicklung der Städte in den kommunistischen Ländern ist dafür ein beredtes Beispiel. Die Geschichte der Städte und von deren heutigem Zustand liefert einen

hervorragenden Anschauungsunterricht über die vergangene und aktuelle Politik.

Wer das nächste Mal auf eine Reise geht, sollte nicht nur ein Kärtchen mitnehmen, auf dem die Jahrgänge der Weine der verschiedenen Regionen benotet sind. Fast noch sinnvoller wäre es, ein Kärtchen mit der Steuerbelastung, der Staatsquote und den Staatsschulden der einzelnen Länder mitzunehmen. So ausgerüstet, macht es Spass, bei Auslandsreisen darüber nachzudenken, weshalb die Infrastrukturen oder die medizinische Versorgung in den einzelnen Ländern von so unterschiedlicher Qualität sind und weshalb die Arbeitslosigkeit und das Wirtschaftswachstum in den einzelnen Ländern so grosse Unterschiede aufweisen.

Wer solche Betrachtungen auf seinen Reisen anstellt, wird den Glauben schnell verlieren, dass mit höheren Steuern, einer hohen Staatsquote und Schulden der Wohlstand eines Landes gefördert werden kann.



Wer in jüngster Zeit in Europa, insbesondere in Deutschland, umhergereist ist, dem wird die Verschandelung der Landschaft durch Solarpanels und Windturbinen nicht entgangen sein. Diese Entwicklung ist die Folge des zunehmenden Einflusses fundamentalistischer Gruppierungen in der Politik. Diese Organisationen, die immer genau wissen,

was die richtigen Lösungen für gesellschaftliche Probleme sind und mit einer Vielzahl von Regulierungen und Gesetzen die Menschen zu ihrem Glück zwingen wollen, sind keine «Errungenschaft» der heutigen Zeit.

Bereits im Mittelalter haben die reaktionären Kreise in der katholischen Kirche mit Vorschriften die fortschrittlichen Klöster daran gehindert, die Industrialisierung und die Modernisierung der Landwirtschaft voranzutreiben. Die fundamentalistischen Kreise sind weltweit die grösste Bedrohung des Fortschritts. Sie versuchen zu verhindern, dass die Lösungen für die vielen Probleme dieser Welt in einer freiheitlich organisierten Gesellschaft gesucht und gefunden werden. Damit man auf seinen Reisen die Bedeutung der Freiheit für die Schaffung von Wohlstand erkennen kann, müssen die Schulen nicht nur die Kompetenz zum Reisen, sondern vor allem ein Grundwissen über die gesellschaftlichen Entwicklungen in den verschiedenen Ländern vermitteln.



## Die Wirkung macht den Unterschied.

Mit Streuwerbung erreichen Sie eine grosse Zielgruppe einfach und kostengünstig. Lancieren Sie Ihr Angebot und gewinnen Sie Neukunden! Ihrer Kreativität sind keine Grenzen gesetzt. Ihrem Erfolg auch nicht.

Fakten, Erfolgsgeschichten und Inspiration: [post.ch/wirkung](https://post.ch/wirkung)

**DIE POST** 

Gelb bewegt.



ABOVE AND BEYOND

**DAS ORIGINAL KENNT  
KEINE ALTERNATIVEN.**



[landrover.ch](http://landrover.ch)

# Keine frohen Aussichten

Von Hansrudolf Kamer — Nur wenige hatten vor gut vier Jahren darauf gewettet, dass die britische Koalition über die Runden kommt. Nun jedoch stehen unheilswangere Unterhauswahlen bevor.



Langsam, aber sicher nähert sich Grossbritannien der Entscheidung. In gut fünf Monaten wird das Unterhaus gewählt. Die beiden grossen Parteien verharren im Formtief und stolpern durch die politische Land-

schaft. Ihre Führer sind unpopulär. Selbst in den eigenen Reihen sind sie angefochten.

Labour führt in den meisten Umfragen, obwohl Parteichef Ed Miliband nur bei etwa dreizehn Prozent der Befragten ankommt – ziemlich genau das Ergebnis, das der französische Präsident in seinem Land erzielt. Der Unterschied ist, dass François Hollande vor der Wahl wesentlich besser abschnitt.

Europa steht im Zentrum der Probleme. Die Ausgangslage ist einfach, in der Wortwahl des *Daily Telegraph*: «Wenn du kein Referendum [über die EU] willst, hast du eine Reihe von Möglichkeiten. Du kannst Labour wählen oder die Liberalen, die Monster Raving Loony Party\* oder Ukip. Aber wenn du über Europa wirklich abstimmen willst, gibt es nur eine Möglichkeit: die Konservativen.»

Das ist die Strategie von Premierminister David Cameron. Ob er Erfolg hat, steht in den Sternen. Die Umfragen sind unschlussig. Cameron wird vor den Wahlen seine Europapolitik genauer darlegen müssen, als es bisher geschehen ist. Die deutsche Bundeskanzlerin Merkel wird dann vor der Gretchenfrage stehen: Soll sie auf Cameron setzen und europapolitisch Konzessionen eingehen?

Bis vor vier Jahren war es normal, dass nach zwei oder drei Amtszeiten der Konservativen die Labour-Partei an die Macht kam. Die Liberalen waren seit dem Ersten Weltkrieg abgeschrieben, schlossen sich dann mit einer Abspaltung von der Labour-Partei zusammen. Inzwischen sieht es so aus, als seien sie fast am Ende ihres Weges angekommen.

Die Tories sind seit Jahrzehnten in der Europafrage gespalten. Der in letzter Zeit rasante Aufstieg der United Kingdom Independence Party (Ukip) – sie hatte ihren ersten Auftritt bei den Europawahlen 1994 – ist einerseits eine Folge der Euro-Krise. Vor kurzem gewann sie in Nachwahlen ihre ersten zwei Sitze im Unterhaus. Nigel Farage, der Parteiführer, erklärte nachher, er würde eine Tory-Minderheitsregie-

rung unterstützen, wenn diese bis 2017 ein EU-Referendum durchführen würde. Die Tories und die Ukip hätten zusammen vielleicht genug Sitze im Unterhaus.

Die Ukip verdankt ihren Aufstieg aber auch der Desillusionierung vieler alter Konservativer. Camerons liberaler Kurs in vielen gesellschaftspolitischen Fragen, von der Unterstützung der Windkraft bis zur gleichgeschlechtlichen Ehe, und sein Werben um die Liberaldemokraten trieben und treiben viele Tories in die Arme der Protestpartei.

Aus ähnlichen Gründen zieht die Ukip auch Labour-Wähler an. Miliband wirkt auf viele gut geerdete Linkssympathisanten genauso abgehoben wie Cameron auf den alten Landadel. Vor drei Wochen waren zwanzig Mitglieder des Schattenkabinetts bereit, Miliband zu stürzen, wenn der ehemalige Innenminister Alan Johnson die Parteiführung übernommen hätte.

Zum Sturz kam es nicht, weil Johnson sich nicht zur Verfügung stellte. Miliband war einst vom linken Parteiflügel zum Nachfolger Gordon Browns gewählt worden. Seine Politik baut auf der These auf, dass die Finanzkrise die politischen Gewichte automatisch nach links verschoben habe und er Wähler in der Mitte nicht ansprechen müsse. Dies und sein intellektuell-elitäres Gehabe sind geradezu ein Fressen für Populisten aller Schattierungen.

Und dann, aus heiterem Himmel, der Tweet. Vor der Nachwahl in Rochester and Strood schickte Emily Thornberry, eine Vertraute und Stütze Milibands im Schattenkabinett, eine Kurznachricht in den Äther. Es war ein Foto von einem kleinbürgerlichen Reihenhaushaus, das mit einer England-Fahne drapiert war und vor dem ein weisser Lieferwagen stand. Die Bildlegende lautete: «Image from #Rochester».

Es war nur ein Tweet, nicht mehr. Und der Text auf den ersten Blick unverdächtig. Doch dann wallte im Netz die Empörung auf, mit dem Verdikt: Da mache sich eine typisch linke Politkarrieristin über den Normalbürger lustig. Miliband, «zornig wie noch nie», drängte Thornberry zum Rücktritt. Ihr Tweet zeige einen Mangel an Respekt vor den «normalen Wählern».

Miliband tat sich damit keinen Dienst. Kann einem Politiker, der sich von Twitter ins Bockshorn jagen lässt, die Führung einer Regierung anvertraut werden? Noch herrscht die *silly season*. Normalerweise wird die Politik härter, aber vernünftiger, je näher die Wahl rückt. Doch diesmal?

Die nicht sehr überzeugenden Tories könnten ersetzt werden durch eine Koalition von noch inkompetenteren *Labourites* und schwer geschlagenen Liberalen, mit einem Premierminister, der Hollande als strahlenden Helden erscheinen lässt. Die Ukip, dafür verantwortlich, wird ihr EU-Referendum deshalb nicht bekommen. Die «politische Klasse» verliert ihren letzten Rest an Ansehen. Die Briten stellen sich ernüchert die Frage: Womit nur haben wir das alles verdient?

\* Die «Partei der rasenden verrückten Ungeheuer» ist 1983 gegründet worden und nimmt regelmässig an Unterhauswahlen teil.



Womit nur haben wir das alles verdient? Miliband, Cameron.

Mörgeli

## Zermalmt und zertreten

Von Christoph Mörgeli

**K**nüppel aus dem Sack. Auf die Urheber von Ecopop wird so hemmungslos eingedroschen, als hätten sie mit ihrer Initiative ein Staatsverbrechen begangen. «Das *Migros-Magazin* ist durchaus staatstragend», begründet dessen Chefredaktor seine Prügel gegen Ecopop. Auch der Chefredaktor der *Schweizer Illustrierten* brüstet sich, sein persönliches Nein zu Ecopop decke sich mit der Haltung der Zeitschrift und des Ringier-Verlags. Darum muss der *Blick*-Chef die Volksinitiative ebenfalls seitenlang zermalmen und zertreten.

Auch Politiker aller Parteien schiessen aus allen Rohren. Genau wie Wirtschaftsführer, Verbandsfunktionäre und Schlagernsterchen. Ecopop sei «zynisch und menschenverachtend», lanciert von «Sektierern», «verwirrten Akademikern», «braunen Ideologen», «Ökofaschisten». Auch ich bin gegen Ecopop. Doch solch vergiftete Kanonaden sind Unsinn. Das Anliegen, eine einzige Stadt vom Boden- bis zum Genfersee zu verhindern, ist nicht einfach die Wahnidee einiger Hirnverbrannter. Und es sind keine Blödiene, die finden, dass fünfzigjährige Schweizer auf dem Arbeitsmarkt auch noch eine Chance haben sollten.

Warum sind Journalisten und Politiker bei Ecopop nahe am Durchdrehpunkt? Es plagt sie das schlechte Gewissen, die Masseneinwanderungsinitiative versiebt zu haben. Erstmals konnten sie im Vorfeld des 9. Februar nicht völlig an den Bürgern vorbeiwursteln. Sie thematisierten die Bedenken, die der Dichtestress auslöst. Und wagten nicht, starke SVP-Exponenten wie Blocher, Brunner und Amstutz herunterzumachen. Ganz anders bei den Ecopop-Nobodys, die nach dem 30. November wieder in der Masse des Volkes verschwinden werden. Diese Wehrlosen macht man feige fix und fertig.

Dabei ist das Initiativrecht ein wichtiges Bürgerrecht. Es steht nicht nur den etablierten Parteien, Gewerkschaften und Wirtschaftsverbänden zu. Sondern ebenso legitim freien, spontanen Interessengemeinschaften. Demokratie ist die Staatsform der Alternativen. Es muss immer ein Ja oder ein Nein möglich sein; sonst müsste man den Souverän gar nicht an die Urne bemühen. Die Verteufelung der einen oder der andern Meinung ist undemokratisch, ja unmoralisch. Die dünnlippigen Abkanzelungen durch Simonetta Sommaruga («schädlich und fremdenfeindlich») sind inakzeptabel. Wir brauchen mehr Gouvernanz. Und weniger Gouvernanten.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

## Verstandflimmern

Von Peter Bodenmann — Erledigen Walliser Batterien zu teure Pumpspeicher-Kraftwerke wie Linth-Limmern?



40 000-mal laden und entladen: Alevo-Batterien.

**Ä**ltere Herren haben Angst vor Herzflimmern und Herzflattern. Sie nehmen auf Anraten der Kardiologen Blutverdünner, damit es nicht zum Hirnschlag kommt. Und überlegen, wann sie sich unter die Messer jener Herzchirurgen legen sollen, die nur auf ihre Opfer warten. Ängste fressen Seelen auf, und Analogien vernebeln den Verstand. Für die leider unbelehrbaren Freunde der Atomenergie ist – wen erstaunt es – Solarstrom viel zu teurer Flatterstrom.

Die Schweiz kann – dank der Wasserkraft – bereits heute unterschiedlich viel anfallenden Strom aus Wind und Sonne für zwanzig Millionen Europäer effizient regulieren. Flattern ist kein Problem, es braucht nur den richtigen Mix aus Wind- und Solarenergie, damit man auch im Winter weitgehend ohne fossile Energie auskommt. Aber vielleicht nehmen die Batterien der nächsten Generation auch die regulierende Wasserkraft weitgehend aus dem Rennen. Weil Batterien demnächst dezentral und kostengünstig Stromspitzen brechen und die Stromtäler füllen werden.

Das im Wallis beheimatete Unternehmen Alevo will in den USA mit einer Milliarde chinesischem Kapital Batterien herstellen, die man 40 000-mal laden und entladen kann. Mit Kosten von hundert Franken pro gespeicherte Kilowattstunde. Drohender finanzieller Herzstillstand für neue Pumpspeicher-Kraftwerke wie Linth-Limmern. Wenn wir dem unverdächtigen

deutschen *Handelsblatt* glauben wollen, kommen demnächst auch Perowskit-Solarzellen mit einem Wirkungsgrad von zwanzig Prozent auf den Markt, die nur noch zwanzig Rappen pro Watt-Peak kosten werden. Ein Drittel der bisherigen Kosten. Selbst Kohlestrom hat da keine Chance mehr. Vergleichbar viel Angst wie den Rechten macht dies den Linken und Grünen. Denn sie möchten trotz technischem Fortschritt eine mit der Schweizer Landwirtschaft vergleichbare Solarwirtschaft installieren.

Schrittmacher – nomen est omen – in Sachen Solarenergie war und bleibt politisch und technisch Deutschland. Sigmar Gabriel senkt zurzeit brutal richtig laufend die Einspeisevergütungen und stellt gleichzeitig ab 2017 das System der garantierten Einspeisevergütungen auf den Kopf. Neu wird der politisch gewollte und technisch verkräftbare Zubau von grossen Solaranlagen nördlich von Schaffhausen öffentlich ausgeschrieben. Wer günstig offeriert, darf bauen. Wer zu teuer ist, kann Daumen drehen. Den erzielbaren Preis bestimmt der Markt.

Früher oder später werden die schläfrigen Organisationen und Magazine des Schweizerischen Konsumentenschutzes dieses Thema aufgreifen. Vielleicht.

Zum Ärger der Solarbauern links und der Flatterenergie-Hysteriker rechts. Hoffentlich.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Vereinigte Mistkratzerli

Von Kurt W. Zimmermann — Die Verwandlung von Journalisten in Detektive wird den Journalismus auch nicht retten.

In den achtziger Jahren arbeitete ich mit einer der besten Wühlmäuse zu jener Zeit. Die Wühlmaus hiess Thomas Illi. Illi deckte immer wieder brisante Fälle von Wirtschaftskriminalität auf.

Dann vollzog die Wühlmaus einen spektakulären Berufswechsel. Illi sagte, er habe genug vom Journalismus. Er wurde Privatdetektiv. Sein Büro gibt es heute noch.

Was sich hier im Kleinen abspielte, erleben wir derzeit im Grossen. Wir erleben die Verwandlung der Journalisten in Detektive.

Die Verwandlung läuft unter dem Slogan des «investigativen Journalismus». Investigative Journalisten recherchieren, decken auf, wühlen und enthüllen. In den USA nennt man diese Spezies von Journalisten *muckraker*. Auf Deutsch heisst das Mistkratzerli.

Alle sind auf einmal unglaublich investigativ. Die «Rundschau», so sagen die von der «Rundschau», sei unglaublich investigativ. Der *Tages-Anzeiger* und der *Sonntagsblick*, sagen sie dort, seien unglaublich investigativ. Bei der *Sonntagszeitung* sind sie unglaublich stolz auf das eigene Investigativ-Departement. Und natürlich gibt es bereits das Swiss Investigative Reporters' Network.

Journalisten als Kriminalisten. Es ist der bisher letzte Versuch der Presse, ihre digital gefährdete Existenz neu zu legitimieren. Recherchieren, aufdecken, wühlen und enthüllen als Überlebensstrategie. Das Internet kann das nicht, hofft die Presse.

Ich glaube nicht, dass es funktioniert. Ich glaube, es gibt einen einfachen Grund, warum Detektive in Detektivbüros erfolgreicher arbeiten als auf Redaktionen.

Dennoch, es ist ein weltweiter Trend, dass sich die Zeitungsindustrie nun als Enthüllungswirtschaft neu positionieren will. Weltweit gründen darum Redaktionen eigene Rechercheteams. Weltweit poolen sie ihre Recherchepotenziale.

Enthüllung, Enthüllung, Enthüllung – man kann es kaum mehr hören. Zuletzt gab es drei grosse Fälle, wo die international vereinigten Mistkratzerli ihre kriminalistischen Talente zu demonstrieren versuchten. Doch dreimal ging es schief. Rund vierzig Zeitungen werteten 2013 die Datenbestände von zwei Offshore-Trusts aus. Sie beschuldigten Prominente von Gunter Sachs bis Denise Rich, Gelder versteckt zu haben. Die hysterische Kollektivpublikation wurde ein schrecklicher Flop. Nicht ein einziges Verfahren wegen Steuerdelikten wurde weltweit eingeleitet.



«Leere Mülltonne geliefert»: Edward Snowden.

Dann sassen die Mistkratzerli dem Whistleblower Edward Snowden auf, der ihnen die Abhörpraktiken des US-Geheimdiensts NSA zuspilte. Ausser von den Medien selbst wurde die globale Medienkampagne weitgehend ignoriert. «Snowden hat uns eine leere Mülltonne geliefert – es ist nichts drin», schrieb soeben auch die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* resigniert.

Vor drei Wochen begann die Publikation der sogenannten «Luxemburg-Leaks», an denen wieder Journalisten aus 26 Ländern recherchiert hatten. Vermeintlich enthüllt wurden die Steuer-Rulings internationaler Konzerne. Einziger Effekt war, dass Luxemburgs früherer Premier Jean-Claude Juncker etwas in die Kritik geriet, die Sache aber locker aussitzen kann.

Das Problem des Enthüllungsjournalismus ist, dass er nur funktioniert, wenn er Empörung auslöst. Ohne Empörung sind Enthüllungen wertlos.

Wir alle jedoch sind inzwischen empörungsresistent. All die Leaks, die uns die Journalisten dauernd als heisse News verkaufen, lassen uns kalt. All die aufgeregten täglichen Enthüllungen und Aufdeckungen in den Medien langweilen uns meist nur noch.

Wenn wir mal wirklich einen Detektiv brauchen, dann wenden wir uns an ein Detektivbüro.

# fRxb097!T\_5zA

Von Beatrice Schlag — Passwörter sind Manifeste des Eigensinns.

Unggefähr so wie im Titel sehen Passwörter aus, die jede Firma empfiehlt. Die wenigsten Angestellten gehorchen. Denn der Mensch ist ein störrisches Wesen. Bis zu einmal im Monat



fordern Unternehmen, die einem den Lohn bezahlen oder auf deren Dienste man angewiesen ist, man müsse sein Passwort ändern. Wie viele Passwörter haben Sie? Wie viele können Sie auswendig? Wo haben Sie sie gespeichert? Und falls Ihnen einmal ein Computerfachmann erklärte, wie Sie Ihre Passwörter sicher abspeichern können: Wo haben Sie die ziemlich komplizierte Wegleitung aufbewahrt? Seien Sie ehrlich: Sie denken sich Passwörter aus, die viel mehr mit Ihnen als mit Sicherheitsempfehlungen zu tun haben. Von den Passwörtern haben Sie eine Liste im Computer, deren aktualisierte Form Sie ab und zu ausdrucken, wenn überhaupt. Dass Sie leicht zu hacken sind, kümmert Sie nur, wenn Sie ein IT-Mensch sind.

Vor wenigen Tagen schrieb die *New York Times* über eine grosse internationale Finanzfirma, die ihren Hauptsitz in Tower 2 der Twin Towers hatte. Am 11. September 2001 starben 658 der 960 New Yorker Angestellten. Der CEO der Firma hatte an jenem Morgen frei, weil sein Sohn den ersten Kindergarten tag hatte. Als er von den Einstürzen hörte, dachte der CEO sofort an Passwörter. Der grosse Backup-Server der Firma hatte in einem der vermeintlich sicheren Untergeschosse von Twin Tower 2 gestanden. Die Firma wäre am Ende gewesen, wenn sie bei der Wiedereröffnung von Wall Street nicht dabei gewesen wäre.

Ein hastig zusammengetrommeltes Team von Microsoft-Spezialisten stellte eine Liste der Daten zusammen, die sie von den Angehörigen der Toten brauchten: Hochzeitstag, Kindernamen und -geburtstage, Namen der Colleges und der bevorzugten Sportteams, Namen der Haustiere. Zwei Tage später war die Firma wieder an der Börse. Von wegen fRxb097!T\_5zA. Passwörter sind Versuche, einem völlig desinteressierten Gerät ein bisschen Individualität abzutrotzen, egal wie unsicher. Wer Hunger hat, schreibt «pizzajetzt!», wer wütend ist, tippt «Lecktmich» ein – zwei Beispiele, die mir erzählt wurden. Wenn Sie kein IT-Freak sind, sehen Sie Ihre Passwortsammlung liebevoll an. Sie erfahren eine Menge über sich.

## Leserbriefe

«Das Problem des heutigen Protestantismus und von dessen Theologie ist, dass sie vom Kopf und nicht vom Herzen geleitet sind.» *Ulrike Walker*

### Feminismus und Esoterik

Nr. 47 – «Organigramme der Erlösung»; Roger Köppel über Gottfried Wilhelm Locher, Präsident des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds

Das Problem des heutigen Protestantismus und von dessen Theologie ist, dass sie vom Kopf und nicht vom Herzen geleitet sind und den daraus entstandenen Mangel mit Feminismus und Esoterik zu füllen versuchen. Und weil jeder sein eigenes selbstbestimmtes protestantisches Süppchen kocht, driftet der Protestantismus auch noch in den freien Fall der Bedeutungslosigkeit ab. Nur erlöst wird der Protestant durch die nette Theologie in kargen Kirchen ohne Apparat genauso wenig wie der Katholik durch Bischöfe, Kardinäle und Päpste. *Ulrike Walker, Basel*

Lochers Lob auf die Prostitution ist eine theologische Biertischidee. Seit wann heiligt der Zweck die Mittel? Klar, im Notfall dürfte ich Brot stehlen, um einen Hungernden zu retten. Aber bei der Prostitution handelt es sich nicht um Sterbende.

*Hans Lang, Bern*

Ich bin vor zwei Jahren aus der protestantischen Kirche ausgetreten. Ohne offiziell konvertiert zu haben, besuche ich schon seit einiger Zeit ab und zu die katholischen Gottes-

dienste. Auch hier läuft man Gefahr, auf einen «predigenden Sozialarbeiter» zu treffen, aber die eigentliche Substanz bildet die Liturgie; darauf kann ich mich denn auch hundertprozentig verlassen! Herr Locher scheint vieles zu errahnen, steht dann aber doch nicht ganz dazu. Schade, dass er bei seinem «Prostituierten-Ausrutscher» zurückzubuchstabieren versuchte.

*Barbara Peter, Wil*

Herr Locher hat recht, wenn er die Kirche auf das Evangelium der Person und Botschaft Christi fokussieren will. Nur so bleibt sie evangelisch. Nur so bleibt sie christlich. Nur so kann sie in Wort und Tat Versöhnung, Würde und Zuversicht vermitteln. Nur so bleibt die reformierte Kirche in Form.

*Christian Haslebacher, Märstetten*

### Eine Art Versöhnungsakt

Nr. 47 – «Theologie»; Editorial von Roger Köppel

Mich überrascht es, dass der Autor in seinen theologischen Überlegungen einfach voraussetzt, dass es Gott gibt. Gott und sein göttlicher Plan sind eine rein menschliche Erfindung. Vom Menschen ausgedacht, sich den Gedanken an die Endlichkeit jeglichen Seins erträglicher zu machen. Eine Art Versöhnungsakt ... mehr nicht. *Peter Meier, Volketswil*

### Gespräch von Bürger zu Bürger

Nr. 47 – «Zur Lage der Schweiz»; von Paul Widmer

Die Überlegungen von alt Botschafter Paul Widmer zu Rechtsstaat und Demokratie sind wie gewohnt klar und einleuchtend. Nur sein Vorschlag, die notwendigen Unterschriftenzahlen für eidgenössische Volksinitiativen auf 200 000 zu verdoppeln, leuchtet mir nicht ein. Haben Sie schon einmal 100 000 Unterschriften für eine Initiative gesammelt, ohne dass eine grosse Partei oder ein schweizerischer Dachverband dahinterstand, welche die Bögen ihren Mitgliedern zusenden konnten? Ob die vorgeschriebene Anzahl nun 2 oder 7,8 Prozent der Stimmberechtigten ausmacht, ist völlig unwichtig, denn für jede Unterschrift braucht es ein Gespräch von Bürger zu Bürger. *Marianne Wüthrich, Wil*

### Verpasste Chancen des Bundesrats

Nr. 47 – «Schlechter Stil»; Philipp Gut über die Abstimmungsempfehlungen des Bundesrats

Das Abstimmungsbüchlein macht einmal mehr deutlich, dass der Bundesrat nicht bereit oder in der Lage ist, mit dem Stimmbürger auf Augenhöhe zu kommunizieren. Argumente und Ton – der bekanntlich die Musik macht – sind unterirdisch. Der Bundesrat verpasst Chance um Chance, seine «Bemühungen» mit Fakten zu stützen. Aber nicht genug: Er sieht sich ausserdem genötigt, über massiv erschwerte Verhandlungen mit der EU betreffend Begrenzung der Zuwanderung zu jammern. Das Volk lässt sich nicht mit Belehrungen, Einschüchterungen und Klagen zu einem dem Bundesrat genehmen Abstimmungsergebnis kommandieren!

*Peter Müller, per E-Mail*

### So etwas nennt sich «Service public»?

Nr. 47 – «Die Swissness ist Teufelszeug»; Rico Bandle und Philipp Gut über das Schweizer Fernsehen

Ja, Herr Gebel [Leiter der Unterhaltungsabteilung bei SRF; Anm. d. Red.], ich hoffe, dass dann bei der Angleichung an die Privatsender die Anpassung der Gebühren nicht vergessen geht.

*Rudolf Jaggi, Winterthur*

Da kann man nur fragen: Und so was nennt sich «Service public» und «idée suisse»? Und will erst noch eine Umwandlung der bisherigen Zwangsgebühren (die immerhin nur von denjenigen entrichtet werden müssen, die tatsächlich fernsehen) in eine von allen zu zahlende Steuer? Wenn ich das Referendum des Gewerbeverbands gegen die SRF-Steuer und die Initiative der Jungfreisinnigen zur Ab-

## OPTIMAL GEWASCHENE LUFT FÜR GESUNDHEIT UND WELLNESS

6 VON VIELEN GRÜNDEN WARUM SIE EINEN VENTA BRAUCHEN

### NEIN ZU



FILTERMATTEN



ERKÄLTUNGEN



KOPFSCHMERZEN  
VON TROCKENER LUFT

### JA ZU



OPTIMALER LUFT IM  
KINDERZIMMER



GESUNDEN  
PFLANZEN



WELLNESS  
FÜR DIE HAUT



MADE IN  
GERMANY

Weitere Infos und  
14 Tage kostenloser Test  
☎ 041 781-1515  
[www.venta-luftwaescher.ch](http://www.venta-luftwaescher.ch)

**venta**  
LUFTWÄSCHER  
*Das Original*

ab Fr. 245,- (LW 15)

schaffung der Billag-Gebühren nicht schon unterschrieben hätte, würde ich das jetzt umgehend tun ...

Barbara Kugler, Basel

### Politische Bauchentscheide

Nr. 47 – «Propheten und Profiteure»;  
Markus Schär über die Energiewende

Es ist für mich schon seit Jahren ein Ärgernis, mit welchem Elan Frau Bundesrätin Leuthard und ihre Uvek-Entourage die «Energiewende», notabene ohne klares Mandat des Volkes, wohl aber auf Kosten desselben, vorantreibt. Hier scheinen mir unmittelbar nach Fukushima, unbelastet von jeglichem Konzept und Fachwissen, politische Bauchentscheide gefällt worden zu sein. Deren Umsetzung wird nun unkritisch so lange forciert, bis ein *Fait accompli* geschaffen ist, weil es irgendwann, ökonomisch gesehen, kein vernünftiges Zurück mehr gibt, da bereits zu viele Milliarden verwendet worden sind.

Das Ziel einer vernünftigen schweizerischen Energiepolitik müsste sein, dem Land zu einem möglichst günstigen Preis möglichst umweltneutral und verlässlich produzierte Energie zur Verfügung zu stellen. Meines Erachtens leisten dies im Wesentlichen die heimische Wasser- und Atomkraft. Daneben darf die Wind- und Solarenergie gerne noch eine Nebenrolle spielen, allerdings zu einem korrekten Preis. Ganz abstrus ist, dass die leuthardsche Energiepolitik derzeit in Richtung Kohle- und Gaskombi-Kraftwerke marschieren muss, weil vorderhand keine Alternative zur Verfügung steht. Es wird Zeit, dass hier das Volk zuerst seinen Richtungsentscheid fällt und die Energiefantasien des Uvek und seiner Profiteure rechtzeitig begräbt.

Erich E. Küng, Kilchberg

### Kurz und bündig

Nr. 47 – «Herzstillstand mit Flatterstrom»;  
Silvio Borner über Subventionen

Der Autor trifft im Beitrag den Nagel auf den Kopf. Sechs Behauptungen aus dem Umfeld der Energiewende stellt er richtig, und dies ebenso kurz und bündig wie anschaulich und klar.

Kurt Kohler, Oftringen

### Straflose Beschimpfungen

Nr. 46 – «Bundesrat: Irrweg nach links»;  
Legislaturbilanz von Roger Köppel

Dass gleich zwei Ständeräte (ausgebildete Gewerkschafter) ihre linke, staatsdirigistische Taktik betreiben, ist ohne grosse Mühe ersichtlich. Zahlreiche Vertreter der Mitteparteien sehen das unguete und zielgerichtete

Treiben dieser Strategien nicht und blasen bei diversen Wahlen und Abstimmungen ins selbe Horn. So wird die linke Seite immer stärker, und den rechten Flügel kann man straffrei beschimpfen.

Hans Furrer, Schwyz

### Rückgrat und Ehrlichkeit

Nr. 46 – «Ich bin religiöser geworden»;  
Interview mit dem ehemaligen  
UBS-Topkader Raoul Weil

Eine starke Persönlichkeit. Eine Rarität in der heutigen Zeit. Dieser Mann gäbe als Bundesrat und Vorsteher des Finanzdepartementes dem Volk Gewissheit, wieder Vertrauen zu fassen. Dann wären wir sicher, wieder jemanden mit Rückgrat und Ehrlichkeit die Interessen der Schweiz mit Wissen und Konsequenz vertreten zu sehen.

Benno Blatter, Malix

### Leserbriefe

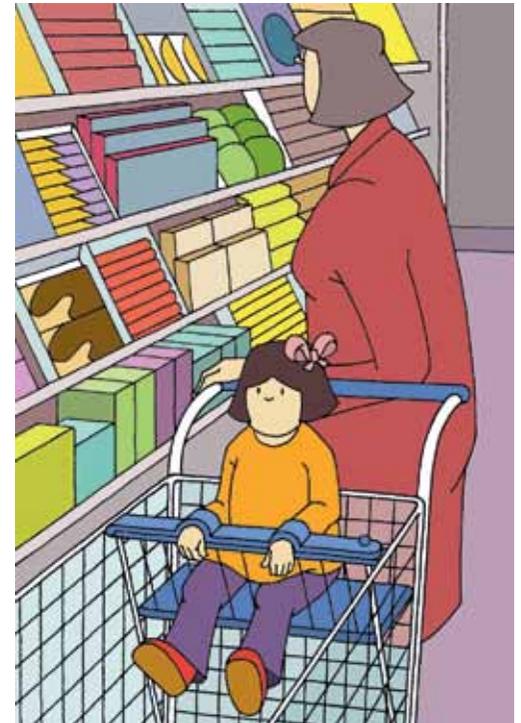
Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

### Darf man das?

### Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man im Lebensmittelladen ein Kleinkind auf der Obst-Gemüse-Waage wägen?

Beat Angst, Basel

Da stellt sich die Frage, warum man sein Kind zwischen Zucchetti und Peperoni wägen möchte. Hat es im Laden heimlich kiloweise *Mandarinli* verzehrt, die man nun zu zahlen gewillt ist? Oder möchte man es mit dem Hauslieferdienst heimschicken, weil man keinen Nerv mehr hat, mit dem quengelnden Kind noch länger zwischen den Regalen einen aussichtslosen Kampf zu führen? Abgesehen von den lebensmittelhygienischen Aspekten hat hier ein Nein auch präventiven Charakter: Wenn Fünfjährige gewogen werden dürften, hat dann die gertenschlanke Jungmutter nicht auch dasselbe Recht? Sie sehen: Die Folgen eines Ja könnten wortwörtlich schwerwiegend sein.

Monica Glisenti, Migros-Kommunikationschefin

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

  
CRESTA  
PALACE

*Adventsträume*

SKI-(S)PASS CHF 35.–

Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub.  
Direkt bei Skilift, Gondelbahn, Skischulen und Loipen.  
Zimmer/Frühstück ab CHF 150.– im DZ/Person  
Ab 2 Nächten:  
Skipass für CHF 35.– pro Person/Aufenthaltsstag  
Wintersaison ab 29. November 2014

★★★★

CRESTA PALACE, CH-7505 Celerina/St. Moritz  
T +41 (0)81 836 56 56 . [www.crestapalace.ch](http://www.crestapalace.ch)  
Elisabeth und Hanspeter Herren

  
*das Bergjuwel*

# Der Schatten des Ostens

Die Gewaltexzesse mordender Muslime hätten nichts mit dem Koran zu tun. Die heilige Schrift sei friedlich und voller Güte. Das ist falsch. Der Koran ist ein einziger Aufruf zur Gewalt, eine Anleitung für Krieg und Unterdrückung. Als ich das Buch las, war ich schockiert. *Eine Streitschrift von Andreas Thiel*

**H**umorlosigkeit ist die Unfähigkeit, eine Welt zu akzeptieren, die anders ist, als man sie gerne hätte. Denn Humor ist die Fähigkeit, Dinge so zu nehmen, wie sie sind. Humor vereint Vernunft und Gelassenheit. Er zeugt von Erkenntnisvermögen, Einsicht und Verstand. Humor ist eine Frage des entwickelten Geistes, des Intellekts, und keine Frage der Intelligenz, welche ich als reine Rechenkapazität des Gehirns betrachte.

Das Böse wird dort mächtig, wo es auf Intelligenz trifft. Das Gute manifestiert sich nie über Intelligenz allein, sondern immer durch Weisheit, also durch Vernunft und Erkenntnis.

Humor ist eine Voraussetzung, um friedlich mit Andersdenkenden zusammenzuleben. Die Humorlosigkeit dagegen sitzt im Vorzimmer der Gewalt. Sie ist die Schwester der Intoleranz und die Tante des Rassismus. Wenn man den Koran liest, schlägt einem vor allem eines entgegen: tödliche Humorlosigkeit.

Dies ist keine Kritik an Muslimen. Es geht auch nicht darum, religiöse Gefühle zu verletzen. Es ist eine Demaskierung Mohammeds.

## Mohammed

Wenn jemand Sklaven hält, Mädchen vergewaltigt und seine Anhänger zu Massenmord und Krieg anstachelt, dann kann er sich noch so sehr Buddhist oder Christ oder sonst irgendetwas nennen, er bleibt ein Sklaventreiber, Kinderschänder und Massenmörder. Und Mohammed war genau das. Hier geht es aber nicht einmal um die kriegerischen Überfälle auf Oasen und Karawanen, die er befahl, und die späteren blutigen Angriffskriege, die er führte. Diese zu betrachten, überlasse ich den Historikern. Hier geht es nur um Mohammeds Verkündigung, um den Koran.

## Der Koran

Ich habe den Koran in einer deutschen Übersetzung von Adel Theodor Khoury und Muhammad Salim Abdullah gelesen (Gütersloher Verlagshaus, 1987, 4. Auflage 2007), mit einem Geleitwort des Dr. Inamullah Khan, während über vierzig Jahren Generalsekretär des Islamischen Weltkongresses. In seinem Geleitwort schreibt Khan: «Unter allen offenbarten Büchern der Welt ist es der Koran, der ein vollständiges Modell des menschlichen Lebens enthält. [...] Der Heilige Koran ist zugleich eine Abhandlung über hohe Moral, ein Buch, das zu edlen Werten führt, und ein vollständiges System bzw. Modell des praktischen Geset-

zes [Scharia]. [...] Der Heilige Koran enthält zugleich eine Auseinandersetzung mit Theorien über Raum, Zeit, Sinn der Wahrnehmung und anbrechende Evolution. Was die modernen Wissenschaftler stolz macht auf ihre empirische Haltung, ist schon längst erwähnt worden im Heiligen Koran, welcher eine Hauptquelle der Erkenntnis ist. [...]»

Wo man bei der Lektüre des Korans ein «vollständiges Modell des menschlichen Lebens» finden soll, bleibt so nebulös wie die Formulierung selbst. Denn in diesem Buch geht es nicht um Religion, sondern um Politik. Das Buch enthält keine göttlichen Offenbarungen, sondern ist getränkt von einem menschlichen Machtanspruch. Es sind die gesammelten Hasstiraden

## Es ist eine Unverschämtheit, diese menschenverachtenden Phrasen als Wort Gottes zu verkaufen.

Mohammeds. Es ist eine Unverschämtheit, diese menschenverachtenden Phrasen als Weisheit oder gar als Wort Gottes zu verkaufen.

Wer dem Koran «Theorien über Raum, Zeit, Sinn der Wahrnehmung und anbrechende Evolution» andichtet und ihn als «Hauptquelle der Erkenntnis» bezeichnet, kann ihn nicht gelesen haben. Die hehren Geleitworte des Dr. Inamullah Khan stehen für die unter Muslimen gängige Auffassung vom Koran. Alle Muslime, die ich kenne, vereint die Vorstellung vom Koran als einer Quelle von Weisheit. Mir wurde berichtet, dass der Koran sowohl moderne Erkenntnisse über das Sonnensystem enthalte, wie auch die Relativitätstheorie vorwegnehme. Im Verlauf der Gespräche stellte sich dann jeweils heraus, dass keiner meiner muslimischen Freunde den Koran gelesen hatte.

Denn nach weitverbreitetem Glauben darf der Koran nur in Arabisch rezitiert werden, der «Sprache Gottes». Da die wenigsten Muslime Arabisch sprechen, ist davon auszugehen, dass die wenigsten den Koran gelesen haben. Ironischerweise ist das ein Segen, da der Koran keine erbauliche Lehre enthält.

Der Koran ist eine Sammlung von 114 Predigten (Suren), die Mohammed hielt und aufzeichnen liess. Fünfzehn Namen von Sekretären sind bekannt. Die Suren sind nicht chronologisch, sondern der Länge nach geordnet. Es handelt sich auch nicht um eine vollständige Sammlung, sondern um eine überlieferte Auswahl.

Wann er welche Predigt hielt, ist bekannt und somit auch der jeweilige Zusammenhang. Typisch sind seine Aufrufe zum Kampf und Tiraden gegen Stämme, die sich ihm nicht unterwerfen wollten. So:

*Die schlimmsten Tiere bei Gott sind die, die ungläubig sind und weiterhin nicht glauben.* Sure 8, 55

Gemeint sind hier die Juden von Medina, die Mohammed die Gefolgschaft verwehrten.

*Rückt aus, ob leicht oder schwer, und setzt euch mit eurem Vermögen und mit eurer eigenen Person auf dem Weg Gottes ein.* Sure 9, 41

Dies ist einer von vielen Aufrufen zum Krieg, hier während des Raubzuges gegen byzantinische Provinzen im Norden, Ende des Sommers 630.

Nachdem er 622 die in Medina ansässigen kriegerischen jemenitischen Stämme zum Islam bekehrt hatte, zwang er die jüdische Bevölkerungsmehrheit erst einmal zu Zwangsabgaben und gelobte dafür, sie und ihr Eigentum zu schützen. So verkündet er:

*Diejenigen, die glauben, und diejenigen, die Juden sind, und die Sabäer und die Christen, all die, die an Gott und an den Jüngsten Tag glauben und Gutes tun, haben nichts zu befürchten, und sie werden nicht traurig sein.* Sure 5, 69

Nachdem sich die Juden aber auch nach drei Jahren immer noch weigerten, ihn als Propheten anzuerkennen, änderte Mohammed seine Meinung (der Wortbruch ist ein Grundpfeiler seiner Herrschaft und spiegelt sich in unzähligen Koranversen wider). Die jüdischen Stämme Qainuqa und Nadir wurden enteignet und vertrieben. Ihr Reichtum wurde unter den Muslimen aufgeteilt. Dem dritten jüdischen Stamm Medinas, den Quraiza, erging es weniger gut. Frauen und Kinder wurden versklavt und die Männer auf dem Marktplatz enthauptet.

Über den aus Medina vertriebenen jüdischen Stamm Nadir wettet Mohammed:

*Und hätte Gott ihnen nicht die Verbannung vorgeschrieben, Er hätte sie im Diesseits auf irgend eine andere Weise gepeinigt. Im Jenseits aber erhalten sie die Pein des Feuers. 4 Dies dafür, dass sie sich Gott und seinem Gesandten widersetzen. Und wenn jemand sich Gott widersetzt, so verhängt Gott eine harte Strafe. 5 Was ihr an Palmen umgehauen habt*

مغاریه کیردی اول کون کم جہاد اتوک غلغلی ایکن قاتی اولدی  
رسول حضرتنک یورکی قتلانمندی ینہ دوندی کعبه طواقنه



واردی یدی کز کعبه طواف قلدی دخی خدیجه خاتونک  
منزلنه واردی هر نکم اشمشدی کورمشدی آنی خدیجه خاتون

«Sprache Gottes»: «Mohammed bei der Kaaba» (türkische Buchmalerei aus dem 16. Jahrhundert).

oder auf ihrem Stamm hab stehen lassen, es geschah mit der Erlaubnis Gottes, auch damit Er die Frevler zu Schanden mache. 6 Und für das, was Gott seinem Gesandten von ihnen als Beute zugeteilt hat, habt ihr weder Pferde noch Kamele anspornen müssen. Gott verleiht vielmehr seinen Gesandten Gewalt über wen Er will. Und Gott hat Macht zu allen Dingen. Sure 59, 3–6

In Mohammeds Buch wird Gott als willkürlicher Peiniger und Schänder verherrlicht. Er ist je nach Koranstelle Irreführender oder Ränkeschmied und scheint nur einen Daseinszweck zu haben: Mohammeds Macht zu mehren. Mohammeds Reden geben nicht zeitlose Weisheiten wieder, wie man es von einer Offenbarung erwarten sollte, sondern bloss militärische und zivile Weisungen und Erklärungen, die nur gerade im Kontext der Zeit opportun sind.

Dass in obiger Sure 59 Mohammeds Gefolgsleute weder Pferde noch Kamele anspornen mussten, liegt daran, dass sie in diesem Fall die eigene Oase überfielen, beziehungsweise die Häuser der Juden plünderten. Das Fällen von Palmen war nach alter Stammesregel zwar tabu, aber Mohammed trieb seine Krieger wiederholt zum Gesetzesbruch an mit der Behauptung, Gott erteile die Erlaubnis dazu.

### Der Mythos göttlicher Poesie

Im Duktus ist der Koran eine absurde Parodie religiöser Texte. Die Bibelzitate, die Mohammed, aus dem Zusammenhang gerissen, aufkocht, kommen weder als Erkenntnis noch als moralische Anleitung daher, noch dienen sie der Überlieferung relevanter Lehren. Sie dienen einzig dem Zweck, ihn, den «Gesandten», mit einer religiösen Aura zu umgeben, indem er sich den Mantel des Propheten umhängt. Er zitiert Bibelmotive ohne Sinn und Zusammenhang. Statt hoher Moral und edler Werte verkündet er in schier endlosen Sermonen, dass er der Gesandte Gottes sei, dass durch ihn Gottes Stimme spreche, dass deshalb das, was er sage, die höchste aller Weisheiten darstelle – ohne jedoch je darauf zu sprechen kommen, worin diese Weisheit bestehen soll –, und dass ihm deshalb bedingungsloser Gehorsam zu leisten sei.

Drei Hauptanliegen tauchen in seinen Reden immer wieder auf:

- 1 — die auffällig häufige Diffamierung Jesu;
- 2 — die selbstgefällige Betonung seiner eigenen Wichtigkeit;
- 3 — die wiederkehrende Aufforderung, alle, die ihm nicht Gefolgschaft leisten, zu töten. Mit Religion hat das alles nichts zu tun.

### Inhaltliche Abweichungen und Interpretationen

Diskussionsteilnehmer, welche den Koran nicht gelesen haben – und das sind leider die meisten –, neigen dazu, grundlegende Kritik

abzuwinken mit dem Hinweis, es komme wohl auf die Auslegung oder die Übersetzung an. Bei permanenter Aufforderung zum Mord an Andersdenkenden und seitenlanger Herabsetzung der Frau frage ich mich allerdings, wo dieser Übersetzungsfehler oder ein Interpretationsspielraum zu suchen sein soll.

Dass fanatische Muslime unterschiedlicher Strömungen sich gegenseitig massenweise niedermetzeln, obwohl sie kaum wissen dürften, worin die Differenz ihrer unterschiedlichen Koranauslegung besteht, offenbart den Geist des Textes. Denn in der entscheidenden Botschaft Mohammeds sind sie sich offenbar einig: «Wer vom Glauben abweicht, muss getötet werden.» Aber wenn ein Massenmörder eine Religion gründet, was ist von dieser Religion anderes zu erwarten?

Ich möchte den Leser nicht mit einem Übermass an Koranstellen belasten. Aber um auf jene einzugehen, die gerne Statistiken zitieren und darauf aufmerksam machen, wie oft Wörter wie «Erbarmen», «Barmherzigkeit», «Freunde» oder «Liebe» im Koran vorkommen, sei hier eine Sure wiedergegeben, die beispielhaft veranschaulicht, wie solche Begriffe im Koran Verwendung finden:

*Im Namen Gottes, des Erbarmers, des Barmherzigen O ihr, die ihr glaubt, nehmt euch nicht meine Feinde und eure Feinde zu Freunden, indem ihr ihnen Liebe entgegen bringt.* Sure 60, 1

### Der Koran als moralisches Standardwerk

Obwohl Mohammed die Floskel «Gott ist barmherzig» gerne verwendet, spricht er nie über religiöse Grundmotive wie Barmherzigkeit, Liebe oder Verzeihung. Aus Mohammed spricht der Hass. Dass islamistische Fanatiker zu Terroristen werden, ist kein Wunder. Denn Rache und Gewalt durchziehen die Lehre Mohammeds wie sonst nichts anderes:

*Und tötet sie, wo immer ihr sie trifft, und vertreibt sie, von wo sie euch vertrieben haben. Denn Verführen ist schlimmer als Töten. Kämpft nicht gegen sie bei der heiligen Moschee, bis sie dort gegen euch kämpfen. Wenn sie gegen euch kämpfen, dann tötet sie. So ist die Vergeltung für die Ungläubigen.* Sure 2, 191

*Vorgeschrieben ist auch der Kampf, obwohl er euch zuwider ist.* Sure 2, 216

*So sollen diejenigen, die das diesseitige Leben gegen das jenseitige verkaufen, auf dem Wege Gottes kämpfen. Und wer auf dem Wege Gottes kämpft und daraufhin getötet wird oder siegt, dem werden Wir einen grossartigen Lohn zukommen lassen.* Sure 4, 74

*So kämpfe auf dem Wege Gottes. Du hast dich nur für dich selbst zu verantworten. Und sporne die Gläubigen an, vielleicht wird Gott die Schlagkraft derer, die ungläubig sind, zurückhalten. Und Gott besitzt eine*



**Rache und Gewalt:** palästinensischer Islamist.

*noch stärkere Schlagkraft und verhängt eine noch abschreckendere Strafe.* Sure 4, 84

*Sie möchten gern, ihr würdet ungläubig, wie sie ungläubig sind, so dass ihr [ihnen] gleich würdet. So nehmt euch niemanden von ihnen zum Freund, bis sie auf dem Weg Gottes auswandern. Wenn sie sich abkehren, dann greift sie und tötet sie, wo immer ihr sie findet, und nehmt euch niemanden von ihnen zum Freund oder Helfer.* Sure 4, 89

*Und erlahmt nicht in der Verfolgung der Leute. Wenn ihr leidet, so leiden sie auch, wie ihr leidet; ihr aber hofft von Gott, was sie nicht erhoffen. Gott weiss Bescheid und ist weise.* Sure 4, 104

*Wer sich dem Gesandten [Mohammed] widersetzt, nachdem ihm die Rechtleitung deutlich geworden ist, und einem anderen Weg als dem der Gläubigen folgt, den lassen Wir verfolgen, was er verfolgt hat, und in der Hölle brennen – welch schlimmes Ende! 116 Gott vergibt nicht.* Sure 4, 115/116

*O ihr, die ihr glaubt, nehmt euch nicht die Ungläubigen anstelle der Gläubigen zu Freunden. Sure 4, 144 Die Vergeltung für die, die gegen Gott und seinen Gesandten [Mohammed] Krieg führen und auf der Erde umherreisen, um Unheil zu stiften, soll dies sein, dass sie getötet oder gekreuzigt werden oder dass ihnen*



*Es steht einem Propheten nicht zu, Gefangene zu haben, bis er auf der Erde stark gewütet hat.*

Sure 8, 67

*Wenn die heiligen Monate abgelaufen sind, dann tötet die Polytheisten, wo immer ihr sie findet, greift sie, belagert sie und lauert ihnen auf jedem Weg auf.*

Sure 9, 5

*Kämpft gegen sie, so wird Gott sie durch eure Hände peinigen, sie zu Schanden machen und euch gegen sie unterstützen.*

Sure 9, 14

*Kämpft gegen diejenigen, die nicht an Gott und nicht an den Jüngsten Tag glauben und nicht verbieten, was Gott und sein Gesandter verboten haben, und nicht der Religion der Wahrheit angehören – von denen, denen das Buch zugekommen ist –, bis sie von dem, was ihre Hand besitzt, Tribut entrichten als Erniedrigte.*

Sure 9, 29

*Und bete niemals über einen von ihnen, der gestorben ist, und stehe nicht bei seinem Grab. Sie haben Gott und seinen Gesandten verleugnet, und sie starben als Frevler.*

Sure 9, 84

*Gott hat von den Gläubigen ihre eigene Person und ihr Vermögen dafür erkaufte, dass ihnen das Paradies gehört, insofern sie auf dem Weg Gottes kämpfen und so töten oder getötet werden. Das ist ein Ihm obliegendes Versprechen in Wahrheit in der Thora und im Evangelium und im Koran.*

Sure 9, 111

*O ihr, die ihr glaubt, kämpft gegen diejenigen von den Ungläubigen, die in eurer Nähe sind. Sie sollen von eurer Seite Härte spüren. Und wisst, dass Gott mit den Gottesfürchtigen ist.*

Sure 9, 123

*Wenn die Heuchler und diejenigen, in deren Herzen Krankheit ist, und diejenigen, die beunruhigende Falschmeldungen in der Stadt verbreiten, nicht aufhören, werden Wir dich bestimmt gegen sie antreiben. Dann werden sie nur noch kurze Zeit in deiner Nachbarschaft darin wohnen. 61 Verflucht sind sie. Wo immer man sie trifft, wird man sie ergreifen und unerbittlich töten.*

Sure 33, 60–61

*Wenn ihr auf die, die ungläubig sind, trifft, dann schlagt sie auf die Nacken. Wenn ihr sie schliesslich schwer niedergekämpft habt, dann schnürt die Fesseln fest. Danach gilt es, sie aus Gnade oder gegen Lösegeld zu entlassen. [Handelt so], bis der Krieg seine Waffenlast ablegt. So ist es. Und wenn Gott wollte, würde Er sie selbst strafen. Aber Er möchte die einen von euch durch die anderen prüfen. Denen, die auf dem Weg Gottes getötet werden, lässt Er ihre Werke niemals fehlgehen. 5 Er wird sie rechtleiten und ihre Angelegenheiten in Ordnung bringen, 6 sie ins Paradies eingehen lassen, das Er ihnen zu erkennen gegeben hat.*

Sure 47, 4–6

*So erlahmt nicht und ruft nicht zum Frieden, wo ihr die Oberhand haben werdet.*

Sure 47, 35

*Sprich zu den Zurückgelassenen unter den arabischen Beduinen: «Ihr werdet dazu aufgerufen, gegen Leute, die eine starke Schlagkraft besitzen, zu kämpfen, es sei denn, sie ergeben sich. Wenn ihr gehorcht, lässt Gott euch einen schönen Lohn zukommen. Wenn ihr euch aber abkehrt, wie ihr euch vorher abgekehrt habt, dann peinigt Er euch mit einer schmerzhaften Pein.»*

Sure 48, 16

*Gott hat euch versprochen, dass ihr viel Beute machen würdet.*

Sure 48, 20

Ich weiss, das sind sehr viele Koranstellen zu diesem Thema. Aber ich möchte den Eindruck vermeiden, bei den diskutablen Textpassagen handle es sich um Einzelfälle.

### Der Koran als Gesetzeswerk

Auch die Gesetzestexte beziehungsweise Koranstellen mit Verhaltensregeln atmen nicht den genialen Geist göttlicher Gebote. Sie wirken eher wie willkürlich zusammengetragene Paragraphen zu mehr oder minder relevanten

### Dass islamistische Fanatiker zu Terroristen werden, ist kein Wunder.

ten Themen, verfasst von drittklassigen Juristen. Auffällig schlecht ist darin die Stellung der Frau. Hier einige Auszüge aus der Scharia beziehungsweise aus Dr. Inamullah Khans «vollständigem System bzw. Modell des praktischen Gesetzes»:

*Und hackt dem Dieb und der Diebin die Hände ab zur Vergeltung für das, was sie erworben haben, dies als abschreckende Strafe vonseiten Gottes. Und Gott ist mächtig und weise.*

Sure 5, 38

*Die Männer haben Vollmacht und Verantwortung gegenüber den Frauen, weil Gott die einen gegenüber den anderen bevorzugt hat und weil sie von ihrem Vermögen [für die Frauen] ausgeben. Die rechtschaffenen [Frauen] sind demütig ergeben und bewahren das, was geheim gehalten werden soll, da Gott [es] bewahrt. Ermahnt diejenigen, von denen ihr Widerspenstigkeit befürchtet, und entfernt euch von ihnen in den Schlafgemächern und schlägt sie. Wenn sie euch gehorchen, dann wendet nichts Weiteres gegen sie an. Gott ist erhaben und gross.*

Sure 4, 34

*Im Falle derer, die ihren Gattinnen Untreue vorwerfen, aber keine Zeugen haben ausser sich selbst, besteht die Zeugenaussage eines solchen Mannes darin, dass er viermal bei Gott bezeugt, er gehöre zu denen, die die Wahrheit sagen, 7 und zum fünften Mal, der Fluch Gottes komme über ihn, wenn er ein Lügner sein sollte.*

Sure 24, 6–7

*Und zwingt nicht eure Sklavinnen, wenn sie sich unter Schutz stellen wollen, zur Hurerei im Trach-*

*Hände und Füsse wechselseitig abgehackt werden, oder dass sie aus dem Land verbannt werden.*

Sure 5, 33

*O ihr, die ihr glaubt, nehmt euch nicht die Juden und die Christen zu Freunden. Sie sind untereinander Freunde. Wer von euch sie zu Freunden nimmt, gehört zu ihnen.*

Sure 5, 51

*Du wirst sicher finden, dass unter den Menschen diejenigen, die den Gläubigen am stärksten Feindschaft zeigen, die Juden und die Polytheisten sind.*

Sure 5, 82

*O ihr, die ihr glaubt, wenn ihr auf die, die ungläubig sind, trifft, während sie zur Schlacht anrücken, dann kehret ihnen nicht den Rücken. 16 Wer ihnen an jenem Tag den Rücken kehrt – es sei denn, er setzt sich ab zum Kampf oder er stösst zu einer anderen Schar –, zieht sich den Zorn Gottes zu. Seine Heimstätte ist die Hölle – welch schlimmes Ende! 17 Nicht ihr habt sie getötet, sondern Gott hat sie getötet. Und nicht du hast geworfen, als du geworfen hast, sondern Gott hat geworfen. Und Er wollte die Gläubigen einer schönen Prüfung unterziehen. Gott hört und weiss alles.*

Sure 8, 15–17

*Und kämpft gegen sie, bis es keine Verführung mehr gibt und bis die Religion gänzlich nur noch Gott gehört.*

Sure 8, 39

ten nach den Gütern des diesseitigen Lebens. Und wenn einer sie dazu zwingt, so ist Gott, nachdem sie gezwungen worden sind, voller Vergebung und barmherzig. Sure 24, 33

Für sich selbst hat Mohammed bezeichnenderweise immer wieder Sondergesetze erlassen, besonders was die Frauen anbelangt, und auch diese selbstverständlich im Namen Gottes:

O Prophet, Wir haben dir für erlaubt erklärt, zu heiraten: Deine Gattinnen, denen du ihren Lohn hast zukommen lassen; das, was deine rechte Hand [an Sklavinnen] besitzt von dem, was Gott dir als Beute zugeteilt hat; die Töchter deines Onkels und die Töchter deiner Tanten väterlicherseits, die Töchter deines Onkels und die Töchter deiner Tanten mütterlicherseits, welche mit dir ausgewandert sind; auch jede gläubige Frau, wenn sie sich dem Propheten schenkt und falls der Prophet sie heiraten will: dies ist dir vorbehalten im Unterschied zu den Gläubigen – Wir wissen wohl, was Wir ihnen in Bezug auf ihre Gattinnen und auf das, was ihre rechte Hand [an Sklavinnen] besitzt, verpflichtend gemacht haben –, damit für dich kein Grund zur Bedrängnis bestehe. Und Gott ist voller Vergebung und barmherzig. 51 Du darfst zurückstellen, wen von ihnen du willst, und du darfst bei dir aufnehmen, wen du willst. Und wenn du noch eine von denen haben möchtest, die du abgewiesen hast, dann ist das für dich kein Vergehen. Das bewirkt eher, dass sie frohen Mutes, nicht betrübt und alle mit dem zufrieden sind, was du ihnen zukommen lässt. Gott weiss, was in euren Herzen ist. Gott weiss Bescheid und ist langmütig. Sure 33, 50–51

### Der Koran als Rechtfertigung Mohammeds

Wie erwähnt, ist an Weisheiten wenig zu finden im Koran. Neben Aufrufen zu Gewalt und ein paar überholten, primitiven Richtsprüchen ermüdet die Lektüre bloss durch die unaufhörliche Selbstbeweihräucherung Mohammeds und die unablässige Betonung seiner angeblich göttlichen Gesandtschaft – im Wechsel mit Schmähungen von Ungläubigen und üblen Drohungen gegen diese.

Wehe jedem Lügner und Sünder, 8 der hört, wie ihm die Zeichen Gottes [der Koran] verlesen werden, und dann hochmütig verharrt, als hätte er sie nie gehört! Verkünde ihm eine schmerzhaft Pein. 9 Und wenn er etwas von unseren Zeichen erfährt, nimmt er es zum Gegenstand des Spottes. Für solche Leute ist eine schmähliche Pein bestimmt. 10 Hintendrein steht für sie die Hölle bereit. Und es nützt ihnen nichts, was sie sich anstelle Gottes zu Freunden genommen haben. Für sie ist eine gewaltige Pein bestimmt. 11 Dies [der Koran] ist die Rechtleitung. Für diejenigen aber, die die Zeichen ihres Herrn verleugnen, ist eine schmerzhaft Pein durch ein Zorngericht bestimmt. Sure 45, 7–11

Für diejenigen, die ungläubig sind, sind Gewänder aus Feuer zugeschnitten; über ihre Köpfe wird heis-

ses Wasser gegossen. 20 Dadurch wird zum Schmelzen gebracht, was sie in ihrem Bauch haben, und ebenso die Haut. 21 Und für sie sind Keulen aus Eisen bestimmt. 22 Sooft sie vor Kummer aus ihm herauskommen wollen, werden sie zu ihm zurückgebracht, und [es wird zu ihnen gesagt]: «Kostet die Pein des Höllenbrandes.» Sure 22, 19–22

Bitte um Vergebung für sie oder bitte nicht um Vergebung für sie. Wenn du auch siebzimal um Vergebung für sie bittest, Gott wird ihnen niemals vergeben. Dies, weil sie Gott und seinen Gesandten verleugnen. Sure 9, 80

Die Rede der Gläubigen, wenn sie zu Gott und seinem Gesandten gerufen werden, damit er zwischen ihnen urteile, besteht darin, dass sie sagen: «Wir hören, und wir gehorchen.» Das sind die, denen es wohl ergeht. 52 Diejenigen, die Gott und seinem Gesandten gehorchen, Gott fürchten und sich vor Ihm hüten, das sind die Erfolgreichen. Sure 24, 51–52

Folgender Satz in der vierten Sure bringt die Botschaft Mohammeds auf den Punkt:

Wer dem Gesandten gehorcht, gehorcht Gott. Sure 4, 80

Und wenn einer an Gott und seinen Gesandten nicht glaubt, so haben Wir für die Ungläubigen einen Feuerbrand bereitet. Sure 48, 13

Eine andere Lehre als diese leeren Phrasen bietet der Koran nicht. Auffallend ist die wiederkehrende Wendung des Korans «sich Gott und seinem Gesandten widersetzen», was im darauffolgenden Satz gleichgestellt wird mit

### Immer wieder bläut er seinen Anhängern ein, Jesus sei nicht Gottes Sohn.

«sich Gott widersetzen», worauf «harte Strafen» von Seiten Gottes drohen, die Mohammed gleich selbst vollstreckt.

### Der Koran als Diffamierung des Messias

Mohammed preist sich als höchster aller Propheten inklusive Jesu. Aber anstatt dessen Leben zu würdigen und seine Lehre der Liebe und Verzeihung weiterzugeben, beschäftigt er sich lieber damit, Jesus herabzusetzen. Er betont gerne, dass sich Jesus in nichts von anderen Propheten unterscheide. In der Sure 61, 6 lässt er Jesus in einem erfundenen Bibelzitat sogar ihn, Mohammed, als den kommenden «Hochgelobten» ankündigen. Immer wieder bläut er seinen Anhängern ein, Jesus sei nicht Gottes Sohn, da Gott keine Kinder habe. Beharrlich nennt er ihn auch «Sohn Marias» anstatt «Sohn Gottes». Er scheint so neidisch darauf zu sein, dass Jesus Gott «Vater» nennt, dass er in Sure 5, 116 Jesus in einer weiteren erfundenen Bibel-



«Als Beute zugeteilt»: von der nigerianischen

stelle leugnen lässt, dass er Gott je als Vater bezeichnet habe. Wiederkehrend im Zusammenhang mit Jesus ist auch Mohammeds Beharren darauf, Gott habe keine «Teilhhaber» und man könne ihm nichts «beigesellen», sowie die Beschimpfung der Christen als «Polytheisten».

O ihr Leute des Buches, übertreibt nicht in eurer Religion und sagt über Gott nur die Wahrheit. Christus Jesus, der Sohn Marias, ist doch nur der Gesandte Gottes und sein Wort, das er zu Maria hinüberbrachte, und ein Geist von Ihm. Und sagt nicht: Drei. Hört auf, das ist besser für euch. Gott ist doch ein einziger Gott. Gepriesen sei Er und erhaben darüber, dass Er ein Kind habe. Sure 4, 171

Ungläubig sind gewiss diejenigen, die sagen: «Gott ist Christus, der Sohn Marias.» Sprich: Wer vermag denn gegen Gott überhaupt etwas auszurichten, wenn Er Christus, den Sohn Marias, und seine Mutter und diejenigen, die auf der Erde sind, allesamt verderben lassen will? Sure 5, 17

Christus, der Sohn Marias, ist nichts anderes als ein Gesandter; vor ihm sind etliche Gesandte dahingegangen. Sure 5, 75

Die Juden sagen: «Uzayr ist Gottes Sohn.» Und die Christen sagen: «Christus ist Gottes Sohn.» Das ist ihre Rede aus ihrem eigenen Munde. Damit reden sie



Boko-Haram-Gruppe verschleppte Mädchen.

*wie die, die vorher ungläubig waren. Gott bekämpfe sie!* Sure 9, 30

*Und sprich: Lob sei Gott, der sich kein Kind genommen hat und der keinen Teilhaber an der Königsherrschaft hat.* Sure 17, 111

*Im Namen Gottes, des Erbarmers, des Barmherzigen. 1 Lob sei Gott, der das Buch auf seinen Diener [Mohammed] herabgesandt und daran nichts Krummes gemacht hat, 2 [ein Buch], das richtig ist, damit er vor einem harten Schlag von Ihm her warne und den Gläubigen, die die guten Werke tun, verkünde, dass für sie ein schöner Lohn bestimmt ist – 3 darin werden sie ewig verbleiben –, 4 und damit er diejenigen warne, die sagen: «Gott hat sich ein Kind genommen.» Sie haben kein Wissen davon und auch nicht ihre Väter. Es ist ein ungeheuerliches Wort, das aus ihrem Munde herauskommt. Nichts als Lüge sagen sie da.* Sure 18, 1–4

*Er [Jesus] ist nichts als ein Diener, den Wir begnadet und zu einem Beispiel für die Kinder Israels gemacht haben.* Sure 43, 59

### Der Koran als Kern des Übels

Da der Koran neben der Herabsetzung Jesu und der Selbstbeweihräucherung Mohammeds als einzige Lehre die ständige Aufforderung zum Töten Andersgläubiger verbreitet,

ist der Islam als solcher nicht reformierbar. Das Christentum konnte sich nach den blutigen Irrfahrten des Mittelalters zurück auf seine Schrift besinnen, welche eine Lehre der Gewaltlosigkeit, Nächstenliebe und Verzeihung überliefert. Das Judentum besitzt mit der umfassenden und in sich oft widersprüchlichen Schriftensammlung des Alten Testaments eine mannigfaltige Grundlage für viele mögliche Lebensentwürfe. Wenn sich ein Muslim auf den Kern des Islam besinnt, stösst er bloss auf die Hasstiraden Mohammeds. Den Islam reformieren hiesse den Koran verwerfen.

### Die Muslime

Die wenigsten Menschen haben die Schriften ihrer eigenen Religion gelesen. Darin unterscheiden sich die Muslime nicht von anderen Religionsgemeinschaften. Dieser Umstand führt dazu, dass die meisten Muslime ungefähr das Gleiche glauben wie fast alle Menschen, die irgendwie religiös erzogen wurden, nämlich dass es einen lieben Gott gibt, dass dieser alle Menschen liebt und dass man deshalb seinen Nächsten auch lieben soll.

In Gefahr sind jene Muslime, die in der Schrift Orientierung suchen und sich im Koran vertiefen.

### Das Dilemma des Islam

Wer sich für die Grundlagen seiner Religion interessiert, hat es schwer als Muslim. Entweder er lässt sich von der Schrift Mohammeds radikalisieren, oder er wendet sich von ihr ab. Es ist eine Wahl zwischen Hass und Liebe. Wer die Liebe wählt, legt den Koran beiseite. Aber woran soll er sich festhalten, wenn er an Gott glaubt?

Den Muslimen Asiens steht mit dem Buddhismus eine grossartige Philosophie offen, die ihrer eigenen Kultur weit mehr entspricht als der importierte Islam.

Aber worin besteht die Alternative für Muslime des Vorderen Orients und Europas? Der Koran verteufelt Juden und Christen in einem Ausmass, dass ein Übertritt undenkbar ist. Aber das ist auch nicht nötig. Die Rückbesinnung auf die Zeit vor Mohammed legt die Sicht frei auf den wahren Propheten Persiens, einen der grössten Propheten, den die Welt je gesehen hat: Zarathustra.

### Das Licht des Ostens

Zarathustra lebte um 600 vor Christus. Seine Philosophie war in ganz Persien verbreitet, das neben dem Iran auch das heutige Afghanistan, Tadschikistan, Turkmenistan und Usbekistan umfasste. Seine Schriften, die Gathas, sind verwandt mit den Veden und gehören zu den Wurzeln der altindischen Philosophie. Sein Ruf hallte bis weit nach Europa. Die griechischen Philosophen nannten ihn respektvoll Zoroaster, was so viel bedeutet wie «dem die Sterne hell und klar leuchten».

Zarathustra ist der antike Antipode zum späteren Mohammed und um Sonnenmassen gewichtiger. Obwohl er neben Jesus und Buddha zu den strahlendsten Lichtquellen der Weisheit gehört, hatte er es nicht nötig, sich, wie Mohammed, an endlosen Selbstlobhudeleien zu ergötzen und Gift und Galle gegen alle anderen zu speien. Er bezeichnete sich selbst nie als Propheten, sondern konsequent nur als Lehrer. Während Mohammed seine hüllenhafte Lehre ausschliesslich über Abgrenzung definiert, ist die reichhaltige Lehre des Zarathustra grenzenlos. Er sieht sie auch nicht als Religion, sondern als offene Philosophie, die auf den Prinzipien «Gutes Denken, gutes Reden, gutes Handeln» beruht.

Um die niederschmetternden Suren Mohammeds mit den Versen eines wahren orientalischen Propheten aufzufangen, schliessen wir diese Betrachtung des Korans mit drei Strophen aus den erbaulichen Hymnen des Zarathustra:

*Wenn sie durch den Beistand Gottes diese zwei wählbaren Grundsätze des Daseins begreifen, das Leid und das Elend, deren Ursache die Gefolgschaft der Truggenossen ist, oder Fröhlichkeit und Glücksgefühl, das Verdienst der Rechtschaffenen, dann können sie mit der Wahl des besseren Weges zu wahren Wohl und Fröhlichkeit gelangen.*  
3. Hymne, 11. Strophe

*Deshalb verkündet jeder, Rechtschaffener oder Truggenosse, Wissender oder Unwissender, was ihm sein Sinn und seine Gedanken sagen. Und wenn er zweifelt und argwöhnt, wird es sein, dass ihm milde und rechte Gesinnung in seinem Nachdenken beistehen, um seine Gedanken zu leiten.*  
4. Hymne, 12. Strophe

*Wer im Lichte der zunehmenden Weisheit und Vernunft das ehrbare Leben wählt, seine Worte mit Liebe und Weisheit wählt und sich in Ausgeglichenheit mit seinen Händen für gute Taten einsetzt, dessen Gedanken werden sich stets auf Gott richten, den er als Quelle von Wahrhaftigkeit und Recht erkennen wird.*  
12. Hymne, 2. Strophe

**Andreas Thiel**, geboren 1971 in Bern, ist Kabarettist, Politsatiriker und Kolumnist der *Weltwoche*. Er wurde vielfach ausgezeichnet, zuletzt 2014 mit dem Bonny-Preis für Freiheit, für seinen Einsatz für eine liberale Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung.

# Unser Mann in Brüssel

Der Tessiner Roberto Balzaretto hat den schwierigsten Posten der Schweizer Diplomatie: Er führt die Mission bei der EU und muss in Brüssel um Verständnis für eine kritische Haltung zur Personenfreizügigkeit werben. Er scherzt: Gefragt sei Einsatz, nicht Erfolg. *Von Markus Schär und Eric Herchaft (Bild)*

Schlaff hängt die Schweizer Fahne an der Fassade herunter. Das einstige Geschäftshaus mit der Nummer 1 fügt sich ein ins neoklassizistische Ensemble an der Place du Luxembourg, das Mitte des 19. Jahrhunderts entstand, als die Brüsseler hier abseits der Altstadt einen Bahnhof bauten. Davon steht jedoch seit zehn Jahren nur noch das Empfangsgebäude: Den Platz beherrscht jetzt eine Festung aus Bürogebäuden mit Glasfassaden – das Europäische Parlament.

Der Hausherr, der hier für unser Land die Stellung hält, empfängt in seinem hohen Büro mit Stuckornamenten an der Decke: Botschafter Roberto Balzaretto, 49, tritt im Hemd auf, als Tessiner, der *bella figura* macht und so den Doppelgänger für Robert De Niro in seinen besten Jahren geben könnte.

## Konsequenz des Volksentscheids

Seit gut zwei Jahren leitet der Diplomat die Mission der Schweiz bei der Europäischen Union. Er führt also einerseits die rund fünfzig Leute, davon dreissig Diplomaten, die mit ihren Kollegen aus der EU die Beziehungsfragen von Finanzdienstleistungen über Entwicklungszusammenarbeit bis Lebensmittelsicherheit bereden, und sorgt dafür, dass sie trotz Loyalität zu ihrem Departement in Bern für eine einheitliche Schweizer Haltung stehen: «Sie führen zum Teil ein Doppelleben, aber in der Praxis stellt sich das Problem nicht.» Und er wirbt andererseits als höchster Vertreter vor Ort für die Schweiz: «Ich versuche, die Leute zu treffen, die für uns wichtig sind – die Hauptidee ist es, ihnen zu vermitteln, wer wir sind und was wir wollen.»

Das fällt Roberto Balzaretto seit dem 9. Februar schwerer. Die Beziehungen zur EU hätten sich «spürbar entkrampft», sagte er im Interview mit der *NZZ am Sonntag* noch Ende des letzten Jahres, als die Gespräche um ein institutionelles Rahmenabkommen liefen, also um die Fragen, wie die bilateralen Verträge zu entwickeln, die Umsetzung der Abkommen zu überwachen und die Streitfälle gerichtlich zu beurteilen sind. Aber der Diplomat warnte vor einem Ja zur Masseneinwanderungsinitiative. «Wir hätten sicher mit einem Unterbruch aller laufenden Verhandlungen zu rechnen», sagte er zwei Monate vor der Abstimmung voraus. «Ich bin überzeugt: Die EU wird kaum so tun, als sei nichts geschehen.»

Das knappe Ja des Volkes schlug in Brüssel ein wie eine Bombe, so erlebte es jedenfalls der Repräsentant der Schweiz bei seinen Gesprächspartnern: «Wenn sie am 10. Februar die

bilateralen Abkommen hätten kündigen können, dann hätten sie es getan.» Die Vertreter der EU, «auch nur Menschen», weigerten sich, die «egoistische Reaktion» der Schweiz nachzuvollziehen. «Es geht für sie um das politische Signal, das wir aussenden: Wir gehören nicht zu euch. Das hätten sie von uns als Gleichgesinnten nicht erwartet.»

Seither kämpft der Diplomat mit den Konsequenzen des Volksentscheides, vor dem er gewarnt hatte: «Meine Rolle ist es, zu vertreten, was gilt, nicht was ich möchte.» Das bedeutet für ihn: Er muss seinen Gesprächspartnern erklären, «dass dieses Anliegen nicht vom Himmel fiel». Er muss ihnen also darlegen, dass die Personenfreizügigkeit in der Schweiz zu Problemen führt – ob zu tatsächlichen oder vermeintlichen, ist egal, denn «perception is reality», die Wahrnehmung ist die Wirklichkeit.

Als Tessiner, der in der Heimat «genug Schwierigkeiten mit meiner weltoffenen Position hatte», sieht Roberto Balzaretto die Probleme durchaus. Er wuchs in Ligorretto auf, einen halben Kilometer neben der italienischen Grenze. Durchs Mendrisiotto zwängen sich jetzt an jedem Arbeitstag morgens und abends zehntausend Autos: «Ich verstehe, dass die Leute genug haben und dass sie nichts davon wissen wollen, ob diese Entwicklung gut ist für die Makroökonomie des Kantons», sagt der Auswanderer. «Und ich verstehe auch den Banker in Lugano, der seinen Job verliert, weil ein gutausgebildeter junger Italiener, der heute mehrere Sprachen spricht, für zwei Drittel des Lohnes arbeitet.»

Bei den Gesprächspartnern in Brüssel aber stösst der Botschafter schnell auf Unverständnis. «Sie verstehen das Problem intellektuell», stellt er fest. «Aber ich stosse nach zwei, drei Sätzen an Mauern, weil sie die Lösung der Schweiz nicht hinnehmen.» Das Volk äussere also wohl ein berechtigtes Anliegen, drücke es aber vielleicht falsch aus: «Das stört sie am meisten.»

Da hilft dem Schweizer kaum weiter, dass sich die Problematik der Personenfreizügigkeit auch in der EU zeigt, gerade in Brüssel: Hier fliegen am Montagmorgen Trupps von Bulgaren oder Rumänen ein, die zu Billiglöhnen wie in ihrer Heimat auf Baustellen oder in Schlachthöfen schufteten und am Freitagabend zurückkehren. Der neue Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker – der an seinem Regierungssitz mit einem Transparent über die dreizehn Stöcke des Berlaymont-Gebäudes «A new Start for Europe» verheisst – wolle das Problem anpa-

cken, dass die EU mit den Menschen schlechter umgeht als mit dem Geld, weiss Roberto Balzaretto. Aber vorläufig gelte: «Die Kohäsion in der EU ist eine Fiktion – das Prinzip, an dem sie festhält, ist das Ziel, das sie anstrebt.»

## Von Calmy-Rey gefördert

Die Krise zwischen der EU und der Schweiz, die am 9. Februar ausbrach, liess sich zwar eindämmen: «Wir konnten unsere Partner überzeugen, dass wir trotzdem weiterarbeiten.» So gelang es, für das Programm «Horizon 2020», also für die Zusammenarbeit der Wissenschaftler, vorläufig eine Lösung zu finden. Aber die Mission in Brüssel betreibt weiter «Krisenmanagement», wie ihr Chef sagt: Die Verhandlungen um neue Abkommen kommen nur langsam voran; die Schweizer kämpfen darum, mit den EU-Repräsentanten darüber zu sprechen, wie sich die Klauseln zu Einwandererkontin-



«Schweizerisch besserwisserisch»: Spitzendiplomat

genten und Inländervorrang in der Bundesverfassung mit dem Prinzip der Personenfreizügigkeit in der EU vereinbaren liessen. «Im Moment spüre ich keinen Willen», stellt Roberto Balzaretti fest. «Aber das kann sich ändern.»

Die Blockade, argwöhnen allerdings viele Schweizer, komme vor allem daher, dass der Bundesrat in Brüssel gar keine Lösung anstrebe, sondern ein Nein abhole, sich also bestätigen lasse, dass die Masseneinwanderungsinitiative nicht ohne schweren Schaden für die Schweiz umzusetzen sei. Diesen Verdacht schürt auch ein Blick auf die steile Karriere des Chefs der Brüsseler Mission.

Mit 26, gleich nach dem Abschluss in Staatsrecht an der Universität Bern, trat Roberto Balzaretti 1991 ins Aussendepartement ein, «aussergewöhnlich früh», wie Insider stauen. Daneben schrieb er bis 1997 seine Dissertation über Privateigentum und Raumplanung in der Tessiner Gesetzgebung. 1992 sammelte er als Stagiaire erste Erfahrungen in der Brüsseler Mission: Als Jüngster durfte er das Gesuch des Bundesrates um die Aufnahme von Beitrittsverhandlungen zur Europäischen Gemeinschaft überreichen – «kein gutes Omen», wie er 22 Jahre später witzelt.

Schon mit 39, nach einer extrem schnellen Karriere mit nur zwei Jahren in Washington als

Auslandserfahrung, stieg Roberto Balzaretti 2004 zum Botschafter auf. Aussenministerin Micheline Calmy-Rey (SP), die ein Faible für gutaussehende jüngere Männer hatte, wählte ihn als persönlichen Berater aus. Und sie holte ihn, nach seinem kurzen Abstecher zur Credit Suisse, 2008 als Generalsekretär zurück. Er machte seine Karriere also, wie viele junge Aufsteiger, im SP-geprägten Berner Departement, und dessen Ex-Chefin spricht sich seit ihrem Rücktritt offen für den EU-Beitritt aus. Der Verdacht liegt deshalb nahe, dass ihr Vertrauter auch dazu neigt.

Eine «unfaire Unterstellung» nennt Roberto Balzaretti die Behauptung, der Bundesrat wünsche eine Absage von der EU, weil er in die EU strebe; dabei zeigt er nicht den Anflug eines Gefühls. Zwar komme es wohl letztlich zum Nein: «Ich beobachte es so – sonst würde ich meine Arbeit nicht richtig machen.» Aber das heisse nicht, dass er die Bemühungen aufgebe, seine Gesprächspartner zu überzeugen. Er begehe ein Tätigkeitsdelikt, nicht ein Erfolgsdelikt, scherzt der Jurist mehrmals: Das heisst gemäss Strafgesetzbuch, dass aktives Handeln für den Tatbestand ausreicht, auch wenn nichts dabei herauskommt.

Dass er sich für sein Land einsetzt, bewies Roberto Balzaretti öffentlich letztmals vor einem Monat, als er vor den für die Schweiz zu-

ständigen Fachdiplomaten der 28 EU-Staaten auftrat. Er habe «mit neuer Schärfe kritisiert», dass die EU nicht über Einwandererquoten und Inländervorrang reden wolle, schrieb die NZZ danach. Gar so scharf liest sich der Redetext zwar nicht. Aber der Repräsentant der Schweiz machte dem hohen Haus immerhin klar, die Annahme der Initiative sei als Signal zu verstehen, dass das «erfolgreiche ökonomische Modell» der Schweiz für Teile der Bevölkerung zu Problemen führe: «Es wäre deshalb unangebracht, die Abstimmung als Unfall oder als Ausdruck von Eigenbrötlerei abzutun. Und es wäre kurzsichtig, apodiktisch unantastbare Prinzipien anzurufen, um jegliche Diskussion über die Probleme zu verweigern.»

### Ambühls ausgetüftelte Formel

Was der Botschafter damit erreicht hat, zeigt sich Mitte Dezember, wenn der Bericht über die Beziehungen der EU zu den Efta- und EWR-Staaten herauskommt: «Es wäre schön, wenn sich darin ein Zeichen des Entgegenkommens fände – aber ich mache mir keine Illusionen.» Denn das Prinzip der Personenfreizügigkeit und die Klauseln in der Bundesverfassung liessen sich kaum vereinbaren, auch nicht mit kreativen Lösungen wie jener von Michael Ambühl: Der Alt-Staatssekretär, der jetzt an der ETH Verhandlungsführung lehrt, schlägt eine ausgetüftelte Formel vor, mit der sich in allen Staaten die Zuwanderung über einem Schwellenwert einschränken liesse. Bei aller Wertschätzung für den «guten Freund» hält der Botschafter diesen Vorschlag für «typisch schweizerisch besserwisserisch». Und so komme er auch bei der EU an.

Letztlich führe wohl nichts um die Entscheidung herum, wie es die Schweiz mit der EU halten will. Dazu schrieb ein anderer Alt-Staatssekretär, Jakob Kellenberger, in der NZZ: «Wir werden uns bei der Vorstellung der beidseitigen Interessen wie gewohnt beruhigen. Und wer bestreite beidseitige Interessen im Verhältnis Schweiz–EU, wer bestreite die ungewöhnliche Dichte der tatsächlichen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Beziehungen, unabhängig von einem ebenfalls reichen Vertragsnetz?» Deshalb meinte er: «Der Umsetzung der Initiative und der künftigen Zusammenarbeit werden wir nach meiner Einschätzung eher unaufgeregert entgegensehen können.»

«Ich bin ein bisschen weniger gelassen», gesteht Roberto Balzaretti, dessen Job es ist, alltäglich die «ungewöhnliche Dichte» der Beziehungen zu preisen. Nachdem er am 10. Februar die Empörung der EU-Vertreter erlebte, halte er es für eine «riskante Strategie», darauf zu spekulieren, dass bei Verstössen der Schweiz gegen die Personenfreizügigkeit nichts geschehe. Es gebe, warnt er in seiner Mission an der Place du Luxembourg mit Blick auf die Festung des EU-Parlaments, «eine Eigendynamik in dieser Stadt». ○



Balzaretti vor dem Europäischen Parlament in Brüssel.

# Alpenzoo Wallis

Die Schweiz ist eine Willensnation, die allen Minderheiten eine besondere Beachtung schenkt. Das tut sie für Religionsgemeinschaften, Ausländergruppen, Menschen mit bestimmten sexuellen Präferenzen – immer weniger aber für Teile ihrer Bevölkerung, die in Randgebieten leben. *Von Oskar Freysinger*

*Der Städter hat's gerufen  
Der Himmel hat's gehört,  
die Mauern liegen nieder,  
die Hotels sind zerstört,  
nur eine zweite Säule  
zeugt von verschwund'ner Pracht  
auch diese, schon geborsten,  
kann stürzen über Nacht.  
Des Berglers Namen meldet  
Kein Lied, kein Heldenbuch,  
versunken und vergessen,  
das ist des Städters Fluch.*

Emblematisch für das seit einigen Jahren grasierende Unverständnis zwischen Stadt- und Landbevölkerung, Ballungszentren und Randgebieten in der Schweiz ist der Wolf! Auf der einen Seite haben wir die Masse der städtischen Naturromantiker, die, im grauen Alltag zwischen schalen Häuserfronten und täglichen Staus eingeklemmt, von der grossen Freiheit träumen und im Wolf die perfekte Darstellung finden, um ihrem Frust und Befreiungsdrang Gestalt zu verleihen.

Auf der andern Seite haben wir ein paar Bergbauern, die, falls ihnen ihre Schafe nicht grenzüberschreitend gestohlen werden, am Morgen die zerfetzten Kadaver ihrer Schützlinge zählen, um Schadenersatz einfordern zu können. Für sie ist der Wolf ein hochsubventionierter Schädling, dessen Sinn nur darin liegt, ihnen ihre Existenzgrundlage streitig zu machen.

## Isegrims nächtliche Fressgelage

Der Unterschied zwischen den beiden ist, dass der Wolf für die Städter nicht mehr als ein Abstraktum darstellt, für die Bergler hingegen, die mit ihm leben müssen, eine bittere Realität. Das sieht man besonders darin, dass gewisse Wolfsfreunde allen Ernstes behaupten, der Wolf könne als Tourismusattraktion genutzt werden. Auch das ein Abstraktum, wenn man bedenkt, dass der nächtlich aktive Meister Isegrim meist unsichtbar bleibt und nach seinen Fressgelagen höchstens blutige Spuren hinterlässt.

Die Bergler ziehen in ähnlichen Konfrontationen wie dieser immer öfter den Kürzeren, weil sich das demografische Gleichgewicht seit dem Zweiten Weltkrieg massiv zugunsten der Ballungszentren verschoben hat. Demokratie ist nun mal die Macht der grösseren Zahl. Zwar hat die Schweiz es lange verstanden, das Gleichgewicht durch föderale Regulationsmechanismen wie das Zweikammersystem und die doppelte Mehrheit bei Initiativen aufrechtzuerhalten.

Leider wird die Wirkung dieser Mechanismen immer mehr dadurch geschwächt, dass sich das demografische Gleichgewicht zwischen Berg und Tal auch in den Randkantonen selber verschoben hat. Nur so ist es zu erklären, dass sich zutiefst antiföderale Vorlagen wie die Zweitwohnungsinitiative und das neue Raumplanungsgesetz durchsetzen konnten.

Hinzu kommt der Umstand, dass die Stadtbevölkerung umso ökologischer wird, als sie die eigene Umwelt zubetoniert hat. Der offenkundige Widerspruch zwischen dem eigenen Wunschdenken und der umliegenden Verbauung der Landschaft nagt am guten Gewissen.

## Die Stadtbevölkerung wird umso ökologischer, als sie die eigene Umwelt zubetoniert hat.

Um nicht vor Schande zu erröten, werden die umweltbewussten Städter immer grüner. So grün wie die Alpweiden um ihre Zweitwohnungen in den Alpen, die sie nicht von zusätzlichen Zweitwohnungen geschändet sehen wollen. Der Zweitwohnungsbesitzer lebt halt am liebsten allein auf weiter Flur, wenn er der Stadt übers Wochenende den Rücken kehrt. Dass er die Randgebiete dadurch einer der wenigen Erwerbsquellen beraubt, die neben Tourismus, Weinbau und Landwirtschaft ein Überleben in den Bergen ermöglicht, schert ihn nicht.

Seltsamerweise möchte aber derselbe Städter bei seinen Aufenthalten nicht auf hochkarätige Infrastrukturen wie moderne Bergbahnen,

Wellnessanlagen, Sterne-Restaurants, perfekt präparierte Skipisten und Golfplätze verzichten. Dass er durch seine Einmischung in ihr prekäres Wirtschaftssystem die Bergkantone daran hindert, den Cashflow für den Bau und die Renovation solcher Infrastrukturen zu generieren, dessen ist er sich kaum bewusst. Daneben nörgeln die «Geberkantone» immer mehr an den Beträgen herum, die sie im Rahmen des Finanzausgleichs an die finanzschwachen Kantone bezahlen müssen. Das ist alles irgendwie schizophoren.

## Kaum nutzbare Flächen als Garantie

Mit den anstehenden Abstimmungen über die Pauschalbesteuerung und die Erbschaftssteuer könnte es für Kantone wie das Wallis noch viel schlimmer werden. Auch hier werden Erwerbsquellen zerstört, wird Volksvermögen vernichtet. Kantone wie das Wallis haben, ihrer geografischen Situation entsprechend, ein spezielles System zur Schaffung von Reichtum erfinden müssen, um über die Runden zu kommen. Sie können kaum auf die Ballung von Industrien, Dienstleistungsanbietern und Finanzinstituten zählen, wie das in den Grossräumen Zürich, Genf oder Basel der Fall ist. Im landwirtschaftlichen Bereich stehen ebenfalls keine grossflächigen, leicht zu bewirtschaftenden Böden zur Verfügung. Also haben die Walliser über die letzten zwei Jahrhunderte, die Besonderheit und insbesondere Grösse ihres 5200 Quadratkilometer umfassenden, zerklüfteten, steinigen und steilen Territoriums als Chance nutzend, ein Erbrecht eingeführt, in dem Kleinparzellen geschaffen wurden, die in Verbindung mit grosszügig gestalteten Bauzonen Reichtum generierten. So konnten steinige, kaum nutzbare Grundstücke, die zu Bauland deklariert wurden, als Garantie für Hypotheken dienen und erlaubten es den Wallisern, sich zu fast siebzig Prozent von Mietern zu Besitzern zu mausern.

Man mag dieses Vorgehen von Zürich oder Basel aus verdammen, aber es entspricht einer gewissen Logik. Schliesslich ist das, was für Basel gut ist, für Zürich nicht unbedingt förderlich, und was den Bündnern frommt, kann den Interessen der Walliser zuwiderlaufen.

Die Schweiz ist halt ein zusammengewürfeltes Kontinentchen von Eigenheiten, sie stellt eine einmalige Vielfalt in der Einheit dar. Darin liegt auch ihr Erfolgsrezept. Jeder Bürger fühlt sich (insbesondere auch wegen der direkten Demokratie) für sich selbst und das Staatswesen verantwortlich, empfindet sich in seiner





*Der Zweitwohnungsbesitzer lebt halt am liebsten allein auf weiter Flur.*

Identität geschützt. Jeder ist gern Schweizer, weil ihm die Schweiz erlaubt, Glarner, Appenzeller, Tessiner, Genfer oder Freiburger zu sein. Sogar Walliser. Darauf lässt sich ein solides Staatsgefüge, ein von allen Bürgern getragenes Staatssystem aufbauen, um das uns die meisten EU-Bürger beneiden.

Nun erfolgt aber mit der demnächst anstehenden Erbschaftssteuer ein neuer Schlag gegen gewisse Bergkantone, insbesondere das Wallis. Nachdem aufgrund des neuen Raumplanungsgesetzes eine Vielzahl von Grundstücken ausgezont werden soll (wer berappt die Milliarden, die da an Volksvermögen vernichtet werden?), soll nun bei Erbschaften in direkter Linie das hart erarbeitete Erbe vom Staat noch einmal im Namen eines seltsamen Gerechtigkeitsbegriffs um einen Teil seiner Substanz beraubt werden. Dies, nachdem es schon zweifach besteuert und bei den Banken mühsam abgezahlt werden musste. Dies trifft einen Kanton wie das Wallis mit seinen vielen Haus- und Chaletbesitzern selbstverständlich härter als Kantone, in denen die Masse der Mieter überwiegt.

Die an solchen Beispielen aufgezeigte Entwicklung ist bedenklich: Seitdem SP und Grüne im Ständerat zugelegt haben, dient auch die Kleine Kammer immer weniger als Bollwerk gegen Zentralisierung und Schwächung der

Kantonshoheit. Wenn das so weitergeht, besteht die Gefahr, dass die Staatskohäsion, also unser Zusammenhalt, zerbröckelt. Die Schweiz ist eine Willensnation, die sich um eine Verfassung herum gebildet hat, die allen Bestandteilen, allen Minderheiten eine besondere Beachtung schenkt. Das tut unser Staatswesen für Religionsgemeinschaften, Ausländergruppen, Menschen mit bestimmten sexuellen Präferenzen, immer weniger aber für Teile ihrer Bevölkerung, die in Randgebieten leben. Manchmal bekommt man den Eindruck, es sei eine riesige Umsiedlungsmaschine am Werk, die gewisse Landesteile in geschützte Niemandsländer verwandeln möchte, wo nichts gebaut werden, kein Helikopter fliegen, kein Schneeschlitten fahren, kein Bergler mehr Schafe züchten darf.

Um dies zu rechtfertigen, bemüht man Schlagwörter wie Naturschutz, CO<sub>2</sub>-Ausstoss, nachhaltige Entwicklung. Der erlebten Wirklichkeit wird eine Ideologie übergestülpt, den Fakten ein politischer Diskurs. Auf eine zentralistische, legal abgestützte, sanfte Art soll das erreicht werden, was der Realkommunismus auf die harte Tour durchsetzte. Dahinter steckt wie immer ein dem Einheitsdenken verpflichtetes modernes Dogma, das den Menschen als Schädling in gewisse Zonen verbannen möchte. Seltsam ist nur, dass die Exponenten dieser Vision

zum Teil dieselben sind, die eine ungebremsste, zügellose Einwanderung befürworten! Auf den Widerspruch angesprochen und um einen Lösungsvorschlag aus dem Dilemma gebeten, reden sie schulmeisterlich von «Verdichtung der Bausubstanz».

### **Heile Natur, kranke Menschen**

Was das für die Lebensqualität bedeutet, welcher zusätzliche Stressfaktor damit geschaffen wird, wenn Menschen nach und nach wie Kaninchen aufeinanderhocken, interessiert sie nicht. Einzig zählt die Aufgabe aller Grenzen ausser jener, welche die «heile» Natur vom «kranken» Menschen trennt. Personenfreizügigkeit ja, aber nur in «verdichteten Regionen»!

Dagegen wehre ich mich als Walliser. Dass gewisse Fehler gemacht wurden und korrigiert werden müssen, ist mir klar. Dass kalte Betten in warme umgewandelt werden sollten, auch. Dies müssen die Walliser aber selber in Angriff nehmen. Die Zukunft des Wallis liegt definitiv nicht darin, ein Alpenzoo für Zürcher Rentner zu werden, in dem den letzten Wallisern die Reste der Wolfsrisse zum Frass vorgeworfen werden.

**Oskar Freysinger** ist SVP-Nationalrat und seit Mai 2013 Walliser Staatsrat und Vorsteher des Departements für Bildung und Sicherheit.



«Europäische Leitkultur»: EGMR-Präsident Spielmann.

## Plädoyer für einen Irrläufer

Ende November 1974 trat die Konvention zum Schutze der Menschenrechte und Grundfreiheiten, kurz EMRK, für die Schweiz in Kraft. Die wichtige Institution hat sich seither Aufgaben angeeignet, die man ihr vor vierzig Jahren niemals übertragen wollte. Höchste Zeit für eine Rückbesinnung. *Von Martin Schubarth*

1950 in Rom unterzeichnet mit dem Ziel, in den westeuropäischen Staaten einen Mindeststandard an Menschenrechtsschutz zu garantieren, hat die Konvention die damals revolutionäre Möglichkeit geschaffen, Staaten wegen Verletzung von Menschenrechten vor einem europäischen Gericht einzuklagen, dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR). Dass die Schweiz erst rund zwanzig Jahre später die Konvention ratifizierte, ist vor allem auf heute kaum mehr vorstellbare Defizite in der zuvor bestehenden helvetischen Verfassungsordnung zurückzuführen: das die Frauen diskriminierende Männerstimmrecht – Einführung des Frauenstimmrechtes auf eidgenössischer Ebene erst 1971 – und die erst 1973 aufgehobenen für Katholiken diskriminierenden religiösen Ausnahmeregelungen (Jesuitenverbot und Verbot neuer Klöster). Die EMRK hatte also eine positive Vorwirkung: Die Schweiz wollte ihr erst beitreten, nachdem sie ihre Hausaufgaben gemacht haben würde.

Die EMRK wurde geschaffen unter dem Eindruck der Verbrechen der Nazizeit. Beim Beitritt vor vierzig Jahren ging man davon aus, dass die schweizerische Rechtsordnung im Einklang mit der EMRK stehe. Das war etwas zu naiv, vielleicht auch zu selbstgefällig, wie etwa das Beispiel der erst kürzlich rehabilitierten administrativ Verwahrten die damals unterentwickelte Sensibilität für menschenrechtliche Fragen zeigt.

### Am Anfang herrschte Konsens

Gut erinnere ich mich an eine 1975 in Neuenburg mit dem Ziel durchgeführte Tagung, die Sensibilität für die bis dahin weitgehend unbekanntere EMRK zu wecken. An dieser Tagung mit einer – rückblickend gesehen, damals hatten wir keine Ahnung von unseren späteren Präsidialwürden – «Starbesetzung» (so befanden sich unter den Referenten Luzius Wildhaber, zukünftiger Präsident des EGMR; Stefan Trechsel, zukünftiger Präsident der bis

1998 bestehenden Strassburger Kommission; meine Wenigkeit, zukünftiger Präsident des Bundesgerichtes) wurde auf verschiedene Schwachstellen unserer Rechtsordnung hingewiesen. Aber bei uns allen herrschte Konsens darüber, dass die EMRK nur elementare Menschenrechte garantiert und dass es in erster Linie Sache des nationalen Gesetzgebers ist, Menschenrechte in einem demokratischen Verfahren zu konkretisieren. Niemandem von uns wäre es auch nur in den Sinn gekommen, dass der EGMR an Stelle des demokratisch legitimierten Gesetzgebers das Recht europaweit weiterentwickeln könnte.

Leider haben wir uns damals geirrt. Institutionen erliegen häufig der Versuchung, den Kreis der ihnen übertragenen Aufgaben exzessiv zu interpretieren und sich im Wege der Selbstermächtigung Kompetenzen zuzulegen, die man ihnen niemals übertragen wollte. In Strassburg entwickelte sich die verhängnisvolle Idee, die EMRK «dynamisch» auszulegen.



Sensibilität für ein elementares Prinzip wie die Unschuldsvermutung zu entwickeln, zeigt die soeben erfolgte Verurteilung der Schweiz, weil ein Staatsanwalt in einem Einstellungsbeschluss dem Beschuldigten ohne rechtsstaatlichen Strafprozess seine Täterschaft vorgeworfen hatte.

### Fragwürdige Verurteilungen

Ob und inwieweit die Verbreitung und Vorführung pornografischer Filme zugelassen werden soll, ist eine Frage, die der nationale Gesetzgeber in einem Verfahren, in dem das Für und Wider kontrovers diskutiert werden kann, entscheidet. In der Schweiz erfolgen Gesetzesrevisionen von grösserer Tragweite gestützt auf Vorarbeiten von Experten, nach Durchführung von breitabgestützten Vernehmlassungen und nach eingehenden Beratungen in den beiden Kammern des Parlamentes. Mit grossem Erstaunen musste ich deshalb eines Tages zur Kenntnis nehmen, dass die damalige Strassburger Kommission – eine Art Vorinstanz vor dem EGMR – die Auffassung vertrat, das damals geltende schweizerische Pornostrafrecht verletze die Meinungsäusserungsfreiheit eines Kinobesitzers, dem es, wie wir in unserem bundesgerichtlichen Urteil ausdrücklich festgehalten hatten, nur ums Geld ging.

Dieser Irrläufer aus Strassburg war ein Signal dafür, dass unter dem Deckmantel des Menschenrechtsschutzes unter Umgehung des demokratischen Gesetzgebungsverfahrens europäische Rechtspolitik betrieben werden sollte. Leider hat man diese Tendenz der Strassburger Organe lange nicht wahrnehmen wollen, geblendet von einer unkritischen Menschenrechtseuphorie. Das heute teilweise bestehende Malaise – man stellt sogar die Kündigung der EMRK zur Diskussion – ist eine Folge dieser Entwicklung, die zu mehreren fragwürdigen Verurteilungen der Schweiz geführt hat, die hier nicht einzeln nachgezeichnet werden können.

Dieses Malaise ist umso bedauerlicher, als der EMRK und dem EGMR eine zur Wahrung ele-

### Wer Dynamit sät, darf sich nicht wundern, wenn er eines Tages ein Minenfeld vorfindet.

mentarer Menschenrechte wichtige Funktion zukommt, wie mehrere grundlegende Urteile der letzten Jahre zeigen. In einer Zeit, in der Grossmächte wie die USA und Russland Menschenrechte mit Füßen treten, muss gerade ein kleines Land wie die Schweiz dankbar sein, dass mit der EMRK europaweit ein gerichtlicher Rechtsschutz gegen die Rücksichtslosigkeit gewisser Staaten geschaffen wurde. So hat der EGMR zweimal der Sache nach den amerikanischen CIA wegen massiver Menschenrechtsver-

letzungen verurteilt, zu welchen die USA europäische Länder gezwungen hatten. Erwähnt sei hier die vor kurzem erfolgte Verurteilung von Polen wegen der Duldung eines geheimen CIA-Foltergefängnisses; früher die Verurteilung von Mazedonien wegen der Mitwirkung an der Entführung und Folterung durch CIA-Agenten. Dass der amerikanische Supreme Court sich aus Feigheit weigerte, sich dieses Falles anzunehmen, zeigt, wie wichtig die Existenz des EGMR ist. Die kürzlich erfolgte Verurteilung von Russland auf Klage des Kleinstaates Georgien (*Weltwoche* Nr. 34/14) wegen massiver Verletzung elementarer Menschenrechte bestätigt diesen Befund.

### Schutz illegaler Hausbesetzer

Damit schliesst sich der Kreis. Der EGMR sollte sich auf seine ureigenste Aufgabe konzentrieren, den Schutz elementarer Menschenrechte. Der in letzter Zeit teilweise praktizierte «Lifestyle-Menschenrechtsschutz» einer verwöhnten westlichen Luxusgesellschaft, so etwa der Schutz illegaler Hausbesetzer, ist aufzugeben. Die Zurückhaltung gegenüber dem nationalen Gesetzgeber, die der EGMR in einigen neueren Fällen geübt hat, so im Falle des in Frankreich beschlossenen Burkaverbotes, im italienischen Kreuzifixfall oder jüngst im Falle des schottischen Nacktwanderers, ist konsequent auch in anderen Fällen auszuüben. Kurz: Der EGMR sollte zurückkehren zu dem, wofür er seinerzeit geschaffen wurde. Damit dient er den Menschenrechten. Und er wird damit nicht zuletzt auch seine Akzeptanz und Legitimation stärken.

**Martin Schubarth** ist Jurist und ehemaliger Bundesrichter. Er war von 1982 bis 2004 Richter am Kassationshof in Strafsachen des Schweizerischen Bundesgerichts und von 1999 bis 2000 Bundesgerichtspräsident.

gen, das heisst, Dinge in die Konvention hineinzu lesen, die sich dort nicht befinden, wobei man verkannte, dass sich das damit gezündete Dynamit eines Tages gegen den EGMR und damit gegen die Konvention richten könnte. Tendenziell wurde in gewissen Bereichen versucht, unter Rückgriff auf eine «europäische Leitkultur», eine europäische Rechtsordnung durch Richterrecht zu kreieren. Dass der EGMR und damit indirekt auch die EMRK heute unter teilweise massiver Kritik stehen, ist im Wesentlichen auf diese Fehlentwicklung zurückzuführen. Wer zu unvorsichtig Dynamit sät, darf sich nicht wundern, wenn er eines Tages ein Minenfeld vorfindet.

Dabei darf man nicht vergessen, dass es die EMRK und oft der EGMR waren, die auch für die Schweiz wichtige rechtsstaatliche Entwicklungen förderten. Ein Beispiel bildet die Tragweite der Unschuldsvermutung. Frank Geerk, der 2008 verstorbene Schriftsteller, hatte in den siebziger Jahren zwei Gedichte veröffentlicht, die ihm eine Anklage wegen Verletzung des religiösen Friedens eintrugen. Freigesprochen, musste er die Verfahrenskosten zahlen, obwohl mit dem Freispruch feststand, dass er rechtmässig in Ausübung seiner Gedankenfreiheit gehandelt hatte. Erst unter dem Druck des Strassburger Verfahrens war Bern bereit, ihm diese Kosten zu ersetzen. Wie schwer es auch heute noch ist, die gebotene

## Anlageziele umsetzen.

LGT. Ihr Partner für Generationen.  
LGT Bank (Schweiz) AG, 044 250 81 81

[www.lgt.ch](http://www.lgt.ch)



Private  
Banking

# «Ich fürchte, wir fallen auf die Nase»

Siegfried Gerlach, CEO von Siemens Schweiz, hat sich vor drei Jahren einbürgern lassen. Heute ärgert er sich darüber, wie leichtfertig viele Mitschweizer den Wohlstand aufs Spiel setzen. Die «wirtschaftsfeindlichen Tendenzen» hält er für «brandgefährlich». Von Martin Spieler und Paolo Dutto (Bild)

**Herr Gerlach, Siemens ist hierzulande einer der grössten industriellen Arbeitgeber. Wie beurteilen Sie die Rahmenbedingungen des Werkplatzes Schweiz?**

Bisher waren die Rahmenbedingungen in der Schweiz sehr gut. Doch ich mache mir zunehmend Sorgen. Es gibt neuerdings wirtschaftsfeindliche Tendenzen.

**Wo orten Sie diese genau?**

Angefangen bei der «Abzocker»-, der Ecopop- und der Mindestlohn-Initiative bis zur möglichen Abschaffung der Pauschalsteuer und der Steuerprivilegien für Firmen sowie bis zur Erbschaftssteuerinitiative: Alle diese Vorlagen verschlechtern die Wettbewerbsfähigkeit der Schweiz.

**Welches sind die Konsequenzen, wenn diese Tendenz anhält?**

Viele Leute realisieren nicht, dass Industrieunternehmen wie wir in einem globalen Wettbewerb stehen und gezwungen sind, die Produktion zu verlagern, wenn sich die Rahmenbedingungen weiter verschlechtern.

**Drohen Sie mit dem Wegzug?**

Das ist keine Drohung. In China, Indien oder Indonesien gibt es hungrige junge Menschen, die einen Lebensstandard erreichen wollen wie wir. Dafür sind sie bereit, viel mehr zu arbeiten, auch wenn sie deutlich weniger verdienen.

**Das Leben ist dort auch viel günstiger.**

Auch wenn man die unterschiedliche Kaufkraft berücksichtigt, sind die jungen Menschen aus Asien bereit, viel mehr zu leisten. Bei den Verhandlungen über den Gesamtarbeitsvertrag habe ich versucht, dies den Gewerkschaften aufzuzeigen. Wenn hier ein Mindestlohn gefordert wird, dann freuen sich andere Standorte. Je mehr die Schweiz ihre Rahmenbedingungen verschlechtert, desto mehr profitieren Letztere. Viele in der Schweiz realisieren nicht mehr, wie gut es ihnen geht, und stellen unrealistische Forderungen auf.

**Geht es uns zu gut?**

Wir dürfen uns nicht auf den Lorbeeren ausruhen. Wenn wir nicht arg aufpassen, schmilzt unser Wohlstand rasch weg. Die Tatsache, dass jedes Jahr 400 000 junge Menschen in China einen Universitätsabschluss erreichen und Karriere machen möchten, sollte uns wachrütteln. Dies gilt insbesondere für gewisse Jugendliche, die den Hang zu Bequemlichkeit haben.

**Dafür sollten wir nicht die Jungen kritisieren, sondern die Eltern, die ihre Kinder verhätscheln.**

Allerdings. Das kenne ich aus eigener Erfahrung. Ich stamme aus einer Arbeiterfamilie in Deutschland. Geld war Mangelware. Wenn etwas kaputtging, konnte es nicht ersetzt werden. Die heutige Generation erlebt das anders: Als meinem Sohn etwas kaputtging, hat er gesagt, Papa müsse es einfach neu kaufen. Eltern sollten ihre Kinder für die internationale Konkurrenz sensibilisieren. Es besteht ein grosses Risiko, dass die Schweiz punkto Wachstum und Wohlstand den Anschluss verliert.

**Demontiert die Schweiz ihren Wirtschaftsstandort?**

Forderungen nach einem Grundlohn, die Erbschaftssteuerinitiative, die Unsicherheiten wegen Ecopop und die Abschaffung der Pauschalsteuer demontieren den Wirtschaftsstandort Schweiz. All diese Vorlagen sind für unser Land brandgefährlich.

**Warum?**

Weil Leute, aber auch Firmen, die jetzt viel Leistung erbringen, vermehrt Alternativen ins Auge fassen oder sich sogar von der Schweiz abwenden. Sie werden mit den Füsen abstimmen und das Land verlassen. In der Schweizer Politik macht sich immer mehr der Geist der Umverteilung breit.

---

**«Ich verstehe nicht, warum so viele Leute nicht abstimmen gehen.»**

---

**Hinter dem Wunsch nach Umverteilung steckt meist Neid.**

Die Erbschaftssteuervorlage und die Initiative zur Abschaffung der Pauschalbesteuerung sind stark von Neid geprägt. Dabei profitieren wir von den reichen Ausländern. Sie zahlen hier sehr viel Steuern und konsumieren kräftig. Wenn sie die Schweiz verlassen, fehlen uns Steuereinnahmen, und der Wohlstand nimmt ab.

**Inwiefern beeinflusst Ihre Sorge über den Wirtschaftsstandort die Wachstumspläne von Siemens in der Schweiz?**

Wir haben vor einiger Zeit entschieden, dass wir unsere Produktion in Zug modernisieren. Das machen wir, weil wir an den Standort Schweiz glauben. Doch wenn die Umverteilungstendenzen weitergehen, würden wir

wohl kaum weiter in der Schweiz investieren. Schon gar nicht, wenn auch noch die realitätsferne Ecopop-Vorlage angenommen würde.

**Befürchten Sie konkrete Nachteile?**

Der Fachkräftemangel im Technologiesektor würde dramatisch verstärkt. Das wäre für uns bei Siemens direkt spürbar. Zudem könnten die bilateralen Verträge mit der EU kaum mehr gerettet werden. Das wäre ein Desaster für das Land und für die Wirtschaft. **Genau das haben Sie und andere CEOs bei der «Abzocker»-Initiative und der Initiative «gegen die Masseneinwanderung» auch gesagt, doch passiert ist nichts.**

Das stimmt. Da müssen wir uns an der Nase nehmen. Damals wurde im Abstimmungskampf übertrieben. Jetzt stimmt es wirklich. **Verstehen Sie nicht, dass sich viele Bürgerinnen und Bürger wegen der Masseneinwanderung Sorgen machen?**

Das verstehe ich gut. Die Schweiz hat eine der höchsten Einwanderungsquoten. Es war ein Fehler, mit der Freizügigkeit einfach die Tore für Ausländer zu öffnen. Das ärgert die Leute. Politik und Wirtschaft haben zu spät realisiert, dass diese Sorge besteht, und sie zu wenig ernst genommen.

**Wie reagieren Sie darauf?**

Indem wir bei der Anstellung neuer Mitarbeiter darauf achten, dass wir nicht primär junge Einwanderer anstellen, sondern auch versuchen, ältere Mitarbeiter aus der Schweiz im Betrieb zu halten.

**Ältere Mitarbeiter werden von den Unternehmen doch entlassen, weil sie ihnen zu teuer sind.**

Viele Firmen machen das. Das ist kurzfristig billiger, langfristig ist es ein Fehler. Ältere Menschen verfügen über eine enorme Erfahrung und sind loyal. Allerdings sollten sie bereit sein, im Alter Kompetenzen abzugeben und entsprechend gewisse Lohn-einbussen in Kauf zu nehmen. Das hohe Gehalt darf keine heilige Kuh bleiben, sonst ziehen die Unternehmen eben doch billigere Arbeitskräfte aus dem Ausland vor.

**Fördern Sie auch Frauen?**

Auch das machen wir. Etwa bei der Rekrutierung von Kadern oder indem wir streng darauf achten, dass Frauen bei gleicher Funktion den gleichen Lohn wie Männer erhalten. **Dann haben Sie keine Angst vor der Lohnpolizei, mit der der Bundesrat die Lohngleichheit von Mann und Frau in den Firmen überwachen will?**



«Viele realisieren nicht mehr, wie gut es ihnen geht»: Siemens-Schweiz-Chief Gerlach, 60.

Eine Lohnpolizei ist Unsinn. Die Festlegung von Löhnen ist nicht Sache des Staates, sondern der Firmen und der Sozialpartner.

**Warum versuchen Sie nicht, mehr Frauen für technologische Berufe zu gewinnen?**

Mit unserem Bildungsprogramm «Generation 21» fördern wir die Ausbildung in den technischen Berufen. Wir bilden derzeit mehr als 300 Lernende aus, Tendenz steigend. Oder wir verteilen Forscherspielkisten an Kindergärten und Schulen. So wollen wir auch bei Mädchen eine Affinität zur Technik wecken.

**Gelingt das?**

Das weiss ich nicht. Tatsache ist: Naturwissenschaften und Mathematik werden an unseren Schulen vernachlässigt. Man müsste diese Fächer stark aufwerten. Doch die Gymnasien setzen vermehrt auf Sprachen. Das ist meiner Ansicht nach falsch.

Ich fürchte, wir fallen auf die Nase, weil sich bildungspolitisch zu wenig bewegt. Schon jetzt müssen wir viele Naturwissenschaftler aus dem Ausland rekrutieren. Die Lage wird immer prekärer. Nur schon für die Bewältigung der Energiewende brauchen wir in der Zukunft viel mehr Naturwissenschaftler.

**Bezweifeln Sie, dass die Energiewende in der Schweiz gelingt?**

Die Energiewende war ein politischer Schnellschuss. Dass man sich in der Schweiz und in Deutschland so rasch und radikal aus der Atomenergie verabschiedet hat, ist ein fataler Fehler.

**Weshalb?**

Man hat dem Volk bis heute nicht klar gesagt, wie man die Energie aus der Atomkraft ersetzen will. Der Zeitdruck ist zu hoch. Um die Atomenergie mit erneuerbarer Energie zu ersetzen, muss man zwei Probleme gelöst haben: erstens die Speicherproblematik,

und zweitens braucht man intelligente Netze, um dezentrale Einspeisungen steuern zu können. Die Technik dazu gibt es zwar, aber damit es funktioniert, braucht es einen Durchbruch bei den Speichertechnologien und entsprechend hohe Investitionen.

**Müsste man den Atomausstieg nochmals überdenken?**

Man sollte die Atomkraft nicht verteufeln. Das wird jetzt gemacht. Ich selber gehörte vor vielen Jahren zu denen, die einen gelben «Atomkraft? Nein danke»-Kleber auf dem Auto hatten. Heute sehe ich das anders. Der rapide Atomausstieg hat zur Folge, dass es künftig in der Schweiz zu massiven Störungen in der Stromversorgung kommen kann. Zudem sind wir stärker abhängig von französischen Atomkraftwerken. Das kann es nicht sein: Wir waschen uns hier die Hände, sagen, wir seien atomfrei, und kaufen munter aus Frankreich Atomstrom ein.

**Im Bereich Gebäudetechnik profitieren Sie doch von der Energiewende?**

Da werden wir auch künftig stark wachsen. Ebenso im Gesundheitsbereich sowie generell im Dienstleistungsgeschäft.

**Haben Sie den Bereich Bahntechnik bewusst nicht erwähnt?**

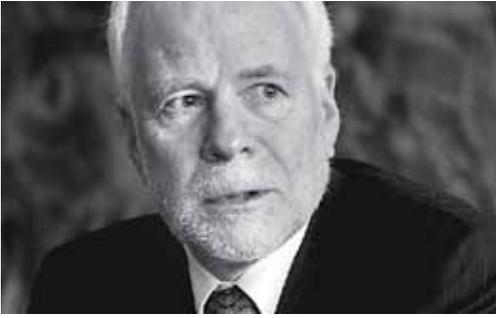
Bahnsicherungstechnik bleibt für uns ein stabiler Markt, da die Schweizer Bahnen hier weiterhin investieren werden. Bei der Rollmaterialherstellung werden wir in der Schweiz aber oft nicht als lokaler Anbieter wahrgenommen. Dabei sind wir genauso schweizerisch wie die Stadler Rail von Peter Spuhler. Wir beschäftigen sogar mehr Mitarbeitende im Land. Trotzdem gelten wir für viele als deutsches Unternehmen.

**Weil Sie eben zum deutschen Siemens-Konzern gehören. Dieser streicht weltweit 11 600 Jobs. Sind 2015 auch in der Schweiz weitere Sparmassnahmen und ein Personalabbau geplant?**

Nein. Wir gehören innerhalb des Siemens-Konzerns dank den Schweizer Tugenden zu den erfolgreichsten Landesgesellschaften. Falls die Konjunktur in Europa weiter einbricht, würden wir dies indirekt über unsere KMU-Kunden stark spüren. Dann käme es wohl auch bei uns zu einem Personalabbau.

**Sie betonen die Schweizer Tugenden. Selbst stammen Sie aus Deutschland und haben sich vor drei Jahren hier einbürgern lassen: Was ärgert Sie an der Schweiz?**

Dass wir leichtfertig Standortvorteile aufgeben und fahrlässig mit unseren demokratischen Rechten umgehen. Ich verstehe beispielsweise nicht, warum so viele Leute nicht abstimmen gehen. Wenn man dank direkter Demokratie mitbestimmen kann, sollte man dies tun. Dass die Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer darauf verzichtet, ist ein Zeichen, dass es uns zu gut geht. ○



## Abstimmung

# Narren in Gold

Ökonomisch betrachtet, gibt es keine vernünftigen Argumente für die Goldinitiative. Es handelt sich um einen besonders radikalen und fehlgeleiteten Versuch, den Spielraum der Notenbank einzuschränken.

Von Barry Eichengreen

Die Goldinitiative ähnelt der Volksabstimmung über die Unabhängigkeit Schottlands im Herbst. Wie in Schottland, so gehen auch in der Schweiz die Wogen hoch. Ein Ja beim Referendum in Schottland hätte ernsthafte negative Konsequenzen nach sich gezogen. Vor allem in Bezug auf das Geldsystem: Schottland hätte seinen Einfluss auf die Geldpolitik der Bank of England eingebüsst und wäre vor einer schwierigen Entscheidung gestanden. Entweder hätte Schottland das britische Pfund weiterhin zugelassen – und damit eine ausländische Währung. Oder aber die Schotten hätten eine neue, noch unerprobte Währung auf die Beine gestellt. Die erste Variante hätte einen Souveränitätsverlust im Vergleich zu vorher bedeutet und nicht etwa einen Gewinn. Die zweite Variante wäre einem Sprung ins Ungewisse gleichgekommen.

### Sprung ins Ungewisse

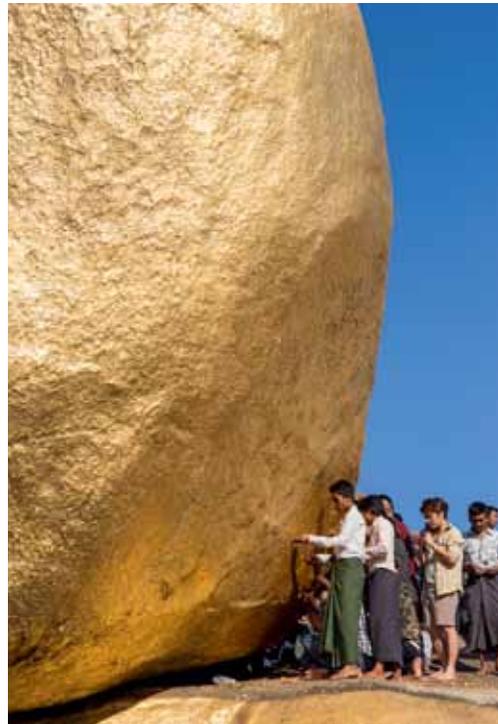
Nun hat die Schweiz wenigstens eine etablierte Währung. Doch ein Ja zur Goldinitiative wäre auch hier ein Sprung ins Ungewisse. Der Schweizerischen Nationalbank (SNB) zu verbieten, ihre Goldbestände zu verkaufen, und sie gleichzeitig zu verpflichten, mindestens zwanzig Prozent ihrer Aktiven in Gold zu halten, hätte ungewisse und womöglich verheerende Auswirkungen. Keines der ökonomischen Argumente zugunsten der Goldinitiative überzeugt. So wird behauptet, dass eine Erhöhung des Goldanteils in der Bilanz sicherstellt, dass die Anlagen der Nationalbank ihren Wert behalten. Gold wird als Mittel der Risikoverminderung angepriesen. Tatsache ist aber, dass niemand einen auch in Zukunft steigenden (und nicht sinkenden) Goldpreis garantiert. Die Geschichte zeigt, dass der Goldpreis starken Schwankungen unterworfen ist. Im Vergleich zu vielen anderen Finanzanlagen ist die Investition in Gold riskant.

Das ist nicht überraschend, da Gold aus sich selbst heraus keinen Wert hat. Es verdankt seinen hohen Preis ausschliesslich der Tatsache, dass die Käufer die Erwartung hegen, andere Leute mögen es auch kaufen. Diese Erwartung kann sich über Nacht ändern.

Weiter werden traditionalistische Argumente ins Feld geführt. Die SNB und andere Notenbanken horteten in der Vergangenheit hohe Goldbestände, die ihnen häufig gute Dienste geleistet haben. Allerdings zeigt die Erfahrung, dass es

Investmentstrategien gibt, die bessere Kombinationen aus Risiko und Rendite darstellen als Gold. Die Schweizer Stimmbürger sollten in Betracht ziehen, dass andere gutgeführte Zentralbanken, fast ohne Ausnahme, die Abhängigkeit vom Gold reduziert und nicht erhöht haben.

Weitere Argumente sind nostalgisch motiviert durch eine Sehnsucht nach der Zeit des Goldstandards, als Notenbanken dazu gezwungen waren, ein bestimmtes Verhältnis zwischen ihren Goldreserven und anderen Anlagen und Verbindlichkeiten einzuhalten. Zeitweise ge-



«Die Investition in Gold ist riskant.»

lang es damit, die Lebenshaltungskosten recht stabil zu halten. Das Problem dieses Arguments ist, dass Notenbanken keinesfalls immer in der Lage waren, gleichbleibende Preise und Lebenskosten unter dem Goldstandard zu garantieren – insbesondere in Zeiten, in denen die weltweiten Finanzmärkte von Krisen erschüttert wurden. Hier muss man nur an die Zeitspanne zwischen 1929 und 1935 erinnern, als die Schweiz im Umfeld der Weltwirtschaftskrise den Goldstandard aufrechterhielt und dadurch eine Deflation von rund 15 Prozent zu verkraften hatte.

Abschliessend spielt im Abstimmungskampf auch ein allgemeines Misstrauen gegenüber Zen-

tralbanken eine Rolle. Seit der letzten Finanzkrise haben die Notenbanker immer weiter an den Finanzmärkten interveniert. Damit haben sie nicht nur ihre Bilanzen ausgeweitet, sondern auch ihren gesetzlichen Auftrag. So hat die SNB eine Wechselkursgrenze eingezogen, unter welcher sie den Euro im Vergleich zum Franken unter keinen Umständen mehr fallen lassen möchte. Im Notfall bedeutet dies, dass sie eine unbegrenzte Ausweitung ihrer Bilanz in Kauf nimmt.

Diese Politik ist entscheidend, um die Deflationsegefahr zu bannen und die internationale Wettbewerbsfähigkeit des Exportsektors zu bewahren. Gleichwohl gibt es ein Unbehagen in der Schweizer Bevölkerung und Fragezeichen: Wird die SNB die zur Stützung des Euro-Kurses angehäuften Wertpapiere mit Verlust verkaufen? Ergeben sich gefährliche Hypotheken- und Finanzmarktblasen? Wem diese Fragen Sorgen bereiten, sieht die minimale Goldquote von zwanzig Prozent als eine Begrenzung des finanziellen Aktionsradius und der Ambitionen der Notenbank.

Ähnliche Vorbehalte gegenüber den immer mächtigeren Zentralbanken gibt es auch in den USA. Hier haben einige Kritiker der US-Notenbank Federal Reserve (Fed) im Kongress vorgeschlagen, die Fed per Gesetz auf die sogenannte Taylor-Regel zu verpflichten, benannt nach dem Stanford-Ökonomen John Taylor. Die Fed müsste auf Schwankungen der Preise und der Arbeitslosigkeit in einer durch eine exakte Formel vorbestimmten Weise reagieren.

Das wäre gefährlich, würde es doch die Möglichkeiten der Fed einschränken, auf ökonomische Ausnahmesituationen zu reagieren. In Krisenzeiten könnte sie nicht mehr ohne weiteres als letzter Rettungsanker (*lender of last resort*) auftreten. Die Goldinitiative hätte in manchen Fällen dieselbe Wirkung. Im Unterschied zur Taylor-Regel wäre das 20-Prozent-Gold-Minimum noch unflexibler und würde der Notenbank noch weniger Spielraum lassen, im Notfall stabilisierend einzugreifen. Der Vorschlag, die Fed an die Taylor-Regel zu ketten, wäre gefährlich. Noch schlimmer wäre es, die SNB an ein Gold-Minimum zu binden.

Barry Eichengreen ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der University of California in Berkeley. Er gilt als führender Experte für die Auswirkungen des Goldstandards auf die Weltwirtschaftskrise der zwanziger und dreissiger Jahre.  
Aus dem Englischen von Florian Schwab



**Ich bestimme  
die Strategie.  
Dann übernehmen  
die Experten.**

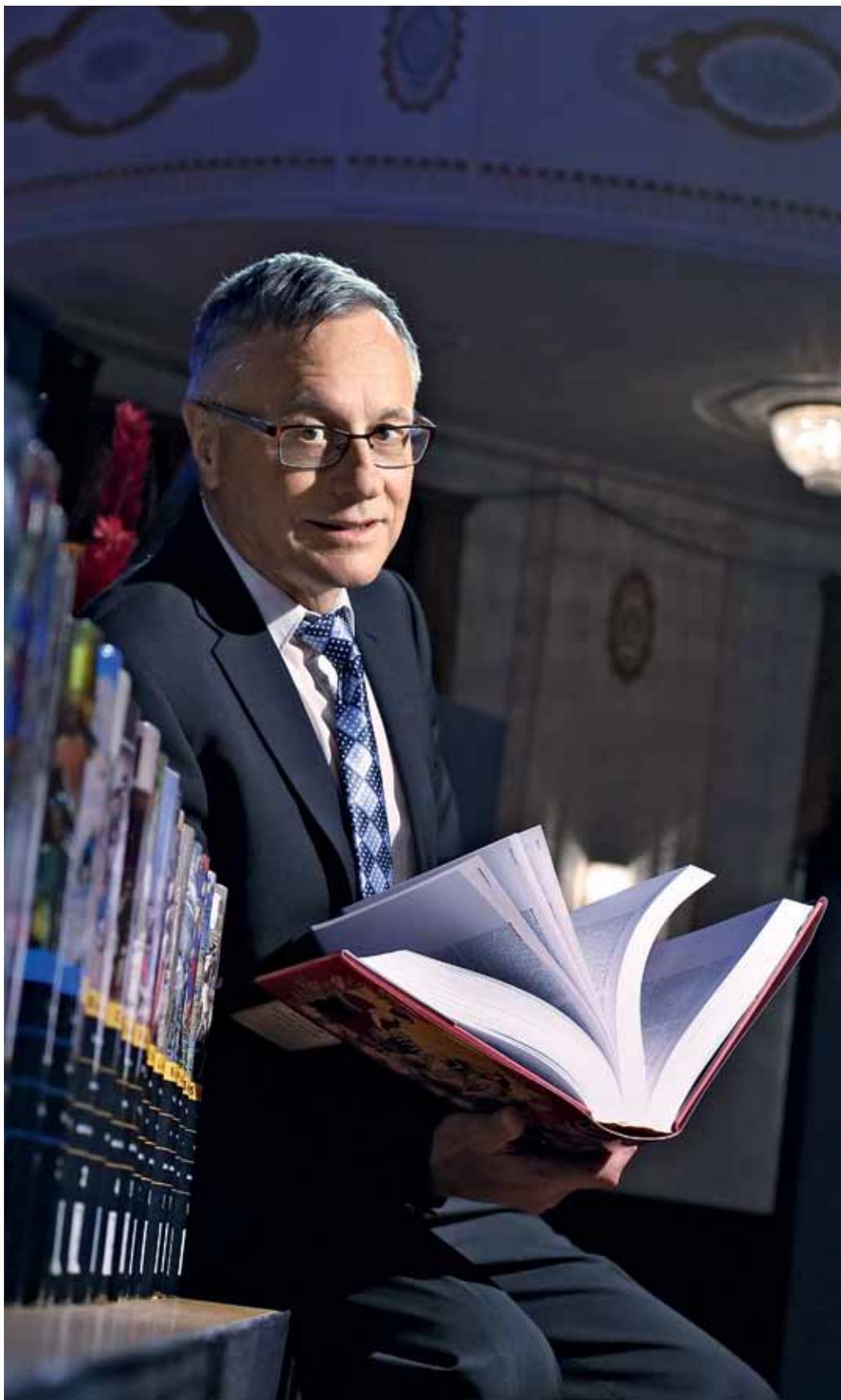
**Vermögensverwaltung – so individuell wie Sie.**

Nutzen Sie das Können unserer Anlageexperten und profitieren Sie direkt von unserer globalen Finanzexpertise. Wir steuern Ihr Portfolio zielgenau nach Ihrer persönlichen Strategie.

[credit-suisse.com/invest](https://credit-suisse.com/invest)

# Flaggschiff mit Leichtmatrosen

Das mittlerweile abgeschlossene «Historische Lexikon der Schweiz» ist das teuerste geisteswissenschaftliche Projekt, das hierzulande je angestossen wurde. Der Bund zahlte 106 Millionen, die Kantone steuerten weitere 30 Millionen Franken bei. Für einmal herrschte Gigantismus im Kleinstaat. *Von Christoph Mörgeli*



Die Gesamtausgabe kostet 3874 Franken: Chefredaktor Jorio.

Die Warnung vornweg: Hier schreibt ein Insider. Ein Teil des Netzwerks. Ein Mitglied des Geschichtsfilzes. Der Autor dieser Zeilen war einer der 3300 freien Mitarbeiter des «Historischen Lexikons der Schweiz» (HLS). Von mir stammen 38 Artikel zu Schweizer Persönlichkeiten der Medizingeschichte sowie die Sachartikel «Handwerkschirurgen» und «Totentanz». Die Zusammenarbeit mit der Berner Zentrale gestaltete sich angenehm, professionell und unbürokratisch. Als ich unlängst realisierte, dass der Zürcher Anatom und Genetiker Karl Theiler (1920–2007) durch seine Forschungen zur Labormaus Weltruhm erlangt hat, durfte ich kurzfristig einen ungeplanten Artikel beisteuern.

Steht also alles zum Besten rund um das epochale Werk in dreizehn Bänden in je drei Landessprachen nebst zweibändigem rätoromanischem Lexikon? Es bleiben ein paar Fragen.

## «La Suisse existe»

Die Geschichtswissenschaft hat sich seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts enorm zersplittert. Da ist es ein ehrgeiziges, aber durchaus lobenswertes Vorhaben, die verschiedenen Forschungsdisziplinen, theoretischen Ansätze, Epochen und Regionen in

## Das Lexikon widerspiegelt das historische Wissen, Können und Denken der 90er und 00er Jahre.

einem neuen Sammelwerk zusammenzuführen. Der Auftrag des «Historischen Lexikons» war die Schweiz. Der Nationalstaat lebt. «La Suisse existe.» Das Produkt «HLS» darf sich sehen lassen. Es widerspiegelt das historische Wissen, Können und Denken der neunziger und nuller Jahre.

1988 wurde die Stiftung Historisches Lexikon der Schweiz gegründet, seit 1998 funktioniert das parallel zu den periodisch erschienenen Bänden aufgebaute Internetangebot. Wer immer das Aktuellste zu einem Thema der Schweizer Vergangenheit sucht, tut es mit Gewinn unter [www.hls.ch](http://www.hls.ch). Die vorzüglichen, oft erstmals publizierten Bilder finden sich allerdings nur im gedruckten Teil – dies hat rechtliche Gründe, liegt aber begreiflicherweise auch daran, dass der betreuende Schwabe-Verlag in Basel die Buchbände verkaufen will. Wer das Werk nicht in einer Bibliothek, sondern in

der eigenen guten Stube ansehen möchte, greift allerdings tief in die Tasche: Die Gesamtausgabe kostet 3874 Franken.

In den Büros am Hirschengraben 11 in Bern gab's zeitweise 28 Vollzeitstellen. Diese Mitarbeiter schrieben, korrigierten, mahnten und illustrierten. Die Beiträge orientieren sich an klaren Vorgaben und wurden wissenschaftlich und redaktionell eng begleitet. Dies erweist sich qualitativ als grosser Vorteil: Die vorgegebenen Standards werden selten unterschritten. Und eine exakte Planung nebst hartnäckigem Insistieren sorgte dafür, dass keine wichtigen Themen mangels Autoreninteresse unter den Tisch fielen.

Am Flaggschiff der Schweizer Geschichtswissenschaft unter Steuermann Marco Jorio bauten neben vielen schwergewichtigen Autoren auch einige Leichtmatrosen. So kam es vor, dass über eine Klosterfrau vorerst eine völlig unkritische, anhimmelnde Hagiografie eingereicht wurde; die Nachfrage ergab, dass der Autor in der Kommission zu deren Heiligsprechung mitwirkte. Lobhudelende Professorenporträts trugen die verehrende Handschrift von akademischen Schülern und mussten versachlicht werden.

Der prononcierte Basler Linke Bernhard Degen liess bei seinen Beiträgen zur neueren Sozial- und Wirtschaftsgeschichte seinem politischen Glaubensbekenntnis freien Lauf.

Früher habe er von einem Lexikon der Arbeiterbewegung geträumt – «jetzt haben wir es, wenn auch versteckt, im «Historischen Lexikon der Schweiz», flüsterte Degen der Gewerkschaftszeitung *Work* zu.

Beim Thema «Judenstempel» griff Chefredaktor Jorio eigenhändig in die Tasten und berichtigte die Mär, diese antisemitische Schandtat sei 1938 in der Schweiz erfunden worden. Ein grober Fauxpas passierte beim für die Schweiz enorm wichtigen Thema «Biotechnologie». Die *NZZ am Sonntag* hat aufgedeckt, dass der entsprechende Artikel den Akzent viel zu stark auf die hysterische Politdebatte um die Gentechnik legte. Kein Wunder: Autor war mit Daniel Ammann ein Gentech-Gegner der ersten Stunde. Überhaupt gehören Naturwissenschafts- und Technikgeschichte nicht zu den inhaltlichen Stärken des Lexikons.

#### Die Sache mit Blocher

Dumm gelaufen ist's dem «Historischen Lexikon» beim Stichwort «Christoph Blocher». Der Jahrhundertpolitiker ist im Jahrhundertlexikon schlicht inexistent. Dies gilt sowohl für den gedruckten zweiten Band (Basel-Bümpliz) wie für die Internetvariante. Sehr wohl zu finden ist indes Blochers abgewählte Vorgängerin Ruth Metzler (CVP). Eine bewusste Rache des CVP-Mitglieds und Chef-

redaktors Marco Jorio? Mitnichten. Ins Lexikon kommen grundsätzlich nur Verstorbene. Ausgenommen sind Persönlichkeiten, die vor 1936 geboren wurden, oder aber Bundesräte und Nobelpreisträger.

Das Pech für Blocher ist ein dreifaches: Erstens wurde er erst 1940 geboren, zweitens wählte ihn die Bundesversammlung erst 2003 in den Bundesrat, und drittens lag damals der B-Band bereits gedruckt vor. Ob der

---

### Besser Flarz als Film. Besser Buch als Ballett. Besser Heimat als Hirschhorn.

---

effiziente Sparpolitiker die jeweiligen Kredite für das «Historische Lexikon» unterstützt hat, ist unbekannt. Weit über 100 Millionen sind immerhin ein stolzer Preis. Ziemlich genau gleich viel kostet aber der deutsche Bahnstreik des Jahres 2014. Oder der jährliche Sozialwahnsinn von Winterthur. Oder der Brand eines Porsche 911 GT3 in Gossau SG mit anschliessendem Rückruf des Modells durch die Herstellerfirma. Da gehört das über fast dreissig Jahre erarbeitete «Historische Lexikon der Schweiz» zu den nützlichen Produkten unserer Kulturpolitik.

Besser Flarz als Film. Besser Buch als Ballett. Besser Heimat als Hirschhorn. ○



# GEMEINSAM SETZEN WIR EIN ZEICHEN DER HOFFNUNG



IKRK

**Wir leben in einer von Krieg gezeichneten Welt, in der Menschen schreckliche Leiden erdulden müssen. Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) ist meist die einzige Hoffnung. Wir sind aber vermehrt auf unsere Spenderinnen und Spender angewiesen. Wollen Sie uns heute unterstützen?**

- **In Syrien** ist zur Gewalt der letzten Jahre die Wasserknappheit hinzugekommen. 2014 haben wir den lokalen Behörden weiter geholfen, Millionen von Menschen mit Trinkwasser zu versorgen. Aber unsere Arbeit ist auch hier noch längst nicht getan.
- **Im Irak** hat sich der Konflikt ausgeweitet. Bis September 2014 verliessen mehr als 1,5 Millionen Zivilisten ihr Zuhause und flohen vor den Kämpfen. Das IKRK hat seit Januar mehr als 1,3 Millionen Menschen mit Nahrungsmitteln und sonstiger Hilfe unterstützt.

**Mit Ihrer Hilfe können wir so viel mehr tun.**

**Herzlichen Dank für Ihre Spende auf [ICRC.org/](http://ICRC.org/)  
Hoffnung oder telefonisch unter: 022 304 06 17**

# Ein Christbaum auf Raten

Alle reden über die Reichsten, doch die meisten Reichsten schweigen. Robert K. Heuberger aus Winterthur, einer der vermögendsten Schweizer, redet gerne über sein Leben und seine Unternehmen.

Von Karl Lüönd und Mara Truog (Bild)

Sein erstes Geschäft machte er, als er neun Jahre alt war und Halbweise in Olten. Die früh verwitwete Mutter brachte ihre vier Kinder als Köchin und Theaterkassiererinnen nur knapp über die Runden. An der Krisenweihnacht 1931 war zu wenig Geld für einen Christbaum im Haus. In der Dämmerung des Heiligen Abends schlich sich Robert davon und überredete den Gärtnermeister in der Nachbarschaft, ihm den letzten Weihnachtsbaum auf Raten zu verkaufen. Der Preis betrug Fr. 1.80. Robert würde jede Woche 20 Rappen bringen oder die Schuld mit Hilfsarbeiten tilgen. Der Gärtnermeister liess sich erweichen und gab dem Bub die Hand auf den Handel.

Kaum war das Geschäft unter Dach, tauchte ein ebenso wohlhabender wie ungeduldiger Automobilist auf und bot einen viel höheren Preis an. Aber der Gärtnermeister blieb fest. «Ich lernte», erinnert sich Robert K. Heuberger heute: «Zwischen anständigen Geschäftsleuten gilt der Handschlag wie ein Dokument.»

Heuberger steht jetzt im 93. Lebensjahr und ist von beneidenswerter Frische. Jeden Morgen, wenn er sein Fitnessprogramm im Schwimmbad seiner Villa an der Rychenbergstrasse in Winterthur hinter sich hat, kümmert er sich zuerst um Ruth, seine gebrechliche Frau und lebenslange Geschäftspartnerin, dann ums Geschäft, das er 1954 zusammen mit ihr gegründet hat. Heute wirkt der Sohn Günter im Verwaltungsrat. Aber als Besitzer nimmt der Senior noch immer aktiven Anteil am Geschehen bei der Siska-Gruppe, die ein Immobilienportefeuille von 2000 Wohnungen nebst Einkaufszentren, Hotels und Geschäftshäusern besitzt.

## «Unnötigem Streit ausweichen»

Heuberger ist der andere grosse private Immobilienunternehmer in Winterthur und, was den Geschäftsstil betrifft, das genaue Gegenteil von Bruno Stefanini, der wegen seiner Stiftung neuerdings im Gerede ist. Im Gegensatz zu Stefanini hat sich Heuberger nie versteckt, im Gegenteil. Er hat Freude an der Öffentlichkeit, ist für Journalisten zu sprechen und immer für eine trübe Aussage gut. («Das beste Geschäft ist manchmal das, das man nicht macht!» Oder: «Ich bezahle gern Steuern.») Eine Stiftung hat er auch. Sie schüttet jedes Jahr zwischen sechs und zehn Millionen Franken aus, vor allem für soziale und kulturelle Zwecke im Raum Winterthur. Auch Schlagzeilen macht er gelegentlich. Kürzlich haben er und sein Sohn den langjährigen Geschäftsführer mit schweren

Vorwürfen entlassen, die dieser energisch bestritten. Der Fall ist hängig. Heuberger hat früher einmal gesagt: «Es ist besser, einem unnötigen Streit auszuweichen als ihn zu gewinnen.» Hier scheint er es anders zu sehen.

Mit einer Lehre bei der Schweizerischen Volksbank, Filiale Aarburg, hat alles angefangen. Als sich die Schweiz 1940 vor dem Einmarsch der Deutschen fürchtete und alle Mann an die Grenze befohlen wurden, stieg der damals siebzehnjährige Heuberger vorübergehend vom Lehrling zum Bankverwalter auf, weil die beiden erwachsenen Mitarbeiter im Militär waren. Beim Geldwechsel stellte sich der tüchtige Lehrling so geschickt an, dass er am Monatsende einen Tadel von der Direktion einstecken musste. Der minderjährige Bankverwalter hatte höhere Gewinne erwirtschaftet als das Reglement vorsah.

Die Schweizer Banken waren damals eine ziemlich verschnarchte Gesellschaft, eingebunden in vielerlei Kartelle, die alles regelten, sogar die Öffnungszeiten. Auch über die Vergabe von Hypothekarkrediten hatten sich die Konkurrenten verständigt. Hypotheken im zweiten Rang kamen nicht in Frage. Dabei wollten die Leute nach dem Krieg nichts als bauen, und die Wohnungsnot war gross. Die erste grosse Geschäftsidee kam dem nach Winterthur versetzten jungen Bänkler am Schalter, als er am gleichen Vormittag zwei gegensätzliche Begegnungen hatte. Ein wohlhabender Kunde

## «Das beste Geschäft ist manchmal das, das man nicht macht!»

schimpfte über die mickrigen Sparkontozinsen. Kurz darauf wurde ein bauwilliger Familienvater abgewiesen, weil die Bank damals keine Hypotheken im zweiten Rang vergab. Robert K. Heuberger brachte die beiden Kunden zusammen. Das Geschäft kam privat zustande. Die Bank konnte die erste Hypothek schreiben, und alle waren zufrieden.

Die Vermittlung der dringend gesuchten zweiten Hypotheken wurde zu Heubergers erstem grossen Erfolgsmodell – bald nicht mehr nur für Einfamilienhäuser, sondern für ganze Überbauungen. Weil die Banken immer noch zögerten, holte er das Geld bei den flexibleren Versicherungsgesellschaften. Die «Basler» machte ihn vorübergehend gleich zum Generalagenten für den Thurgau. Heuberger betrieb

aktives Marketing und suchte wohlhabende Kunden zu Hause auf, mit Vorliebe reiche Käsermeister. Manchmal half er ihnen beim Rühren im *Käse-Chessi*. Nach Feierabend verkaufte er ihnen dann die nötigen Policen und machte sich gleich auch als Anlageberater nützlich.

## Blumen für Mieter

1954 gründeten Ruth und Robert Heuberger in Frauenfeld ihr eigenes Unternehmen. Der Name wurde zum Programm: Siska (Sichere Schweizer Kapitalanlagen). Das Hauptgeschäft war die Kreditvermittlung für Bauprojekte. An jedem Geschäft verdiente Heuberger gleich dreimal: erstens eine Kreditkommission, zweitens die Provisionen der Versicherung für die nötigen Policen, mit denen der Kredit abgesichert und gleich auch die berufliche Vorsorge der beteiligten Handwerker geregelt wurde – und drittens die Vermittlungsgebühr für die fertigen Gebäude, die er vor allem an die anlagehungrigen Pensionskassen vertickte. Dass Heuberger am Ende der Verwertungskette auch noch die Hausverwaltung übernahm, verstand sich am Rande.

Die Immobilienfirma gedieh und sicherte sich ihren Anteil an der von mächtigem Nachholbedarf gekennzeichneten Nachkriegskonjunktur. Siska entwickelte eigene Bauprojekte und baute ein Netzwerk von verlässlichen Handwerkern und Architekten auf. Zugleich wurde sie zur bevorzugten Anlaufstelle von privaten und institutionellen Anlegern, vor allem von Pensionskassen.

Über den Zürcher Filmanwalt Henrik Kaestlin lernten die Heuberger Weltstars wie Lilli Palmer, Curd Jürgens, O.E. Hasse, Hildegard Knef, Peter van Eyck und andere kennen. Manche von ihnen hatten in den USA blendend verdient und legten ihre Dollars zum Kurs von Fr. 4.30 in der Schweiz an. So kam es, dass zum Beispiel die Palmer und die Knef je ein benachbartes Hochhaus in Dietlikon besaßen. Für Curd Jürgens besorgte Heuberger ein paar Häuser in Luzern. Immer wieder besuchte der Weltstar seine Mieter persönlich und brachte Blumen mit.

Früh genug sicherte sich Robert K. Heuberger auch Land im Val Suvretta, wo er für seine Familie eine geräumige Ferienvilla baute. Kaum war sie fertig, beschworen ihn die St. Moritzer Dorfobern, das Haus für einen Monat an den Schah von Persien zu vermieten, nachdem sich der Umbau von dessen Haus verzögert hatte. Heuberger lehnte zunächst ab,



«Langweilig, aber rentabel»: Immobilienkönig Heuberger.

weil er den Presserummel scheute und er nicht ins Gerede kommen wollte. Doch der Gemeindepräsident liess nicht locker. Wenn der Schah, wie angedroht, nach Kitzbühel ausweichen würde, würden dreissig Millionen Umsatz und der beste Werbeträger von St. Moritz ausfallen. Ruth Heuberger fand schliesslich den Ausweg. Die Miete wurde dem Spital Samedan gespendet, Die Schah-Familie blieb drei Wochen in Heuberger's neuem Haus.

### Treiber des Wandels

Als in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die grosse Umwandlung Winterthurs von der Industrie- zur Dienstleistungs- und Ausbildungsstadt begann, war Heuberger mit mehreren grossen Projekten ein Treiber des Wandels. Er löste die wegen eines verfehlten Projekts blockierte Situation um das Einkaufszentrum Neuwiesen beim Hauptbahnhof und brachte dieses zum Laufen. Während sich Stadtbehörden, Grundbesitzer und Denkmalpfleger in rhetorischen Endlosschleifen

um die Umnutzung der Fabrikareale von Sulzer und der Lokomotivfabrik stritten, realisierte er mit der Erneuerung der «Banane», des dem Verlauf der Bahngeleise entlang gebogenen ehemaligen Hauptquartiers des Volg, eins der ersten grossen Umnutzungsprojekte der ehemaligen Industriestadt. Aus Lagerhallen wurden Büros, ein Hotel, Alterswohnungen, ein Fitnessstudio und ein Seminarzentrum.

Seit den achtziger Jahren, als ihm einmal ein unbedarfter Linkspolitiker vorwarf, keine Steuern zu bezahlen, veröffentlicht Heuberger Jahr für Jahr die Ertragszahlen seiner Siska-Gruppe. Für 2013 hat er 20,6 Millionen Franken Reingewinn ausgewiesen. Im derzeitigen Immobilienboom verhält sich sein Unternehmen aber auffallend passiv. «Die Preise sind mir zu hoch, und am liebsten wachsen wir leise und qualitativ. Niemand zwingt uns, kein Aktionär und kein Analyst setzt uns unter Druck. Manche nennen uns eine langweilige Firma. Langweilig, aber rentabel – genau so wollen wir sein.» ○

## Biografie

### «Glück gehabt»

Das bewegte Leben eines ehrgeizigen und auch grosszügigen Unternehmers.

Dieses Jahr hat Robert K. Heuberger in einem über 380 Seiten starken, reich illustrierten Werk dokumentiert, wie er, seine Frau und seine Mitarbeiter an der Entwicklung grosser Einkaufszentren und Hotels sowie an der Verwandlung von Winterthur von der Industrie- in eine Dienstleistungs- und Studentenstadt mitgewirkt haben. Das Buch entstand mit der redaktionellen Hilfe des Publizisten Karl Lüönd, der auch dieses Porträt verfasst hat.

Das Buch ist ein reiches Zeitdokument und Quellenwerk. Es zeigt die Erfolgsrezepte und schildert die Mentalitätsgeschichte einer ehrgeizigen Mittelstandsgeneration, welche die einmaligen Chancen der Nachkriegszeit entschlossen packte. Bemerkenswert ist, was Robert K. Heuberger zur gesellschaftlichen Bindung des Unternehmers sagt: «Es geht nicht darum, der Gesellschaft «etwas zurückzugeben», wie manchmal argumentiert wird. Wir haben niemandem etwas weggenommen. Aber wer es gut gehabt hat im Leben, soll sich dafür erkenntlich zeigen und einen Teil dessen weitergeben, was er eingenommen hat. Wir haben kein schlechtes Gewissen zu beruhigen. Aber wir haben an vielen Stationen unseres bewegten Lebens Glück gehabt: das Glück, zur richtigen Zeit in der richtigen Branche zu arbeiten; das Glück, früher als andere die ungestillten Bedürfnisse zu sehen – und nicht zuletzt das Glück, Menschen zu treffen, die uns vertraut und die uns gefördert haben.»

Die Ruth-und-Robert-Heuberger-Stiftung fördert seit Jahren gemeinnützige Projekte aller Art mit ungewöhnlicher Grosszügigkeit. Sie hat den bestdotierten Jungunternehmerpreis der Schweiz ausgesetzt und – nach der blamablen Abstimmungsniederlage in der Stadt Zürich – den Club of Rome nach Winterthur geholt. Heuberger hat letztes Jahr ein Studentenwohnheim gebaut, das auf Selbstkostenbasis betrieben wird. Dutzende von Institutionen, vom Behindertenheim bis zur Sternwarte, profitieren alljährlich von den Zuwendungen der Stiftung. Sie wird auch den grössten Teil des Heuberger-Vermögens erben.

Robert K. Heuberger: Nicht wie der Wind weht ... Lebensbericht eines Unternehmers. NZZ Libro. 384 S., Fr. 38.–

**FÜR EIN GUTES GESPRÄCH BRAUCHT ES MEHR ALS 140 ZEICHEN.**



Peter G.

**DIE DUMMHEIT DER EINEN IST DER ERFOLG DER ANDEREN.**



James K.

**LES RÖSTIS SONT MA SPÉCIALITÉ. #RÖSTIGRABEN.**



Caroline G.

**POLITIKER MACHT WENIGSTENS DIE HALFTE VON DEM, WAS IHR VERSPRECHT!**



Peter H.

**UFWACHE! MIR LÄBE NID UFERE INSLE, SONDERN ZMITTS DRIN IN EUROPA.**



Daniel M.

**MACHT MEHR KINDER.**



David S.

**LA SUISSE DOIT PERPÉTUER SON OUVERTURE EN DÉMONSTRANT FLEXIBILITÉ, MOBILITÉ ET AGILITÉ, QUE CE SOIT DES HOMMES OU DES ENTREPRISES.**



José M.

**ALS JUDE, ALS CHRIST UND ALS MOSLEM BIST DU EIN GLÄUBIGER. WARUM TÖTET IHR EURE BRÜDER?**



Ylber S.

**A TAVOLA SI DOVREBBE APPREZZARE DI PIÙ IL MENÙ INVECE DI STARE AL TELEFONO QUANDO ARRIVA UNA PIETANZA.**



Nino I.

**GAFFEN ALLE NUR NOCH AUF'S HANDY, DIE WELT WIRD IMMER UNPERSÖNLICHER.**



Paul S.

**DEMENTZBETROFFENE LEHREN MICH DIE KUNST DER LANGSAMKEIT.**



Katharina M.

# #SagesderSchweiz

Herzlichen Dank an alle, die während der letzten Wochen der Schweiz etwas mitgeteilt haben. Sagen auch Sie, was Ihnen am Herzen liegt: [www.SagesderSchweiz.ch](http://www.SagesderSchweiz.ch)

# Schädliche Jod-Pillen

Zurzeit erhalten in der Schweiz fast fünf Millionen Menschen Tabletten, die bei einem Atomunfall vor Schilddrüsenkrebs schützen sollen. Für Personen über vierzig Jahre sind die Jodpillen nicht nur überflüssig, sondern sogar schädlich. Das erfahren die Empfänger aber nicht. *Von Alex Reichmuth*



Erweiterter Gefahrenradius: AKW Gösgen.

Noch bis Ende November werden Kaliumiodid-Tabletten an Haushalte, Schulen und Betriebe verteilt. Der Bund hat im Nachgang zum Unglück in Fukushima beschlossen, den Verteilungsradius auszuweiten. Bisher betrug dieser zwanzig Kilometer um die fünf Atomkraftwerke, neu aber fünfzig Kilometer. So erhalten 4,9 Millionen Einwohner je eine Packung zugestellt, weit über die Hälfte der Schweizer Bevölkerung. Die Tabletten sollen bei einem schweren Atomunfall vor Schilddrüsenkrebs schützen. Dank den Pillen sättigt sich die Schilddrüse mit Jod, bevor radioaktive Stoffe eintreffen. Die spätere Einlagerung von strahlendem Jod über die Atemluft wird verhindert.

Im Merkblatt zu den Jodtabletten fehlt jedoch ein wichtiger Hinweis: Für Personen über vierzig Jahre macht es im Störfall keinen Sinn, die Pillen einzunehmen. Sie können sogar schädlich sein. Denn nur Kinder und junge Erwachsene sind von Schilddrüsenkrebs durch Radioaktivität bedroht. Für Menschen über vierzig hingegen sei das Risiko «wahrscheinlich extrem tief und könnte sogar null sein», schreibt die Weltgesundheitsorganisation (WHO) in ihren Empfehlungen zur Jodprophylaxe bei Nuklearunfällen. Aber das Risiko von Nebenwirkungen durch Jod, so die WHO weiter, erhöhe sich mit zunehmendem Alter, «weil die Häufigkeit von Schilddrüsenkrankheiten

grösser wird». Die Jodeinnahme kann insbesondere Schilddrüsenüberfunktionen auslösen oder verstärken. Solche gehen mit erhöhtem Herzschlag, Nervosität und Zittern einher und können im Extremfall zum Tod führen. Die WHO empfiehlt Personen über vierzig darum die Jodtabletten nur bei extrem hoher Verstrahlung, wie sie höchstens in unmittelbarer Nähe eines Havariereaktors auftritt.

## Keine Ahnung auf der Hotline

«Der Schutz der Schilddrüse mit Kaliumiodid-Tabletten gilt als sichere und ungefährliche Massnahme», schreibt hingegen das Bundesamt für Bevölkerungsschutz im Internet. Das Bundesamt für Gesundheit verteidigt das Unterschlagen der Gesundheitsgefahren. «Die Schutzwirkung der Jodtabletten überwiegt die möglichen Nebenwirkungen», heisst es auf Anfrage – ohne Angabe, wovor über Vierzigjährige denn geschützt werden müssen. Schilddrüsenkrebs ist zudem fast immer heilbar. Bei den etwa 6000 Fällen, die nach der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl registriert wurden, betrug die Sterblichkeit nur etwa 0,25 Prozent.

Im Gegensatz zur Schweiz berücksichtigen die Behörden anderer Staaten die Gefahren, die von der Jodeinnahme ausgehen. «Wegen möglicher Nebenwirkungen sollten Jodtabletten nur von Personen unter 45 Jahren [...] einge-

nommen werden», schreibt die deutsche Strahlenschutzkommission. «Für Erwachsene über vierzig wird die Jodeinnahme aufgrund wissenschaftlicher Erkenntnisse nicht empfohlen oder ist nicht nötig», hält die Gesundheitsbehörde der kanadischen Provinz Ontario fest. Laut einer Übersicht von 2010 der EU raten auch Ungarn, die Niederlande und Rumänien allen Personen über 45 Jahre von der Jodaufnahme ab. Dänemark, Slowenien und Schwe-

## Es scheint, dass die verstärkte Jodverteilung vor allem politischen Zielen dient.

den empfehlen sogar, ab dem Alter von vierzig Jahren keine Jodtabletten einzunehmen.

Ein Testanruf auf die Hotline, die der Bund anlässlich der Jodverteilung eingerichtet hat, zeigt Erstaunliches: Die Fachperson am Draht hat offenbar noch nie davon gehört, dass die Jodeinnahme für ältere Erwachsene fraglich ist.

Aufschlussreich ist die Art, wie die Jodtabletten-Abgabe auf einen Umkreis von fünfzig Kilometern erweiterte wurde. Nach dem AKW-Unfall in Japan beauftragte der Bundesrat eine Arbeitsgruppe, die Notfallkonzepte im Falle eines Atomunfalls zu überarbeiten. Das Bundesamt für Gesundheit musste dabei prüfen, ob die Jodtabletten-Verteilung angepasst werden müsse. Explizit sollten dabei die sogenannten Referenzszenarien für den Notfallschutz berücksichtigt werden. Für deren Überarbeitung war das Eidgenössische Nuklearsicherheitsinspektorat (Ensi) federführend. Das ist dem Auftrag vom Juni 2012 zu entnehmen. Der Bund setzte dann aber die neue Jodtabletten-Verordnung mit der Ausweitung auf fünfzig Kilometer schon im letzten Januar in Kraft. Die Vernehmlassung zu den neuen Referenzszenarien war dannzumal noch gar nicht abgeschlossen. Die Ausweitung des Verteilradius stütze sich auf keine Analyse des Ensi oder einer anderen Fachbehörde ab, betont ein Insider.

Es scheint, dass die verstärkte Jodverteilung vor allem politischen Zielen dient: Die Bevölkerung soll an die Gefahren der Atomkraft erinnert werden. Denn der Eindruck des Fukushima-Unglücks verblasst rasch. Das gefährdet den Ausstieg aus der Kernenergie, der bisher vom Volk nicht bestätigt worden ist. Der Hinweis, dass die Jodtabletten unter Umständen mehr schaden als nützen, stünde der Angsteinflössung im Weg. ○

# Wer kommt, muss zahlen

Die Schweiz sollte die Zuwanderung nicht mit Kontingenten beschränken, sondern mit Abgaben lenken. Die Gewinne könnte sie zugunsten der bisherigen Einwohner umverteilen.

Von Reiner Eichenberger

Dank der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative können wir die Zuwanderungspolitik überdenken. Die Initiative fordert zwar Kontingente und einen Inländervorrang, eröffnet aber grosse Gestaltungsspielräume. Zudem gibt es in der Politik kein letztes Wort. Wichtige Fragen lassen sich zumeist nur in mehreren Schritten lösen. Deshalb werden hier drei Alternativen erwogen: Eine Fortführung der Personenfreizügigkeit wäre sehr schlecht. Kontingente sind weniger schlecht, aber nicht wirklich gut. Weit besser sind Zuwanderungsabgaben.

Die Diskussion über die Personenfreizügigkeit fokussiert viel zu stark auf den Arbeitsmarkt. Dabei ist eigentlich klar, dass dort Zuwanderung weder stark positiv noch stark negativ wirkt. Zwar bringt Zuwanderung Lohndruck, damit aber auch Lohnkostensenkungen und so Zufluss von Investitionen und neue Arbeitsplätze, was wiederum die Löhne erhöht. In der Summe steigert Zuwanderung das Pro-Kopf-Einkommen der bisherigen Einwohner nicht. Das zeigen die bisherigen Studien für die Schweiz sowie die internationale Migrationsliteratur. Die Zuwanderung bläht lediglich die Bevölkerung und so die Gesamtwirtschaft auf. Damit verknappt und verteuert sie zwangsläufig die schwer vermehrbaren Faktoren wie Boden, Infrastruktur, Umwelt und Energie, wodurch der reale Wohlstand sinkt. Die Zuwanderung geht so lange weiter, bis die Schweizer Lebensqualität nur noch um den Betrag der Wanderungskosten höher ist als in den EU-Ländern. Tatsächlich ist die Welt voller solcher Wanderungsgleichgewichte. So sind der Kanton Zug oder der Grossraum München enorm attraktiv für Wohnen und Arbeit. Aber weshalb ziehen nicht noch mehr Leute dorthin? Weshalb ziehen viele auch wieder weg? Einfach weil die hohen Wohnkosten die Vorteile vollständig kompensieren.

## Ruf nach Regulierung

Die Kosten und Nutzen der Personenfreizügigkeit sind völlig ungleich verteilt. Verlierer sind die meisten bisherigen Einwohner, Gewinner die Besitzer von Bauland und Mietwohnungen sowie natürlich die Zuwanderer selbst. Manche Manager und Politiker profitieren ebenfalls, wenn infolge des schnellen Bevölkerungswachstums ihre Umsätze und Budgets sowie der Ruf nach Regulierung wachsen. Schlimmer aber ist, dass gute Politik und hohe Standortattraktivität den meisten Beschäftigten und Wählern nichts mehr bringen, weil sie durch

die freie Zuwanderung und damit die weitere Verknappung des Wohnraums und der anderen knappen Faktoren neutralisiert werden. So fordern heute viele Politiker, zur Senkung der Zuwanderung müsse die Arbeitskraft der Frauen und der Alten besser genutzt werden. Das allerdings würde die Zuwanderung langfristig nur noch anheizen, weil die gesamtwirtschaftliche Produktivität steigen würde und die Schweiz zu einem noch attraktiveren Standort für ausländische Arbeitnehmer und Unternehmungen würde.

Die Standardargumente zugunsten der Personenfreizügigkeit sind nicht stichhaltig (siehe *Weltwoche* Nr. 3/14). Beispielsweise wird regelmässig behauptet, die Personenfreizügigkeit lindere die Personalnot in der Wirtschaft. Doch die Möglichkeit der Unternehmungen, Vakanz einzufacher oder billiger zu füllen, zieht neue Investitionen und Unternehmungen an. Diese stellen auch bisherige Arbeitstätige an, die dann andernorts fehlen. Dadurch erhöht sich die Personalknappheit wieder auf das alte Niveau. Zugleich bringt die Zuwanderung neue Nachfrage, was wiederum Lücken und da-

## Die Zuwanderung soll nicht minimiert, sondern quantitativ und qualitativ optimiert werden.

mit Bedarf nach neuer Zuwanderung schafft. So müssen für all die Zuwanderer Wohnungen gebaut werden. Das schafft neue Arbeitsplätze, die dann grossenteils nur mit neuen Zuwanderern besetzt werden können. Wenn die Personenfreizügigkeit tatsächlich die Personalnot lindern würde, müsste diese nach acht Jahren der vollen Freizügigkeit abgebaut sein. Doch die Firmen klagen immer etwa gleich laut.

Natürlich hat Zuwanderung nicht nur Nachteile. Manche Zuwanderer bringen der Schweiz sehr viel – etwa Professoren, die zur Verbesserung der Ausbildung und zur Lösung hiesiger Probleme beitragen. Zudem hat die Personenfreizügigkeit für Europa insgesamt Vorteile, vergleichbar mit der Niederlassungsfreiheit innerhalb der Schweiz. Jedoch sind die Gewinne und Verluste ungleich verteilt. Deshalb soll die Zuwanderung nicht minimiert, sondern quantitativ und qualitativ optimiert werden. Dazu tragen Kontingente jedoch wenig bei, und wenn, dann nur zu hohen Kosten.

Zum einen gibt es keine fixe richtige Zahl der Zuwanderung. Diese hängt von vielen Varia-

blen ab, insbesondere von den Kosten, die bei der Verknappung von Boden, Infrastruktur, Energie und Umwelt entstehen, sowie der Nachfrage der Wirtschaft nach zusätzlichen Arbeitskräften. Letztere ist gerade bei Kontingenten kaum erfassbar. Solange die Unternehmungen die einzelnen Bewilligungen gratis erhalten, übertreiben sie bei der Rekrutierung ausländischer Arbeitskräfte. Deshalb droht die Gesamtzahl der Kontingente systematisch zu hoch festgelegt zu werden. Zudem sind die Beantragung und die Bearbeitung von Zuwanderungsgesuchen für die Wirtschaft und den Staat sehr aufwendig. Deshalb erhalten oft nicht diejenigen die Bewilligungen, die der Schweiz aus volkswirtschaftlicher Sicht am meisten bringen, sondern diejenigen, die sich im wenig durchsichtigen, aber teuren Wettlauf um die Bewilligungen durchsetzen.

## Warum Abgaben überlegen sind

Je knapper die Bewilligungen gehalten werden, desto wertvoller sind sie, desto lohnender und intensiver wird die Jagd nach ihnen und desto schwerer fällt es dem Staat, sie richtig zuzuteilen. Die sorgfältige Behandlung von Gesuchen dauert lange, was für die beantragenden Firmen Gift ist. Störend ist auch die Verteilungswirkung von Kontingenten: Die Firmen, die Kontingente erhalten, machen damit gute Gewinne; die Firmen, deren Anträge abgelehnt werden, haben nur zusätzliche Kosten; die Karriere- und Lebenschancen der Zuwanderungswilligen werden von bürokratischen Bewilligungsverfahren abhängig; und die bisherigen Einwohner profitieren zwar von einem leichten Rückgang der Zuwanderung, aber sie müssen die Kosten der Kontingentssysteme tragen. Zum Glück gibt es eine bessere Alternative.

Knappe Güter sollen nicht durch einen staatlichen Plan, sondern durch Knappheitspreise zugeteilt werden. Das ist das ökonomische und liberale Credo, und das setzt Anreize zum sparsamen und effizienten Umgang mit knappen Gütern. Übertragen auf die Zuwanderung, heisst dies: Der Staat soll nicht eine Zuwanderungsmenge vorgeben und verteilen, sondern einen Preis, also eine Zuwanderungsabgabe festlegen. Damit diese Abgabe ihren Zweck erfüllen kann, muss sie von den Kosten abhängen, die die Zuwanderung der Allgemeinheit verursacht. Deshalb sollte sie von der Zeit abhängen, die ein Zuwanderer hier verbringt, also pro rata erhoben werden. Zudem sollte sie nicht nur für Arbeitstätige gelten, sondern für jede



*Beste Anreize für eine attraktive und offene Schweiz.*

neu zuwandernde Person. Eine solche zeitabhängige Abgabe könnte einfach mit der Einkommens- und Quellensteuer eingezogen werden. Denkbar wäre auch, dass die Arbeitgeber die Abgabe entrichten. Wo sie formell erhoben wird, beeinflusst den tatsächlichen Preis allerdings wenig, weil dieser je nach branchen- und regionsspezifischer Arbeitsmarktsituation von den Arbeitgebern auf die Arbeitnehmer überwälzt oder zwischen ihnen aufgeteilt wird.

Zuwanderungsabgaben sind Kontingente aus zehn Gründen weit überlegen:

- Mit Abgaben kann die Zuwanderung und damit die Besetzung offener Stellen frei, ohne bürokratische Hürden und zeitgerecht erfolgen.
- Mit der Einführung von Abgaben wandern ganz automatisch nur diejenigen zu, die daraus

wichtige Vorteile ziehen oder ihren Arbeitgebern wichtige Vorteile bringen.

— Zeitabhängige Abgaben können sehr einfach auch auf Kurzaufenthalter sowie Grenzgänger angewendet werden, für die spezielle Tagessätze erhoben werden können.

— Abgaben bringen Staatseinnahmen, die anderweitig eingesetzt werden können, etwa zur Senkung allgemeiner Steuern. So wird ein Teil der Gewinne aus der Zuwanderung auf die Allgemeinheit und damit auf diejenigen umverteilt, die die Kosten der Zuwanderung tragen. Das gibt den Bürgern wieder Anreize, für gute Politik einzutreten, die die Standortattraktivität der Schweiz stärkt.

— Abgaben sind fairer als Kontingente. Die hier vorgeschlagenen Abgaben behandeln alle Zuwanderungswilligen gleich. Kontingente

hingegen legen eine Menge fest. Das ist äquivalent zu einer höchst diskriminierenden Abgabe, die für die einen sehr tief, für die anderen aber prohibitiv hoch ist. Zudem bliebe für Zuwanderer die Gesamtbelastung aus Steuern und Abgaben trotz Zuwanderungsabgabe immer noch kleiner als in ihren Herkunftsländern.

— Es ist einfacher, Abgaben als Kontingente richtig festzulegen. Für die Festlegung angemessener Kontingente müssen nicht nur die Kosten der Zuwanderung, sondern muss auch die Nachfrage der Wirtschaft nach Zuwanderern bekannt sein. Für die Festlegung von angemessenen Abgaben hingegen reicht es, die Kosten der Zuwanderung einigermaßen zu kennen. Unternehmungen steht es dann frei, entsprechend ihrer Nachfrage Zuwanderer zu

rekrutieren, solange sie oder die Zuwanderer die Abgabe bezahlen und so für die verursachten Kosten aufkommen.

— Abgaben wirken zuverlässiger als Kontingente. Je höher die Abgabe, desto tiefer ist die Zuwanderung. Kontingente hingegen werden, wie oben aufgezeigt, zumeist viel zu hoch festgelegt. Zudem eignen sich Abgaben viel besser als Kontingente, um auch Nichtarbeitstätige zu erfassen. Bei Kontingenten besteht deshalb viel grössere Unsicherheit bezüglich der Wirkung auf den Familiennachzug.

— Abgaben sind föderalismustauglicher als Kontingente. Bei Kontingenten muss, weil die Unternehmungen und Kantone ihren «Bedarf» an Zuwanderern übertreiben, ein zentraler Zuteilungsmechanismus eingeführt werden, der nur einzelne Charakteristika der Kantone berücksichtigen kann. Bei einer Abgabe hingegen braucht es keine zentrale Zuteilung der Zuwanderer auf Unternehmungen und Kantone. Zudem können Abgaben auch kantonal differenziert werden. Dazu könnten die Kantone entweder eigene Abgaben zusätzlich zur Bundesabgabe erheben oder die Zuwanderer bei der Zahlung der Abgabe unterstützen. Ein wichtiger und bisher völlig vernachlässigter Aspekt sind die Auswirkungen der Zuwanderung auf die Finanzausgleichszahlungen. Bei Personenfreizügigkeit sowie bei Kontingenten haben insbesondere die Empfängerkantone kaum Anreize, sich um eine ei-

## Zuwanderungsabgaben bringen automatisch eine relativ steuerkräftige Zuwanderung.

nigermassen steuerkräftige Zuwanderung zu bemühen, weil der Finanzausgleich ihre Finanzkraft pro Kopf praktisch auf das Durchschnittsniveau anhebt. Zuwanderungsabgaben hingegen bringen automatisch eine relativ steuerkräftige Zuwanderung.

— Abgaben sind EU-kompatibler als Kontingente. Die Hauptstossrichtung der von der EU stark mitgetragenen Politik zur Liberalisierung des Welthandels beruht auf dem Ersatz nichttarifärer Handelshemmnisse (insbesondere Kontingente) durch tarifäre Massnahmen (insbesondere Zölle) sowie deren Rückführung auf ein angemessenes Niveau. Auch die internationale Umweltpolitik entwickelt sich von nichttarifären Massnahmen wie Geboten und Emissionsvorschriften hin zu tarifären Massnahmen wie Umweltsteuern und -abgaben. Die Entwicklung der Schweizer Migrationspolitik von Kontingenten zu Abgaben würde also perfekt zu diesem Trend passen. Ein einschlägiger Präzedenzfall in der Beziehung Schweiz-EU ist der Schwerverkehr. Die EU war strikt gegen Schweizer Einschränkungen des Schwerverkehrs mittels Kontingenten und technischer Vorgaben (28- statt 40-Töner). Hingegen war sie bereit,

eine Schwerverkehrsabgabe mit ähnlicher Lenkungswirkung zu akzeptieren. Ähnliches gilt auch für die geplante deutsche Maut für Personewagen. Die EU würde wohl nie Mengenbeschränkungen für ausländische Verkehrsteilnehmer akzeptieren. Mit einer Maut – die de facto nur die Ausländer belastet, weil alle Maut bezahlen müssen, aber die Belastung für die Inländer durch andere Steuersenkungen kompensiert wird – ist sie aber einverstanden.

— Abgaben erfüllen die Ziele der Masseneinwanderungsinitiative besser als Kontingente. Sie bewirken sicher eine Reduktion der Zuwanderung. Zugleich verschaffen sie den Schweizern einen gewissen Wettbewerbsvorsprung, wobei der Inländervorrang automatisch und systematischer umgesetzt wird als mit Kontingenten, deren Festlegung und deren Vergabe fehleranfällig sind. In idealer Weise erfüllen Abgaben die Forderung der Initiative, die Zuwanderungspolitik sei «auf die gesamtwirtschaftlichen Interessen der Schweiz» auszurichten. Die Initiative könnte sogar wortgetreu umgesetzt werden, indem Höchstzahlen für die Zuwanderung als Sicherheitsventile festgelegt sowie die Abgabenhöhe von Zuwanderungsschwellenwerten abhängig gemacht werden.

Die Höhe der Zuwanderungsabgabe sollte idealerweise die von Zuwanderern verursachten Kosten, die durch die Verknappung von Boden, Infrastruktur, Energie und Umwelt entstehen, spiegeln. Weil diese Kosten aber auch stark von der Schweizer Raumplanungs-, Verkehrs- und Energiepolitik abhängen, können sie nicht ausschliesslich der Zuwanderung zugerechnet werden. Überdies dürften Abgaben in der EU auf mehr Widerstand stossen, wenn sie direkt erhoben werden. Deshalb schlage ich vor, die Bemessung der Abgabe zu vereinfachen und sie indirekt zu erheben. Ähnlich wie bei der erwähnten neuen deutschen Maut für Personewagen sollen alle Einwohner einen Grundbeitrag für die staatlichen Leistungen zahlen, aber die bisherigen Einwohner sollen zugleich anderweitig entlastet werden.



Die hohe Zuwanderung in die Schweiz ist eine Folge unserer hohen Lebensqualität. Diese wiederum ist stark dadurch bedingt, dass die Schweiz schon sehr lange eine nachhaltigere Finanzpolitik als die meisten anderen Länder verfolgt. Dadurch hat sie ein riesiges Vermögen in Form von Infrastruktur, Immobilien, Reserven im Sozialversicherungssystem und bei der Nationalbank sowie staatlichen oder halbstaatlichen Unternehmungen aufgebaut, dem im Vergleich zum Ausland nur sehr kleine staatliche Schulden gegenüberstehen. Entsprechend hat die Schweiz ein weit grösseres Nettovermögen pro Einwohner als die meisten anderen Länder. Weil die Finanzhaushalte von den Erträgen aus dem Vermögen profitieren und nicht durch die Finanzierung riesiger Schulden belastet werden, ist die Schweiz steuerlich für Leute mit einem Einkommen von bis rund 250 000 Franken jährlich in Europa fast konkurrenzlos günstig und somit für Zuwanderer sehr attraktiv.

## Konkurrenzlos günstig

Die aus dem alten Vermögen an die Zuwanderer fliessenden Zuwendungen sind sehr gross. Während für die Vermögenswerte nur rohe Schätzungen existieren, ist die Schuldenseite gut dokumentiert. So hat die Schweiz heute eine explizite Verschuldung von rund 40 Prozent des Bruttoinlandprodukts, die EU-Staaten eine solche von im Durchschnitt 90 Prozent. Noch grösser sind die Unterschiede bei den impliziten Schulden, also insbesondere den ungedeckten staatlichen Versprechungen für zukünftige Renten und Gesundheitsleistungen. Während die Schweiz eine implizite Verschuldung von, je nach Schätzung, zwischen minus 90 (also ein Nettovermögen) und plus 50 Prozent vom Bruttoinlandprodukt aufweist, betragen die impliziten Schulden der meisten EU-Staaten zwischen 150 und 500 Prozent. So wird das Rentensystem der Schweiz stark durch die Vorsorgegelder aus der zweiten Säule von rund 700 Milliarden und damit über 100 Prozent vom BIP gestützt, wohingegen die meisten anderen Länder, auch Deutschland, nur einen kleinen Bruchteil des BIP angespart haben und die Renten aus laufenden Steuern und Abgaben bezahlen müssen.

Egal wie man rechnet, man kommt für die Schweiz zu einer gegenüber den allermeisten Ländern um 200 bis 500 Prozent tieferen impliziten und expliziten Staatsverschuldung. Die Unterschiede werden noch grösser, wenn auch die Vermögenswerte berücksichtigt werden. Schon «nur» ein Unterschied der Schuldenlast von 200 Prozent des BIP führt beim derzeitigen Schweizer BIP von rund 640 Milliarden und der Annahme einer historisch gesehen eher tiefen Verzinsung von 3 Prozent zu einem Finanzierungsvorteil von 38 Milliarden jährlich, also rund 4600 Franken pro Einwohner. Dank der tiefen expliziten und impliziten Verschuldung

der Schweiz sind unsere Steuern und Abgaben langfristig um jährlich mindestens 4600 Franken pro Einwohner tiefer, als sie bei Verschuldungsverhältnissen wie in der EU wären. Eigentlich erstaunlich, dass die EU der Schweiz nicht vorwirft, sie locke die Zuwanderer mit verbotenen Beihilfen aus ihrem Vermögen an.

Der Vorschlag ist nun folgender: Die grossen Erträge sollen nicht mehr vollständig in den allgemeinen Staatshaushalt fliessen und so mit den Zuwanderern geteilt werden, sondern ein Teil soll gezielt an die bisherigen Einwohner der Schweiz fliessen. In Zukunft sollen alle bisherigen Einwohner sowie alle Neuzuwanderer, die länger als eine bestimmte Zeitdauer, zum Beispiel fünf Jahre, in der Schweiz gewohnt haben, eine Art Dividende aus den Vermögenserträgen erhalten. Aufgrund obiger Überschlagsrechnungen wären jährliche Beträge von 4000 bis 6000 Franken pro Person durchaus angemessen. Zur Kompensation der Dividendenabgänge bedarf der Staat neuer Einnahmen. Dazu soll er eine Kopfprämie als Grundbeitrag für die Nutzung der Staatsleistungen erheben. Diese kann leicht tiefer als die Dividende für die bisherigen Einwohner angesetzt werden, weil es dank der Neuzuwanderung mehr Beitragszahlende als Dividendenempfänger gibt. Ein solcher Grundbeitrag von 4000 bis 5000 Franken für die Infrastrukturnutzung dürfte vielen Lesern auf den ersten Blick zumindest unge-

wohnt erscheinen. Tatsächlich aber wäre er etwa gleich hoch wie die heutige Grundprämie für die allgemeine Krankenkasse, die ja ebenfalls als Kopfprämie erhoben wird.

Ein solcher Grundbeitrag würde sicher zu einem Rückgang sowohl der heutigen Bruttozuwanderung von jährlich rund 150 000 Personen sowie auch der Nettozuwanderung von heute jährlich rund 80 000 Personen führen. Unter Berücksichtigung der Bruttozu- und Auswanderung dürften längerfristig mindes-

---

**Eigentlich erstaunlich, dass die EU der Schweiz nicht vorwirft, sie locke Zuwanderer mit verbotenen Beihilfen.**

---

tens 500 000 Personen in der Schweiz leben, die weniger als fünf Jahre hier gelebt haben und deshalb nicht dividendenberechtigt sind. Sie würden einen zusätzlichen Beitrag von jährlich 2 bis 2,5 Milliarden Franken aufbringen. Die bisherigen Einwohner hingegen würden bei einem deutlich tieferen Bevölkerungswachstum um denselben Betrag entlastet. Zu betonen bleibt, dass das hier vorgeschlagene Modell auch mit tieferen oder höheren Beiträgen und Dividenden gut funktionieren würde.

Fazit: Zuwanderungsabgaben erlauben eine völlig unbürokratische und damit wirtschaftsfreundliche Steuerung der Zuwanderung. Sie

erfüllen die Erwartungen der Schweiz und der EU besser als Kontingente. Ein Teil der Zuwanderungsgewinne wird auf die bisherigen Einwohner umverteilt, die die hohen Kosten des Bevölkerungswachstums tragen. EU-Bürger könnten weiterhin ohne spezielle Bewilligung zuwandern und würden nach einigen Jahren genauso wie die bisherigen Einwohner Dividenden aus dem langjährig angesparten Vermögen der Schweiz erhalten. Auch mit Abgaben würden die allermeisten Zuwanderer in der Schweiz fiskalisch weniger stark belastet als in ihren Herkunftsländern. Gesamtwirtschaftlich geht es um Summen, die bei weitem grösser sind als die wirtschaftlichen Vorteile der bilateralen Verträge. Das Modell kann auch bestens auf die Zuwanderung aus Drittstaaten angewendet werden, und es könnte von der EU zur Lösung ihrer eigenen Wanderungsprobleme übernommen werden. Schliesslich dienen Zuwanderungsabgaben der Öffnung und nicht der Abschottung. Sie geben Volk und Regierung beste Anreize, für eine möglichst attraktive und offene Schweiz einzustehen. Denn davon profitieren dann alle.

**Reiner Eichenberger** ist Professor für Theorie der Wirtschafts- und Finanzpolitik an der Universität Freiburg und Forschungsdirektor von CREMA (Center of Research in Economics, Management and the Arts).



FM 93.6  
**RADIO** DIE WELTWOCH

# ROGER G E G E N ROGER



**ZWEI STANDPUNKTE, ZWEI MEINUNGEN.**

LIVE AUS DEM MASCOTTE, THEATERSTRASSE 10 IN ZÜRICH

1. DEZEMBER 2014 · 18:00 BIS 18:50 UHR · TÜRÖFFNUNG 17:00 UHR

EINTRITT NUR MIT ANMELDUNG UNTER [TICKETS@RADIO1.CH](mailto:TICKETS@RADIO1.CH) (PLATZZAHL BESCHRÄNKT).

**mascotte**  
KULTUR · ZÜRICH



# Griechische Übermacht

Fast alle Kieferorthopäden, die neu in der Schweiz arbeiten, sind Ausländer. Vor allem der Zustrom von Spezialzahnärzten aus der EU wird immer grösser. Die hiesigen Ausbildungsstätten sind derweil fest in griechischer Hand. Die ausländische Dominanz führe zu Problemen, sagen Kritiker. *Von Alex Reichmuth*



«Kopflastigkeit» statt Praxis: Kieferorthopädie.

An den Schweizer Universitäten gibt es vier Lehrstühle für Kieferorthopädie. Drei sind von Griechen besetzt: der in Zürich (Theodore Eliades), der in Bern (Christos Katsaros) und der in Genf (Stavros Kiliaridis). Nur in Basel wirkt eine Nichtgriechin: Carlalberta Verna aus Italien. Einen Schweizer Professor für Kieferorthopädie gibt es seit 2004 nicht mehr.

Kieferorthopäden sind Zahnärzte, die auf Zahnstellungskorrekturen spezialisiert sind, also auf das Setzen von Spangen. Wer in der Schweiz diesen Fachtitel anstrebt, muss an einer Universität eine mehrjährige Zusatzausbildung absolvieren. Seit die Personenfreizügigkeit gilt, können aber auch Kieferorthopäden aus den EU-Ländern auf einfache Art eine Berufsausübungsbewilligung bekommen und in der Schweiz selbständig arbeiten. Ihre Facharztstitel gelten dem schweizerischen als gleichwertig – unbesehen, ob sie es bezüglich Länge und Qualität der Ausbildung sind. Das hat zu einem immer grösseren Zustrom geführt. Wie das Medizinalberuferegister zeigt, waren in den Jahren 1990 bis 2002 von den neu tätigen Kieferorthopäden jeweils zwei Drittel bis hundert Prozent in der Schweiz ausgebildet worden. Nachdem die Personenfreizügigkeit 2002 in Kraft getreten war, sank dieser Anteil rasch. In den letzten drei Jahren haben jeweils nur noch etwa zehn

bis zwanzig Prozent der neuen Kieferorthopäden ihren Fachtitel in der Schweiz erworben.

Der Zustrom hat die Zusammensetzung aller in der Schweiz tätigen Kieferorthopäden stark verändert: Hatten 2002 neunzig Prozent ihre Zusatzausbildung in der Schweiz absolviert, ist dieser Anteil inzwischen auf fünfzig Prozent gefallen. Bei der anderen Hälfte stammen 28 Prozent aus Deutschland und zehn Prozent aus Frankreich. In Wahrheit hat aber wohl weit über die Hälfte aller Kieferorthopäden einen ausländischen Pass. Denn einerseits sind im Medizinalberuferegister diejenigen Spezialisten aus dem Ausland nicht erfasst, die maximal neunzig Tage in einem Kanton arbeiten. Das ist gemäss Personenfreizügigkeit ohne Bewilligung möglich. Andererseits stammt auch ein wachsender Anteil der Kieferorthopäden, die sich in der Schweiz ausbilden lassen, aus dem Ausland.

## «Bedenkliche klinische Wissenslücken»

Gemäss erfahrenen Schweizer Kieferorthopäden hinterlässt die zunehmende fremdländische Dominanz nicht nur statistische Spuren. Im Ausland hatte die Theorie in der Ausbildung mehr Gewicht, sagen sie. Es fehle oft an praktischer Erfahrung und handwerklichen Fertigkeiten. Weil die Kieferorthopädie an den hiesigen Hochschulen zunehmend von EU-Fachleuten bestimmt werde, halte diese

«Kopflastigkeit» auch in der Schweizer Ausbildung Einzug. «Die Absolventen haben zum Teil bedenkliche klinische Wissenslücken», sagt ein Kieferorthopäde mit viel Ausbildungserfahrung. Die *Weltwoche* wollte Michael Leuzinger, Präsident der zuständigen Spezialisierungskommission, mit diesem Befund konfrontieren. Er lehnte ein Gespräch ab.

Man müsse von einer Inländerbenachteiligung in der Kieferorthopädie sprechen, betonen die Kritiker. Die Aussicht, als Schweizer einen der knappen Ausbildungsplätze zu bekommen, werde immer geringer. Chancen auf eine Professur könne man sich als Inländer kaum mehr ausrechnen. Bei der Besetzung des Zürcher Kieferorthopädie-Lehrstuhls 2011 sei kein einziger Schweizer in die engere Auswahl gekommen – trotz mehrerer valabler Kandidaten. Die Universität Zürich weist diesen Vorwurf zurück. Es stimme nicht, dass bei dieser Berufung mehrere Schweizer Kandidaten zur Verfügung gestanden seien. Nur fachliche Kriterien hätten eine Rolle gespielt.

Gemäss den Kritikern unter den Schweizer Kieferorthopäden hat sich die Berufung des Griechen Theodore Eliades als fragwürdiger Entscheid herausgestellt: Eliades soll auch nach drei Jahren in Zürich kaum Deutsch sprechen, sich dafür oft in Griechenland aufhalten und dort regelmässig in einer Klinik arbeiten.

Die Uni Zürich bestätigt zwar, dass Eliades seine Vorlesungen auf Englisch halte. Seine Deutschkenntnisse seien aber ausreichend. Von übermässigen Abwesenheiten könne keine Rede sein. Nach der Berufung in Zürich habe Eliades seine Klinik in Griechenland seinem Bruder übergeben und danach nur noch die Behandlung einiger vorher akquirierter Patienten abgeschlossen, so die Uni. Seit letztem Frühling sei er nicht mehr klinisch in Griechenland tätig. Allerdings: Eliades arbeitet gemäss Uni Zürich «gelegentlich» als «Consultant» in der Klinik, die ehemals ihm gehörte, «und überprüft beispielsweise einzelne Behandlungsplanungen». Das sei laut dem Reglement für Nebenbeschäftigungen zulässig.

Derzeit bezieht Eliades ein dreimonatiges Sabbatical. Gemäss den Bestimmungen der Uni kann ein solches Sabbatical frühestens ab dem neunten Semester beansprucht werden. Eliades hat aber einen Vorbezug bewilligt bekommen, obwohl er erst drei Jahre im Amt ist. Der griechische Professor weilt darum noch bis Mitte Januar in Griechenland. ○



## Hotelcard

# Das erste Halbtax für Hotels

Mit der Hotelcard zahlen Sie in mehr als 500 Hotels nur noch die Hälfte. Weltwoche-Abonnenten erhalten das erste Hotel-Halbtax bis zum 22. Dezember 2014 zum Sonderpreis!

Zur Auswahl stehen die schönsten Wellness-, Wintersport-, Stadt- und Familienhotels in der Schweiz und im benachbarten Ausland. Von der charmanten kleinen Herberge bis zum 5-Sternehotel ist für jeden Geschmack die passende Unterkunft dabei.



Die Hotelcard überzeugt durch einfachste Handhabung. In drei Schritten ist alles erledigt:

- Auf [www.hotelcard.ch](http://www.hotelcard.ch) gewünschtes Hotel aussuchen
- Buchungsanfrage absenden
- Hotelcard beim Check-in vorweisen – fertig!

Die Vorteile auf einen Blick:

- Über 500 Tophotels
- Zahlreiche 4-Sterne- und 5-Sterne-Hotels
- Hotels im Schnitt an 75% der Tage zum halben Preis buchbar
- Angebot wird laufend erweitert
- Bestpreisgarantie in allen Hotels
- Beliebig oft einsetzbar
- Doppelzimmer mit einer einzigen Karte buchen
- Kein Konsumationszwang
- Keine Mindestaufenthaltszeit

### Platin-Club-Spezialangebot

#### Hotelcard – das erste Halbtax für Hotels

**Exklusiv für Weltwoche-Abonnenten:**

- 1 Jahr für Fr. 75.– (statt Fr. 95.–)
- 2 Jahre für Fr. 140.– (statt Fr. 190.–)
- 3 Jahre für Fr. 205.– (statt Fr. 285.–)

Angebot gültig bis 22. Dezember 2014

#### Bestellung:

Über [www.hotelcard.ch/platinclub](http://www.hotelcard.ch/platinclub) oder Telefon: 0848 711 717 (Mo–Do: 9–12 Uhr, 14–17 Uhr; Fr: 9–12 Uhr, 14–16 Uhr) mit Kennwort «Platinclub»

\*Bei Bestellungen bis zum 22.12.2014 erhalten Sie einen Geschenkgutschein im Wert von Fr. 95.– gratis dazu. Dieser Gutschein ist das ideale Weihnachtsgeschenk, denn die beschenkte Person kann ihn zum gewünschten Zeitpunkt kostenlos gegen eine persönliche, 1 Jahr gültige Hotelcard einlösen.

#### Informationen:

Hotelcard AG, Burgstrasse 20, 3600 Thun  
[www.hotelcard.ch](http://www.hotelcard.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





*Bis an die Grenze diplomatischer Sittsamkeit: Kanzlerin Merkel, Präsident Putin.*

## Die russische Karte

Seit siebzig Jahren ist die einstige Mittelmacht Deutschland fest im Westen verankert. Zu Recht? Die Ukraine-Krise hat die deutsche Frage wiederaufgeworfen: Wohin steuert der Koloss in Europas Mitte? Wohin sollte er steuern? *Von Wolfgang Koydl*

In seiner fast dreissigjährigen Amtszeit als sowjetischer Aussenminister gab Andrei Gromyko kein einziges Interview. Der deutsche Moskau-Korrespondent zuckte also zusammen, als der bärbeissige Kreml-Apparatschik auf eine Frage reagierte, die er ihm im Anschluss an einen öffentlichen Auftritt zugerufen hatte. Wie er denn die deutsche Frage sehe, wollte der Reporter wissen. Gromyko drehte sich langsam um und studierte den Fragesteller wie ein Entomologe, der sich nicht schlüssig ist, ob er einen unappetitlichen Käfer gleich auf ein Stück Pappe aufspießen soll oder erst später. «Die deutsche Frage», liess er sich schliesslich vernehmen, «ist eine komplizierte Frage.» Dann entfernte er sich grusslos.

Die Szene ereignete sich einige Jahre vor dem Schicksalsjahr 1989, in dem die Mauer fiel und die deutsche Frage ein für alle Mal gelöst zu sein schien. Doch diese Vorstellung erwies sich als voreilig, wenn nicht gänzlich verfehlt. Die deutsche Frage hat sich zurückgemeldet – kompliziert, brennend und bedrohlich. Denn bei der Krise um die Ukraine geht es letztlich nicht nur um Donezk, Luhansk oder Kiew,

sondern auch um Deutschland und seinen Platz in Europa und in der Welt.

Das Problem ist so alt wie das deutsche Volk: Wohin gehört Deutschland – zum Osten oder zum Westen? Die Deutschen selbst haben diese Frage nie endgültig beantwortet, auch wenn ihr Westteil seit 1945 und die wiedervereinte Nation seit 1989 fest in westliche Strukturen

---

**«Die Zukunft der deutschen Strategie ist die wichtigste Frage in Europa, vielleicht sogar der Welt.»**

---

eingebunden zu sein schienen. Doch diese Westbindung ist weder selbstverständlich, noch muss sie bis in alle Ewigkeit gelten. Schon jetzt hat die Ukraine-Krise alte Verwerfungen aufbrechen lassen und vor allem in Amerika und Grossbritannien alte Zweifel an der Berechenbarkeit der Deutschen wiederbelebt. «Die Zukunft der deutschen Strategie», schrieb der angesehene US-Analytiker George Friedman, «ist mit Sicherheit die wichtigste Frage in Europa und möglicherweise in der ganzen Welt.»

Auch im Osten hat man erkannt, dass hier etwas in Bewegung gekommen ist. Entsprechend intensiv und bis an die Grenze diplomatischer Sittsamkeit balzte Kremlchef Wladimir Putin in seinem Fernsehinterview mit dem deutschen Journalisten Hubert Seipel (siehe Seite 54) um Deutschland und seine Kanzlerin. Die reagierte tags darauf wie eine Ehefrau, der ein Verehrer am Vorabend in Anwesenheit des Gatten forsch den Hof gemacht hatte: Sie tat empört, um ihren Mann zu beruhigen. Doch dessen Eifersucht glimmt weiter, zumal Angela Merkel es nicht lassen konnte, Putin dennoch verstohlen zuzuwinkern. Eine Nato-Mitgliedschaft der Ukraine, versicherte sie ihm, habe eine «andere Qualität». Da müsse man vorsichtig sein.

**«Nostalgie, Feigheit und Kitsch»**

Nach aussen hin lassen sich die Verbündeten in Washington und London nichts anmerken. «Solange die Rhetorik von Angela Merkel und den Deutschen stimmt, können wir zumindest die Illusion von Einigkeit gegenüber Russland aufrechterhalten», meint ein pen-



Berüchtigt wurde der nächste Schulterschluss zwischen Berlin und Moskau: Im Hitler-Stalin-Pakt von 1939 teilten die beiden totalitären Regime Osteuropa untereinander auf. (Die Übung wurde sechs Jahre später in Jalta wiederholt, nur dass diesmal Briten und Amerikaner dem Kreml-Despoten gegenüber sass.) Auch die Leiden des Zweiten Weltkrieges konnten der besonderen russisch-deutschen Beziehung nichts anhaben. Sowohl Willy Brandt als auch Helmut Kohl wurden von ihren westlichen Partnern mit hellem Misstrauen beäugt, weil sie ihre jeweilige Ostpolitik zuerst mit Moskau abstimmten.

Nun also sprengt die Ukraine-Krise alte Gewissheiten und Loyalitäten. Selbst ein Blinder erkennt, dass die vermeintliche Einigkeit der EU gegenüber Russland auf sehr wackligen Beinen steht. Grob gesagt, zerfällt die Union

### Die Fraktion der deutschen Russlandverstehrer reicht von links bis rechts.

in drei Teile: Entschiedene Gegner des russischen Vorgehens sind Briten, Niederländer, Polen, Balten und bis zu einem gewissen Grad die Schweden. Im prorussischen Lager befinden sich Bulgaren, Griechen, Zyprioten, Tschechen, Österreicher, Ungarn und teilweise die Italiener. Andere, etwa Spanier oder Portugiesen, lässt die ganze Sache eher kalt. Ausschlaggebend bleibt – wie so oft in der Geschichte – der dicke Klops in der Mitte des Kontinents: Deutschland.

Doch auch hier lässt sich eine «schleichende Entwestlichung» beobachten, wie das *Wall Street Journal* unlängst schrieb. Die Fraktion der deutschen Russlandverstehrer reicht dabei von links bis rechts, sie schliesst Intellektuelle ebenso ein wie Industrielle. Dass die Linkspartei zärtliche Erinnerungen an den grossen Bruder Moskau pflegt, darf nicht verwundern. Aber auch Sozialdemokraten setzen auf den Dialog. SPD-Chef Sigmar Gabriel warnt vor «Nato-Säbelrasseln», und einer seiner Vorgänger, Matthias Platzeck, empfahl, die Annexion der Krim anzuerkennen. Auf der anderen Seite des Spektrums werben Unionspolitiker wie Peter Gauweiler und Philipp Missfelder sowie Teile der Alternative für Deutschland um Verständnis für Putin. Deutsche Denker wägen oft und gerne die Vorteile «östlicher» Kultur gegenüber «westlicher» Zivilisation ab. Die deutsche Industrie wiederum schätzt die eingespielten Synergien: Deutschland liefert Technologie und Arbeitsplätze, Russland billig und zuverlässig Energie.

Diese Sympathien gab es schon immer, doch sie haben nie die Verankerung Deutschlands im westlichen System in Frage gestellt. Sie beruhte auf vier Faktoren: der Freund-

schaft zu Frankreich, der Partnerschaft mit den USA sowie den Mitgliedschaften in EU und Nato. Doch nun sind die tektonischen Platten der Weltpolitik ins Rutschen geraten und mit ihnen alte Gewissheiten. Das Frankreich François Hollandes wird von Berlin nicht mehr ernst genommen, ein Frankreich Marine Le Pens erfüllt die deutsche Elite mit Grauen. Der ständig subkutan schlummernde deutsche Antiamerikanismus ist dank der dilettantischen Politik Washingtons voll ausgebrochen. Ob «Chlorhuhn» oder Abhörskandal – den Amis traut man unter Barack Obama weniger über den Weg als unter George W. Bush.

### Amerikanische Drohgebärden

Die EU hingegen wird im Jahre fünf der Banken- und Schuldenkrise von vielen Deutschen nur mehr als Belastung und nicht mehr als Gewinn gesehen. Aus begeisterten Europafreunden sind bittere Europafeinde geworden. Aber nicht nur die Deutschen sind schlecht auf Europa zu sprechen, die miese Stimmung gilt auch andersherum: Seitdem die Deutschen für ihre Zahlungen eine politische Gegenleistung einklagen, kochen quer durch Europa die alten Ressentiments gegen den hässlichen Hegemon wieder hoch. Die Nato schliesslich, so Jan Techau vom Think Tank Carnegie, sei für die friedensbewegten Deutschen nur mehr «eine irritierende Erinnerung daran, dass es da draussen solche Sachen wie Armeen und Kriege» gebe.

Die Taue, die Deutschland im Westen verankerte, sind schlaff geworden. Wenn Amerika sie wieder festzurren möchte, sollte es sich mit Drohgebärden gegenüber Russland zurückhalten. Säbelrasseln hätte auf den Koloss in Europas Mitte derzeit den gegenteiligen Effekt. ○

sionierter US-Spitzendiplomat, der noch immer mit dem State Department und dem Nationalen Sicherheitsrat vernetzt ist. Aber er gibt auch zu, dass Victoria Nuland, die neokonservative stellvertretende US-Aussenministerin, strenggenommen das wichtigste Mitglied der Europäischen Union meinte, als sie die EU abqualifizierte: «Was sie eigentlich sagen wollte, war: *Fuck Germany.*»

Die Angst vor einem deutschen Sonderweg in Richtung Osten ist so alt wie die deutsche Russophilie, die der deutsche Osteuropa-Historiker Karl Schlögel einmal als «Mischung aus Sentimentalität, Nostalgie, Feigheit und Kitsch» bezeichnete. Die engen Beziehungen reichen freilich Jahrhunderte zurück, beginnen bei Zar Peter dem Grossen und reichen bis zum Ersten Weltkrieg. Aber auch später gibt es zahlreiche konkrete politische Beispiele: Am 16. April 1922 unterzeichneten die beiden Verlierer des Ersten Weltkrieges, das Deutsche Reich und die junge Russische Sozialistische Föderative Sowjetrepublik, in der italienischen Kleinstadt Rapallo einen umfangreichen Vertrag – zum Entsetzen der überraschten westlichen Siegermächte. Darin vereinbarten sie militärische Zusammenarbeit und verzichteten gegenseitig auf Reparationen und Entschädigungen. Zudem ging es damals schon um russische Energie und deutsche Technologie: Berlin lieferte die Ausrüstung zur Ausbeutung der Ölvorkommen in Baku. So sollte die Vormachtstellung britischer und amerikanischer Ölkonglomerate gebrochen werden.

Echt  
**DEVON**<sup>®</sup>  
 Juwelen & Uhren  
 Rennweg 18  
 8001 Zürich  
 www.devon.ch +41 44 222 00 55  
 © DESIGN DEVON UELI KÜNG

# «Grosses Volk»

Im Konflikt mit der Ukraine bemängelt Wladimir Putin das «fehlende Verständnis» für Heimat. Der Entwicklung zwischen seinem Land und der EU attestiert er eine «sehr gute Basis». Russlands Präsident gab dem deutschen Fernsehen ein erhellendes Interview. Wir drucken das Dokument in gekürzter Form ab.



«Natürlich gibt es eine Zukunft»: Putin (l.), ARD-Journalist Seipel, am 13. November in Wladiwostok.

Sie waren bisher der einzige russische Präsident, der im Deutschen Bundestag gesprochen hat. Sie hatten damals, 2001, gesagt: Viel deutsch-russische Zusammenarbeit, vereinigt Europa mit Russland. Dann haben Sie aber eine kleine Warnung eingestreut. Sie haben gesagt, wir sollten aufpassen, denn wir hätten möglicherweise alle noch die Muster des Kalten Krieges im Kopf. Und wörtlich haben Sie damals gesagt: Wir sprechen von Partnerschaft, in Wirklichkeit haben wir noch nicht gelernt, einander zu vertrauen. Warum waren Sie denn damals schon so ein bisschen pessimistisch?

Erstens habe ich niemanden gewarnt, keine Warnung eingestreut, und ich war nicht pessimistisch. Ich habe einfach versucht, eine Analyse der Entwicklung der damaligen Situation in Europa und in der Welt nach dem

Zerfall der Sowjetunion durchzuführen. Und ich habe mir erlaubt, die Entwicklung der Situation in verschiedenen Varianten zu prognostizieren. Deshalb war das alles natürlich durch unser Prisma gesehen, [...] von unserem russischen Standpunkt aus. Aber ich hatte das Gefühl, dass es eine ziemlich objektive Analyse war, und, ich wiederhole es noch einmal: Die Frage ist nicht, ob ein gewisser Pessimismus mitschwang. Nein, im Gegenteil, ich wollte meiner Rede einen optimistischen Klang geben. Ich bin davon ausgegangen, dass, wenn wir alle Probleme der Vergangenheit kennen, wir in Zukunft zu einem viel bequemeren und für beide Seiten vorteilhafteren Aufbau der Beziehungen kommen können.

**Deutschland hat das 25-Jahr-Jubiläum des Mauerfalls gefeiert. Ohne die Zustimmung der Sowjetunion wäre das gar nicht möglich**

**gewesen. Inzwischen hält die Nato wieder Manöver im Schwarzen Meer ab, nahe der russischen Grenze. Und russische Bomber üben im europäischen internationalen Luftraum. Das klingt alles nach einer Wiederauflage des Kalten Krieges.**

Schauen Sie, Sie erinnerten an das Jahr 2001. Und ich habe gesagt, dass meine Sicht der Dinge eher optimistisch war. Nach 2001 gab es zwei Wellen der Nato-Erweiterung. Ich meine: 2004 wurde die Nato durch sieben Staaten erweitert: Slowenien, Slowakei, Bulgarien, Rumänien, die drei baltischen Staaten Estland, Lettland, Litauen. Und 2009 wurden zwei weitere Staaten in die Nato aufgenommen. Das verändert den geopolitischen Raum erheblich. Darüber hinaus wächst die Anzahl von Stützpunkten. Sind es russische Stützpunkte, die in der ganzen Welt verstreut sind? Nein. Das sind Nato-Stützpunkte.

Amerikanische Stützpunkte sind in der ganzen Welt verstreut, unter anderem auch nahe unserer Grenzen. Und deren Anzahl wird grösser.

[...] Nach 1991/92 haben wir beschlossen, die Flüge unserer strategischen Luftstreitkräfte zu stoppen. Und alle unsere Flugzeuge wurden auf Flugplätzen fest geparkt. Zur selben Zeit, viele Jahre lang, setzten unsere amerikanischen Partner die Überwachung mit ihren Atomstreitkräften, Flugzeugen fort. Darüber spreche ich. Es sind auch die gleichen Routen, unter anderem entlang unserer Grenzen. Und deswegen nahmen wir vor einigen Jahren, als wir sahen, dass nichts passiert, dass keiner einen Schritt auf uns zugeht, die Flüge unserer Langstreckenflotte zur Überwachung wieder auf.

**Lassen Sie mich doch noch mal zur gegenwärtigen Krise kommen und zu ihrem Auslöser. Er war ein Abkommen mit der EU und der Ukraine, dessen Name eigentlich relativ harmlos klingt: Assoziierungsabkommen zwischen der Europäischen Union und der Ukraine. Der zentrale Punkt dieses Abkommens ist der zollfreie Zugang der Ukraine in die EU und von der EU in die Ukraine. Was ist daran gefährlich für Russland?**

Was sieht denn dieses Assoziierungsabkommen vor? [...] Importzölle für europäische Waren in der Ukraine werden auf null festgesetzt. Aber die Ukraine ist bereits Mitglied der Freihandelszone im Rahmen der GUS-Staaten. Und zwischen Russland und der Ukraine gilt Zollfreiheit. Das bedeutet, dass alle europäischen Waren einfach direkt über die Ukraine in den Zollraum der Russischen Föderation gelangen würden. Es gibt auch viele andere Dinge, die vielleicht nicht so klar für die Menschen sind, die mit dieser Problematik nicht vertraut sind, aber es gibt sie. Welche? Das sind technische Vorschriften, da haben wir Unterschiede zur EU. Wir haben andere Normen. Nehmen wir mal an: der Zusammenbau von Au-

tos in der Ukraine im grossen Stil. Laut dem Assoziierungsabkommen gilt die Ware als in der Ukraine hergestellt. Im Rahmen der Freihandelszone zwischen Russland und der Ukraine würde die Ware auf unseren Markt gelangen. Und Ihre Firmen, die Milliarden von Euro in Unternehmen in Russland investiert haben – zum Beispiel Volkswagen, BMW, Peugeot, Citroën, die amerikanische Firma

**«Kann man einen Ausweg daraus finden? Ja, davon bin ich überzeugt.»**

Ford und so weiter –, sie sind auf unseren Markt zu anderen Konditionen gekommen. Wir haben gleich gesagt: Hören Sie, wir sind dafür, aber lassen Sie uns das Schritt für Schritt machen, angesichts der Probleme, der realen Probleme, die zwischen uns und der Ukraine entstehen können. Was war die Antwort? Das geht Sie nichts an. Halten Sie sich aus diesem Thema raus.

**Dann muss ich noch einmal kurz in die Geschichte zurückgreifen. Als es um dieses Abkommen ging, gab es massive Demonstrationen in Kiew. Als der damalige Präsident nicht unterschrieb, gab es Tote. Dann kam der deutsche Aussenminister und versuchte, einen Kompromiss zu finden zwischen den Demonstranten und der Regierung. Es gab einen Vertrag. Es sollte eine nationale Einigung, eine nationale Regierung geschaffen werden. Dieser Vertrag hielt nur etwa 24 Stunden. Sie haben die Ereignisse an diesem 21. Februar sehr genau verfolgt. Hatten Sie damals mit Obama, hatten Sie damals mit Frau Merkel gesprochen?**

Tatsächlich sind am 21. Februar nicht nur der deutsche Aussenminister, sondern auch die Aussenminister Polens und Frankreichs nach Kiew gekommen. Sie traten als Garanten in der Vereinbarung zwischen dem damaligen ukrainischen Präsidenten Janukowitsch und der Opposition auf, dass der Prozess sich ausschliesslich friedlich entwickeln soll. [...] Ich

## Russland

# Offen für Gespräche

## Wie ist der TV-Auftritt von Wladimir Putin einzuordnen?

Fast könnte man meinen, Wladimir Putin sei deshalb vorzeitig vom G-20-Gipfel im australischen Brisbane abgereist, weil er einen Interviewtermin mit dem deutschen Journalisten Hubert Seipel hatte. Denn das TV-Gespräch, das in Deutschland und darüber hinaus für Aufsehen sorgte, fand auf dem Rückflug des Kremlchefs nach Moskau bei einer Zwischenlandung in Wladiwostok im fernen Osten Russlands statt. Dass er sich ausgerechnet Seipel aussuchte, hatte gute Gründe: Keinen westlichen Journalisten kennt Putin besser. Für ein ausführliches Fernsehporträt vor zwei Jahren stand ihm der russische Präsident viele Stunden lang zur Verfügung. Und dass Seipel Anfang des Jahres den Whistleblower Edward Snowden in seinem russischen Versteck vor die Kamera bekam, wäre ebenfalls nicht ohne grünes Licht aus dem Kreml denkbar gewesen.

Darüber hinaus war Putin wichtig, dass das Interview in einem deutschen Sender lief. Denn auf Deutschland, das machte er deutlich, setzt Russland im Ukraine-Konflikt nach wie vor die grössten Hoffnungen. Entsprechend konziliant tönte er, ruhig um Verständnis werbend für die russische Haltung und an die Enttäuschungen erinnernd, die der Westen Moskau seiner Meinung nach zugefügt hatte. Im Gegensatz zu vielen westlichen Politikern verzichtete er auf martialische Töne und bot erneut Gespräche an: Es wäre schade, so meinte er, zu verlieren, was man bereits an Vertrauen errungen habe.

*Wolfgang Koydl*

## Jubiläums-Geschenk!

ARVI feiert sein 10-jähriges Jubiläum!

**Noch nicht Kunde bei ARVI?**

Melden Sie sich hier an, um die zweite Ausgabe des 200-seitigen ARVI Katalogs kostenlos zu erhalten. Spannende Geschichten über die besten Hersteller und Winzer aus der ganzen Welt erwarten Sie!

[www.arvi.ch/ww](http://www.arvi.ch/ww)



THE SWISS BANK OF FINE AND RARE WINES

ARVI SA  
VIA PEDEMONTE 1  
CH-6818 Melano

T 091 649 68 88  
F 091 648 33 75

info@arvi.ch  
www.arvi.ch



Steinmeier (l.), Klitschko (M.), am 21.2.14 in Kiew.

habe tatsächlich an diesem Abend mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten telefoniert. [...] Aber am nächsten Tag, trotz aller Garantien von westlichen Partnern, kam es zu einem Putsch. [...] In diesem Zusammenhang möchte ich Folgendes sagen: Entweder hätten die Aussenminister der europäischen Staaten – Deutschland, Polen und Frankreich – als Garanten für die Einhaltung der Vereinbarungen zwischen der Regierung und der Opposition nicht unterschreiben sollen, oder, wenn man unterschrieben hat, hätte man auch die Einhaltung der Vereinbarungen sicherstellen sollen. Und sie haben sich zurückgezogen. Darüber hinaus wollen sie sich an diesen Vertrag nicht mehr erinnern, als ob es ihn nie gegeben hätte. Ich finde, das ist absolut falsch und kontraproduktiv.

**Die Ukraine ist heutzutage mehr oder minder gespalten. Im Osten des Landes wollen russischsprachige Separatisten eine weitgehende Autonomie, manche wollen den Anschluss an Russland. Es gab einen Waffenstillstand, das Minsker Abkommen, aber es gibt trotzdem jeden Tag Tote. Das Land ist pleite. Wie sieht denn die Zukunft der Ukraine aus?**

Natürlich gibt es eine Zukunft. Das ist ein grosses Land, ein grosses Volk. Das ist ein grosses europäisches Land mit einer europäischen Kultur. Wissen Sie, es fehlt nur eins. Es fehlt das Verständnis dafür, dass, um erfolgreich, stabil und wachsend zu sein, alle Menschen, die auf diesem Territorium, egal, welche Sprache sie sprechen, Ungarisch, Russisch, Ukrainisch oder Polnisch, ein Gefühl dafür entwickeln müssen, dass dieses Territorium ihre Heimat ist. Dafür müssen sie das Gefühl haben, dass sie sich selbst hier ganz und nicht weniger verwirklichen können als innerhalb irgendwelcher anderer Territorien. Und vielleicht sogar in bestimmten Punkten besser. Und deshalb verstehe ich die Abneigung einiger politischer Kräfte in der Ukraine nicht, sich überhaupt etwas über die Möglichkeit der Föderalisierung anzuhören.

**Die zentrale Frage im Westen ist: Bleibt die Ukraine als eigenständiger Staat erhalten? Die zweite Frage ist: Kann Russland mehr**

**tun, um darauf hinzuwirken, dass dieser Prozess schneller und gemäss den Vereinbarungen im Minsker Protokoll umgesetzt wird?**

Die Minsker Vereinbarung wurde nur deshalb getroffen, weil wir uns engagiert haben. Wir haben die Milizen des Donezbeckens überzeugt, bestimmte Vereinbarungen einzugehen. Wenn wir das nicht getan hätten, wäre es gar nicht dazu gekommen. [...] Es ist wichtig, dem Blutvergiessen und dem gegenseitigen Beschuss ein sofortiges Ende zu setzen, einen Rahmen für die Aufnahme eines politischen Dialogs zu schaffen. [...] Das passiert nicht. Es gibt keinen politischen Dialog. [...] Worum geht es? Es kam zu einem Umsturz in Kiew.

Ein grosser Teil des Landes unterstützte den Umsturz und freute sich, unter anderem weil man annahm, dass im Rahmen des unterzeichneten Assoziierungsabkommens Grenzen geöffnet werden, dass es möglich sein wird, in der Europäischen Union, unter anderem in Deutschland, zu arbeiten. [...] Übrigens steht in Wirklichkeit nichts dergleichen drin. Ein anderer Teil des Landes, der Südosten, hat den Umsturz nicht unterstützt und hat gesagt: Wir erkennen euch nicht an. Anstatt den Dialog aufzunehmen und diesen Menschen zu erklären, dass die Regierung in Kiew nichts Schlimmes im Schilde führt, dass sie im Gegenteil unterschiedliche Modelle für das Zusammenleben, für den Aufbau eines gemeinsamen Staates vorschlagen und Rechte gewähren wird [...], stattdessen wurden Menschen nachts verhaftet. Sobald die nächtlichen Verhaftungen begannen, griffen die Menschen im Südosten zur Waffe. Sobald sie zur Waffe griffen, schickte die Regierung, anstatt aufzuhören, – sie hätte ja weiser sein und einen Dialog aufnehmen sollen –, eine Armee hin, Luftwaffe, Panzer, Raketenwerfer. Kann man einen Ausweg daraus finden? Ja, davon bin ich überzeugt.

**Werden Sie einen neuen Vorschlag machen für die Ukraine?**

Die Frau Bundeskanzlerin ist in alle Einzelheiten des Konfliktes tief involviert und hat, wie ich nochmals hervorheben möchte, beispielsweise für die Lösung der Probleme im Energiebereich viel geleistet. Was Sicher-



heitsfragen angeht, so sind hier unsere Meinungen und Ansätze bei weitem nicht immer gleich. Es ist aber klar, dass Russland und die Bundesrepublik Deutschland eine Beruhigung der Situation wünschen. Wir haben ein Interesse daran, wir werden die Einhaltung der Minsker Vereinbarung anstreben. Es gibt nur einen Umstand, auf den ich immer aufmerksam mache. Wir bekommen immer zu hören: Da sind prorussische Separatisten, Sie müssen dies tun, Sie müssen jenes tun, nehmen Sie Einfluss, machen Sie das so. Ich frage

**«Die Frau Bundeskanzlerin ist in alle Einzelheiten des Konfliktes tief involviert.»**

immer: Und was haben Sie gemacht, um auf Ihre Klientel in Kiew Einfluss zu nehmen? Was haben Sie denn getan? Sind Sie auf deren Seite, unterstützen Sie nur irgendwelche russenfeindlichen Haltungen? Was übrigens sehr gefährlich ist. Es wäre eine Katastrophe, wenn jemand heimlich Russenfeindlichkeit in der Ukraine unterstützen würde. Eine Katastrophe. Oder werden wir nach gemeinsamen Lösungen suchen? Dann müssen wir die Standpunkte einander annähern, dann müssen wir – ich sage jetzt etwas, was vielleicht auch in Russland nicht jeder gerne hören wird – versuchen, einen einheitlichen politischen Raum in diesen Gebieten zu schaffen. Wir sind bereit, uns in diese Richtung zu bewegen, aber nur gemeinsam.

**Die Fehler der anderen kann man schlecht korrigieren. Man kann eigentlich nur seine eigenen Fehler gelegentlich korrigieren. Frage an den russischen Präsidenten: Haben Sie Fehler gemacht?**

Hören Sie, Fehler werden immer gemacht. [...] Aber geht es darum? Es geht darum, rechtzeitig und effizient auf das zu reagieren, was nach diesen Fehlern passiert. [...] Das Verhalten zu ändern und weiterzugehen, nicht in eine Sackgasse, sondern in Richtung einer Lösung. Ich hatte den Eindruck, dass wir in den letzten Jahrzehnten mit Europa im Allgemeinen, unter anderem mit der Bundesrepublik Deutschland, genau das getan haben. Schauen Sie sich an, welche Stimmung zwischen Russland und Deutschland in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren herrschte. Ich weiss nicht, ob es so eine Stimmung jemals zuvor gegeben hatte – ich denke nicht. Und ich glaube, es ist eine sehr gute Basis, eine gute Grundlage für die Entwicklung nicht nur von bilateralen Beziehungen, sondern auch von Beziehungen zwischen Russland und Europa insgesamt und, breiter, hin zur Harmonisierung der globalen Beziehungen. Es wäre sehr schade, all das zu verlieren.

Bearbeitet von Wolfgang Koydl

**JETZT  
BESTELLEN!**

Telefon 043 444 53 07  
buchshop@beobachter.ch  
beobachter.ch/buchshop



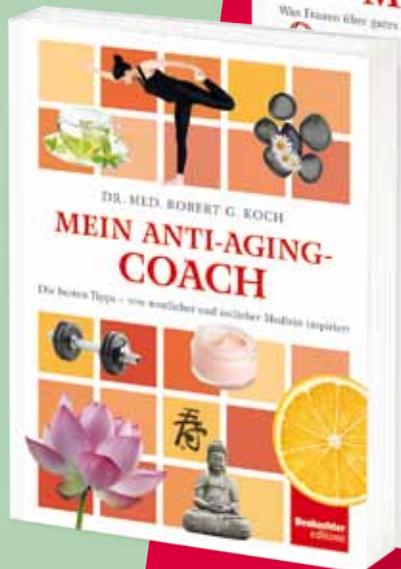
**Beobachter  
edition**

# Suchen Sie noch Weihnachtsgeschenke für Ihre Liebsten?

Mit diesen ausgewählten Ratgebern  
liegen Sie goldrichtig.



Fr. 38.-



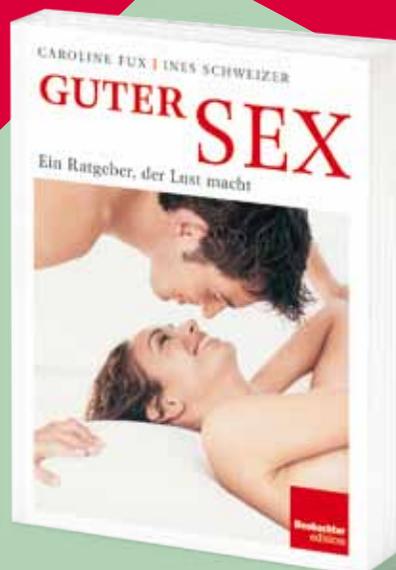
Fr. 29.90



Fr. 39.90



Fr. 39.-



Fr. 39.90



Fr. 32.-

# Man muss noch Ziele haben im Leben!



Die 300 Reichsten. Ab 28. November am Kiosk!

# Ein Sultan schlägt Brücken

Von der Welt nahezu unbemerkt, ist Sultan Qabus von Oman zur Schlüsselfigur im diplomatischen Tauziehen zwischen Washington und Teheran avanciert. Der grosse Atomdeal ist vertagt worden. Am Hof des Sultans, gelegen auf einer Superjacht, herrscht bis auf weiteres Hochbetrieb. *Von Georg Brunold*

In der Mitte der Mina Qabus, des Hafens von Maskat, liegt ein 155 Meter langes Schiff. Keiner der Cruise Liner, die hier zu Landgang und Gala im Royal Opera House mit seinem Orchester von 120 Tonkünstlern anlegen. Im Januar gastiert die Mailänder Scala mit Verdis «Falstaff». Das Schiff aber trägt den Namen «Said» und ist der bevorzugte Wohnsitz des Sultans Qabus bin Said al-Said, geboren 1940, seit 44 Jahren absoluter Herrscher über gut zwei Millionen Staatsbürger mit einer knappen Million Ausländern an Personal.

Wo sind wir? Keine Frage, die omanische Hauptstadt liegt an der Küste Südarabiens. Doch der Blick über das Wasser, das sich vor Maskats 50 Kilometer langer *beachfront* hinbreitet, verliert sich nicht, wie es unsere geographische Intuition eingibt, in der südlichen Weite des Indischen Ozeans. Im Gegenteil schauen wir pfeilgerade gen Norden und jenseits des Golfs von Oman mitten hinein ins südostiranische Belutschistan. An seiner Ostspitze stösst das Sultanat fast auf den Längengrad der Westgrenze Pakistans vor, dessen Hafenstadt Gwadar von 1783 bis 1958 unter omanischer Herrschaft stand. Noch Omans westlichste Grenzmarke liegt weiter östlich als Teheran. Sind das nicht Indizien für eine spezielle arabische Perspektive? Oman liegt zudem an der Strasse von Hormus, vor dem Eingang des Arabisch-Persischen Golfs, durch den der tiefste politische Graben im Mittleren Osten verläuft.

## Aufrechter Verbündeter Washingtons

Auch ohne Zutun unliebsamer arabischer Nachbarn im Rücken hätte das Wüstenreich von achtfacher Fläche der Schweiz seine Bewohner aufs Meer hinaus und fernen Küsten entgegengetrieben. Von 1840 bis 1856 lag die Hauptstadt des Sultanats Oman und Sansibar (1698–1861) auf der ostafrikanischen Gewürzinsel, bis beide Thronwärter an den 3924 Kilometer voneinander entfernten Ufern nichts mehr vom anderen wissen wollten.

Sultan Qabus regiert heute ohne Opposition. Ein Bruttoinlandprodukt von 30 000 Dollar pro Kopf, grösstenteils aus dem Erdöl, erlaubt es ihm. Korrupte Minister sitzen im Gefängnis. Die rückwärtsgewandte Herrschaft seines Vaters Said bin Taimur beendete er in einem Palastcoup, bei welchem der Sechzigjährige nach 38 Amtsjahren sich selbst in den Fuss schoss, um anschliessend seine letzten zwei Lebensjahre in einer Suite des Hotels «Dorchester» in London zu verbringen. Die nach kurzer Zeit

kinderlos aufgelöste Ehe des Sohnes blieb dessen einzige. Dass nach der 14. Generation der Dynastie seine Linie erlöschen wird, wirft mehr Fragen auf als das Leben unter Südarabiens gutem Herrscher, der auch unter den Herrschern der Nachbarstaaten allseits Achtung geniesst.

Schon im irakisch-iranischen Krieg der achtziger Jahre hatten seine Diplomaten Waffenstillstandsgespräche vermittelt. In den zwei Amtszeiten George W. Bushs reiste Vizepräsident Dick Cheney dreimal zu Qabus nach Oman. Schon 2008 war das Hauptthema Iran. Der aufrechte Verbündete Washingtons, einst auf gutem Fuss mit dem persischen Schah Reza Pahlevi, war nun im August letzten Jahres erster Staatsgast des zwei Monate davor gewählten iranischen Präsidenten Hassan Rohani und traf in Teheran – bis heute als einziger arabischer Staatschef ausser Assad – auch Revolutionsführer Chamenei. Im Gegenzug besuchte Rohani im März als erstes arabisches Land Oman. Omans Aussenminister Yusuf al-Alawi, im Amt seit 1982, begleitet die internationalen Verhandlungen zum iranischen Nukleardossier seit ihrem Beginn, war in Maskat am 9./10. November Gastgeber des Treffens von Staatssekretär John Kerry mit seinem iranischen Amtskollegen Dschawad Sarif und der EU-Kommissarin Catherine Ashton. Ergebnis der Verhandlungsrunde vom Montag in Wien, wo er nicht fehlen

durfte: «substanzielle Annäherung» und eine Verlängerung des Pokers bis Jahresmitte 2015.

Oman als Mitglied des Golf-Kooperationsrats GCC, dem die sechs arabischen Golfanrainer angehören, hat offene Türen auch in Riad, bei den Erzrivalen der Islamischen Republik Iran. Die strategischen Bedeutungseinbussen der Saudis derweil sind ebenso unübersehbar wie schon etwas länger die Risse im GCC, der vom Streit über Syrien und den Irak gelähmt ist. Anders als seine Amtskollegen hat sich Qabus aus diesem Inferno herausgehalten, aus Syrien von Anfang an. Zum Projekt der übrigen GCC-Staaten, in einer Flucht nach vorn den Rat zur Union auszubauen, erklärte er vor einem Jahr, gegebenenfalls werde Oman die Gemeinschaft verlassen.

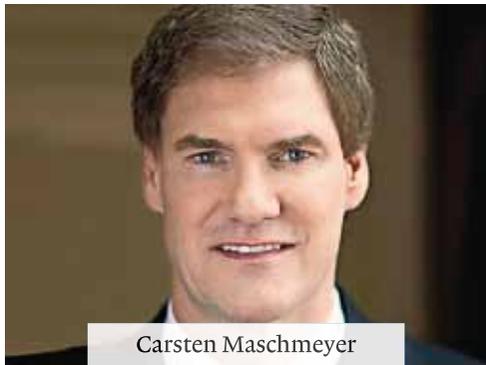
Oman, das darf man nicht vergessen, ist das einzige Land mit Staatsreligion Islam, dessen Bürger weder Sunniten noch Schiiten sind. Sie sind Charidschiten, wörtlich «Austretende». Seit dem Jahr 658 gingen sie eigene Wege. Qabus garantiert in seinem Land freie Religionsausübung, ein Unikum auf der Arabischen Halbinsel, und hat unlängst einer von 28 christlichen Kirchen in Maskat eine neue Orgel gestiftet. In ihrer lange geprobt Sonderrolle, bis heute von den politischen und religiösen Autoritäten der Nachbarstaaten toleriert, bauen die Omani weiter an der Brücke über den Arabisch-Persischen Golf. ○



*Arabiens guter Herrscher: Sultans Qabus, Staatsgast Rohani, Präsident von Iran.*



José Manuel Barroso



Carsten Maschmeyer



Carla Del Ponte



Ottmar Hitzfeld



Philippe Gaydoul



Roger Köppel

No Risk – No Fun

# Alpensymposium 2015

Europa ist das Hauptthema am 13. Alpensymposium in Interlaken. Mit dem Auftritt von José Manuel Barroso, der sich – kurz nach seinem Abtreten als EU-Kommissionspräsident – der Diskussion stellt, ist für Hochspannung gesorgt. Weitere Teilnehmer sind die unerschrockene Verbrecherjägerin Carla Del Ponte, der erfolgreiche Fussballtrainer Ottmar Hitzfeld und Weltwoche-Herausgeber Roger Köppel.

Erneut präsentiert das Alpensymposium führende Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft, Sport und Kultur und gibt Ihnen die Möglichkeit, sich aus erster Hand zu informieren sowie sich in einem einzigartigen und hochkarätigen Netzwerk einzubringen. «Mutige Innovationen, riskante Ideen und kühn genutzte Chancen rücken wir in den Mittelpunkt», sagt der Organisator Oliver Stoldt. «Ich bin mir sicher, dass die Besucher an den beiden Symposiums-Tagen höchst spannende, emotionsgeladene und einzigartige Momente erleben werden, nicht zuletzt auch zum Thema Europa.»

Kontroverse Standpunkte sind garantiert: Neben dem Auftritt von José Manuel Barroso, dessen Amtszeit als EU-Kommissionspräsident vor allem von der Euro-Krise und der EU-Osterweiterung geprägt war, steht eine Podiumsdiskussion «Wo geht es in und mit Europa hin?» mit Economiesuisse-Direktor Heinz Karrer, dem deutschen FDP-Chef Christian Lindner und Weltwoche-Herausgeber Roger Köppel auf dem Programm. Traditioneller Schwerpunkt am Symposium ist das Thema «Unternehmertum» – dieses Jahr unter anderem mit Financier Carsten Maschmeyer und Google-Schweiz-CEO Patrick Warnking. Das Programm wird wie immer mit dem CSS-Networking-Dinner «Vernetzt in die Zukunft» am ersten Symposiums-Abend abgerundet. Freuen Sie sich auf persönliche Gespräche mit den Referentinnen und Referenten während des Dinners.

**Referenten:**

**Ottmar Hitzfeld, Fussballtrainer**  
«Sieg und Niederlage»

**Carla Del Ponte, ehem. Chefanklägerin des Uno-Tribunals**

**Richard C. Schneider, ARD-Chefkorrespondent in Tel Aviv**  
«Entwicklungen im Nahen Osten und mögliche Konsequenzen für Europa»

**Conchita Wurst, Siegerin des European Song Contest 2014**  
«Toleranz»

**Heinz Karrer, Präsident Economiesuisse**  
«Schweizer Wirtschaft – quo vadis?»

**Christian Lindner, Bundesvorsitzender der FDP (Deutschland)**

**Roger Köppel, Herausgeber Weltwoche**  
«Die Zukunft der Schweiz innerhalb Europas – Politik und Wirtschaft»

**Evelyne Binsack, Bergführerin, Helikopterpilotin, Extremsportlerin**  
«Darauf, wie gut man gekämpft hat, kommt es an!»

**Julia Engelmann, Schauspielerin und Poetry-Slammerin**  
«One day – eines Tages, Baby»

**Philippe Gaydoul, Unternehmer**  
**Carsten Maschmeyer, Unternehmer**

## Platin-Club-Spezialangebot

### 13. Alpensymposium

Dienstag, 13. Januar, und Mittwoch, 14. Januar 2015  
«Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa» in Interlaken.

**Teilnahmegebühren (zzgl. MwSt.):**

Package-Preis für Abonnenten:  
Fr. 1495.– (ohne Abo: Fr. 1625.–)

**Das Spezial-Arrangement beinhaltet:**

- 1 Übernachtung mit Frühstücksbuffet im «Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa», Interlaken
- Freie Nutzung des Hallenbads und Spa mit Sauna und Dampfbad
- Eintritt zum 13. Internationalen Alpensymposium
- Welcome-Kaffee an beiden Konferenztagen
- Pausenkaffee während der Konferenz und zwei Mittagessen
- Laurent-Perrier-Champagner-Aperitif
- Teilnahme am Networking-Dinner (inkl. Tischgetränke)

**Anmeldung:**

www.weltwoche.ch/platinclub oder direkt beim Veranstalter: Telefon 044 718 48 00, E-Mail: janin.heukamp@alpensymposium.ch. Bitte geben Sie bei der Buchung Ihre Abo-Nummer bekannt.

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# Unfassbares Vorgehen

Freispruch für den Schweizer Industriellen Stephan Schmidheiny in Italien. Dass erst das Oberste Gericht zu einem solchen Schluss kam, offenbart die Willkür der italienischen Justiz.

Von Nicholas Farrell

Normalerweise sollte man nicht Partei für einen steinreichen Unternehmer und gegen die Armen ergreifen, besonders wenn dem Mann vorgeworfen wird, aus reiner Profitgier den qualvollen Tod von 3000 Menschen mitverantwortet zu haben.

Doch bei dem Schweizer Unternehmer Stephan Schmidheiny, dem einstigen Asbest-König, dessen Fall in der letzten Woche vor dem italienischen Kassationsgericht verhandelt wurde, liegen die Dinge ein wenig anders. Abermals zeigte sich, wie schwerfällig, politisiert und willkürlich die italienische Justiz ist. Die Botschaft an ausländische Unternehmer lautet ganz einfach: «Wenn euch eure Freiheit und eure Aktionäre lieb sind, gründet keine Firma in Italien, überlasst das den Chinesen.» Von der undurchdringlichen italienischen Bürokratie und der erdrückenden Steuerlast gar nicht erst zu reden.

Am Mittwoch vergangener Woche wurde der 67-jährige Schmidheiny vom Obersten Gericht von dem Vorwurf freigesprochen, eine Umweltkatastrophe verursacht zu haben, die laut Staatsanwaltschaft zur Asbest-Vergiftung von 3000 Personen in den italienischen Städten geführt hat, in denen sein Unternehmen Eternit Asbest-Fabriken betrieben hatte. Es war der Höhepunkt jenes typischen jahrelangen Justiz-Albtraums, den so viele hierzulande erdulden müssen.

## Als «Terroristen» und «Nazis» beschimpft

Schmidheiny hat die Vorwürfe immer bestritten. Er verwies darauf, dass er, sobald die Gefahren von Asbest bekannt geworden waren, strikte Sicherheitsvorschriften eingeführt habe und dass von den Toten nur ein paar Dutzend in seinen Fabriken beschäftigt gewesen seien. Und selbst wenn er die Produktionsanlagen hätte schliessen wollen, wäre das von den stalinistischen Gewerkschaften verhindert worden. Ironie der Geschichte: Schmidheiny engagiert sich seit den achziger Jahren für den Umweltschutz, ist weltweit bekannt für seinen Einsatz für eine nachhaltige Entwicklung.

In seinem ersten Prozess im Jahr 2012 wurde er – mit seinem Partner, dem belgischen Industriellen Baron Jean-Louis de Cartier de Marchienne, der wenig später mit 92 Jahren starb – zu sechzehn Jahren Gefängnis plus achtzig Millionen Euro Schadenersatz verurteilt. Im Revisionsverfahren 2013 wurde die Haftstrafe auf achtzehn Jahre (und der Schadenersatz auf neunzig Millionen Euro) erhöht. Staatsanwalt Raffaele Guariniello bezeichnete Schmidheiny und de Marchienne als «Terroristen» und «Nazis».

Wäre Schmidheiny Bürger eines EU-Staats gewesen, hätte er nach Italien ausgeliefert werden und, sofern schuldig gesprochen, ins Gefängnis wandern können. Im erstinstanzlichen Verfahren ging es um den Zeitraum 1952 (als Schmidheiny erst vier Jahre alt war) bis 2008. Sein Glück war, dass die Schweiz nicht der EU angehört und er daher bei beiden Prozessen nicht anwesend sein und auch nicht befürchten musste, verhaftet und verurteilt zu werden. Wäre er vom Obersten Gericht jedoch endgültig verurteilt worden, hätte ihn die Schweiz ausliefern können.

Das Oberste Gericht kassierte die beiden vorinstanzlichen Urteile aus einem simplen Grund: Die Straftat hatte sich über fünfzehn Jahre vor dem ersten Prozess ereignet und war daher nach italienischem Recht verjährt. Es ging nicht mehr um Schuld oder Unschuld.

Schmidheiny hatte seine italienischen Asbest-Fabriken 1986 geschlossen – 26 Jahre vor dem ersten Prozess. Das Oberste Gericht verwarf das Argument der Staatsanwaltschaft, das Umweltschadens sei nicht verjährt, weil noch immer Menschen an Asbest stürben. Eine Strafbarkeit wurde nur für die Jahre 1976 bis 1986 anerkannt, in denen der Angeklagte die Firmenleitung innehatte. Das Vorgehen der Staatsanwaltschaft ist unfassbar. Was brachte sie zu der Annahme, die Tat sei nicht verjährt? Und warum haben die Richter in den ersten beiden Prozessen diese

Auffassung geteilt? Die Straftat wurde vor 1986 begangen. Und es kommt auf den Zeitpunkt der Tat an, nicht auf die Spätfolgen. Immerhin hätte für die Anklage eine praktikable Alternative bestanden. Man hätte Schmidheiny und den Belgier wegen Totschlags oder Mords anklagen können, Straftaten also, die nach italienischem Recht nicht verjähren.

Die endgültige Entscheidung des Obersten Gerichts hat für Empörung gesorgt. Die Familien der Toten und Erkrankten sind wütend. Sie werfen den Richtern vor, im Sold der Reichen zu stehen, wo doch in Italien, wenn überhaupt, das Gegenteil der Fall ist. Die Familien werden keinen Cent Entschädigung erhalten und, schlimmer noch, die Prozesskosten bezahlen müssen. Natürlich ist die Geschichte noch nicht zu Ende. Könnte es in Italien anders sein? Ein zivilrechtliches Verfahren zur Klärung der Schadenersatzansprüche ist anhängig (solche Verfahren dauern im Durchschnitt sieben Jahre). Und Staatsanwalt Guariniello hat erklärt, er werde gegen Schmidheiny erneut Anklage erheben, wegen Totschlags oder Mords. In einem normalen Land kann man für eine Straftat nicht zweimal belangt werden. Aber wir sind schliesslich in Italien, und Italien ist kein normales Land.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



*Bürokratie-Albtraum:* Unternehmer Schmidheiny.

# Knutschflecken auf dem Spiegel

Wie oft haben wir Frauen an unseren Männern rumgenörgelt und ihnen gesagt, sie sollen besser auf sich achtgeben! Jetzt streiten wir mit ihnen darum, wer wie lange im Badezimmer bleiben darf.

Von Kathy Lette



*Anerkannte Foltermethoden des Mittelalters.*

Freundinnen aus aller Welt berichten mir, dass der traditionelle Ablauf der männlichen Körperpflege – «shit, shower, shave» (scheissen, duschen, rasieren) – einer regelrechten Feuchtigkeitscreme- und Haargel-Sucht gewichen ist. Meine Freundinnen finden es verstörend, wenn sie nach Hause kommen und der Macker, den sie einst geheiratet haben, im Badezimmer sitzt mit einer Gesichtsmaske und flüssigem Wachs zum Zwecke der Entwaldung von «back, crack

and sack» (Rücken, Afterfurche und Hodensack) und «Rühr mich nicht an!» ruft aus Angst, bei einer Begrüssungsumarmung könnte sein Selbstbräuner verschmiert werden.

Diese Beobachtungen in meinem Umfeld werden bestätigt durch neue Forschungsergebnisse, laut denen der Durchschnittsmann täglich mehr als 81 Minuten damit verbringt, sich aufzubrezeln, während es bei der Durchschnittsfrau nur 75 Minuten sind. Produkte für

Männer sind das weltweit am raschesten wachsende Segment der Schönheitspflege-Industrie. Zurzeit gibt der Durchschnittsmann jährlich über 3000 Franken für Schönheitsprodukte aus. Fürs nächste Jahr wird der Männerverzärtelungsindustrie ein weltweiter Umsatz von 33 Milliarden Franken prognostiziert.

All dies entbehrt nicht einer gewissen Ironie: Wir Frauen haben an den Männern in unserem Leben immer rumgenörgelt und ihnen gesagt, sie sollten besser auf sich achtgeben. Jetzt streiten wir mit ihnen darum, wer wie lange im Badezimmer bleiben darf. So erfrischend es ist, Jungs, dass ihr mehr Wert auf euer Äusseres legt – um eines möchten wir dennoch bitten: Hinterlasst auf den Spiegeln gefälligst keine Knutschflecken.

## «Mickey» und «Rourke»

Die Schönheit des Mannes ist zu etwas vom Natürlichsten und Bezauberndsten geworden – das für Geld zu haben ist. Das männliche Bedürfnis, sich in eine lebende, atmende Schaufensterpuppe zu verwandeln, hat im Bereich der plastischen Chirurgie die Nachfrage gewaltig gesteigert. In den USA sind vierzig Prozent der Menschen, die bauliche Veränderungen an sich vornehmen lassen, männlichen Geschlechts. Sie wollen vor allem Kinn- und Brustmuskulaturimplantate, das Gesäss liften und ihre Nasen

## Heute gilt: Mit fünfzig hat jeder das Gesicht, das er sich leisten kann.

operieren lassen. Verboten unsere Mütter uns einst, in der Nase zu bohren, delegieren wir das nun an Ärzte. Die Statistiken für plastische Chirurgie in den USA zeigen, dass Operationen an männlichen Bäuchen mittlerweile sogar häufiger vorgenommen werden als Brustvergrößerungen bei Frauen. Aber besteht beim Fettabsaugen nicht die Gefahr, dass da auch mal ein Organ wegflucht, das noch gebraucht wird, eine Niere vielleicht oder die Leber? Wäre es nicht klüger, das Übel an der Wurzel zu packen und den Männern den Zugang beziehungsweise den Code für den Kühlschrank zu verweigern?

Jedem Mann, der mit einer Schönheitsoperation liebäugelt, möchte ich zwei Worte zuflüstern: «Mickey Rourke». Also gut, man könnte auch noch Burt Reynolds, Sylvester Stallone und Barry Manilow erwähnen. Was ich sagen will: Die meisten älteren Männer in Hollywood

sehen aus, als seien sie vom Planeten Bizarro zu uns gebeamt worden.

Das liegt daran, dass so viele Schönheitschirurgen an der «Universität Pfuschi» abgeschlossen haben. Die kleinen grünen Gesichtsmasken, die sie tragen, haben in der Tat einen Sinn: So kann man die Herren nicht identifizieren, wenn eine Operation danebengegangen ist. Stimmt schon: Kein Schönheitschirurg, der etwas auf sich hält, nimmt eine unnötige Operation vor. Er operiert nur, wenn er dringend Geld braucht. George Orwell meinte noch, mit fünfzig habe jeder das Gesicht, das er verdiene. Heute gilt: Mit fünfzig hat jeder das Gesicht, das er sich leisten kann.

Doch diese Eingriffe sind nicht nur schmerzhaft fürs Portemonnaie – sie sind auch sinnlos. Denn werden wir Frauen gefragt, was uns am anderen Geschlecht gefällt, wird als Erstes immer die Persönlichkeit genannt, noch vor Humor, Sensibilität und Freundlichkeit. Das Aussehen kommt erst weit unten auf der Liste.

Und möchten Sie wirklich zu den Männern gehören, die auf die vierzig zugehen – aber von der falschen Seite? Denn dann passen die Teile von Ihnen, die operiert worden sind, so gar nicht zu den nichtoperierten: Dann sind Ihre Arme über vierzig, Ihre Lippen aber gerade erst zwei Wochen alt. Dann sitzen Sie auf einer brandneuen Arschbacke, während die andere Hälfte Ihres Allerwertesten 52 ist.

Die meisten Frauen, die ich kenne, mögen den kernigen Charme richtiger Männer und wollen keine wandelnden Ken-Puppen. Dass ausgerechnet australische Männer, einst der Inbegriff ungebrochenen Mackertums, jetzt dem Verschönerungsverein beigetreten sind, hat einen Grund. Die Rede ist vom Cricket-Helden Shane Warne. Die Antipodenmännchen liegen zu seinen pedikürten Füßen, obschon sein Gesicht nur noch so beweglich ist wie dasjenige einer Figur aus Madame Tussauds Wachsfigurenkabinett. Rufen wir uns in Erinnerung: Ein Hodenschutz kam im Cricket erstmals 1874

---

### Keine Frau ist scharf auf einen Mann, der aussieht wie eine nackte Labormaus.

---

zum Einsatz, ein Helm erstmals 1974. Die Cricketspieler haben also hundert Jahre gebraucht, um zu merken, dass auch das Gehirn etwas wert ist.

Wenn ihr für Frauen attraktiv sein wollt, Jungs, rate ich euch deshalb, gelegentlich ein Buch zu lesen. Stimmt: Wir mögen es, wenn ihr immer mal wieder duscht. Und nein, wir sind nicht scharf auf Bierbäuche, auch wenn man die in Australien liebevoll als «Balkon über dem Spielzeugladen» bezeichnet. Wir sind auch froh, wenn ihr auf euren Zähnen keine Bakte-

rienkulturen züchtet. Und ganz besonders schätzen wir es, wenn ihr auch mal den Kochlöffel schwingt. Wenn ich sage, der Weg zum Herzen einer Frau führe über ihren Magen, ziele ich damit nicht zu hoch. Der Anblick eines Manns in einer Kochschürze aktiviert bei Frauen nicht nur die Speicheldrüsen.

Ihr seht also, es gibt keinen Grund, so viel Zeit vor dem Badezimmerspiegel zu verbringen. Ihr könnt euer Geld bestimmt für klügere Dinge ausgeben als für Wundercremes. Wie jede finanziell strapazierte Frau euch sagen kann, heissen diese Cremes so, weil es ein Wunder ist, dass jemand so blöd sein kann, für den Kram 300 Franken auszugeben. Und was heute in Kosmetikkreisen «Dermabrasion» genannt wird, nannte man einst Schinden – und es zählte zu den anerkannten Foltermethoden des Mittelalters. Hört vor allem auf, euch zu enthaaren. Keine Frau ist scharf auf einen Mann, der aussieht wie eine nackte Labormaus. Wir möchten auch nicht mit rüblifarbenen Typen gesehen werden: Umarmen einen Mann, der sich mit Selbstbräuner besprüht hat, und dein Karotinbedarf für den Tag ist gedeckt.

Hat ein Typ eine botoxierte Stirn, Designerzähne und zu viel Gel im Haar, ist für Frauen der Fall klar: Der Mann hält gern Händchen – mit sich selbst.

Aus dem Englischen von **Thomas Bodmer**

# Informative Unterhaltung!

Regionale, nationale und internationale Informationen, Sport, Veranstaltungen und ein abwechslungsreiches Musikprogramm täglich bei Radio Central. **Infos auf [radiocentral.ch](http://radiocentral.ch)**



# RadioCentral

**So empfangen Sie Radio Central:** Oberer Zürichsee, Linthgebiet 91.3; 89.4 • Schwyz 102.6; 97.7; 93.2 • Glarus 92.1; 97.7; 89.3; 88.7 • Oberiberg, Hoch-Ybrig 107.1 • Unteriberg, Euthal, Studen 94.4 • Rothenthurm 106.9 • Ob- und Nidwalden 101.8; 103.0; 100.4; 99.0 • Uri 103.0; 101.8; 102.2; 97.7 • Luzern 100.1 • Willisau 94.8 • Wolhusen 88.6 • Sursee 93.0 • Region Triengen 97.5 • Engelberg 107.6 • Zug 99.2 MHz oder Kabelnetz • CentralWebplayer • Digitalradio DAB+ • Central-App • [www.radiocentral.ch](http://www.radiocentral.ch)



# JETZT NEU!



VIGNETTE  
2015  
GRATIS



Falstaff – das renommierte Gourmet-  
und Wein-Magazin – jetzt auch in der Schweiz.

Sichern Sie sich Ihr Jahresabo (8 Ausgaben für Fr. 65,-) mit  
gratis Autobahnvignette (im Wert von Fr. 40,-).

Informationen und Bestellung unter: +41 44 245 45 50,  
abo@falstaff.ch oder auf [www.falstaff.ch](http://www.falstaff.ch)



## falstaff

GENIESSEN WEIN ESSEN REISEN

Folgen Sie uns auch auf  
[www.facebook.com/falstaff.magazin](http://www.facebook.com/falstaff.magazin)



# Darm dran

Geniessen und schweigen, das war gestern. Heute heisst es: Verzichten und darüber reden. Die neue Selbstfindung schlägt auf den Magen.

Von Dominique Feusi

Essen Sie noch oder verzichten Sie schon? Auf Fleisch? Fisch? Milchprodukte? Kohlenhydrate? Weizen? Zucker? Eier? Salat?

Salat soll ja ganz schlecht sein! K. zum Beispiel, ein Broker, erzählte mir neulich beim Essen – natürlich, als der Salat kam –, er sei vor zwei Jahren in Baden-Baden an einem Ernährungsseminar gewesen, bei einer Koryphäe auf dem Gebiet. Zuvor sei es ihm ganz schlecht gegangen: gesundheitlich am Ende, die Geschäfte am Boden, die Ärzte ratlos. Und wissen Sie was? Alles nur, weil er Salat ass.

Der Salat hatte im Darm von K. herumgefault, gemodert, sich überall eingenistet und quasi von innen heraus sein ganzes Leben vergiftet. Das ist wissenschaftlich erwiesen. Dann haben sie ihm zwei Wochen lang den Darm gespült und seither: *new life!* Er hat nie mehr ein Blatt Salat berührt und jetzt: Gesundheit und Lebensfreude ohne Ende. Es ist ein Wunder!

Die Mikrobiologin Giulia Enders, eine bezaubernde junge Frau, steht mit ihrem Ratgeber «Darm mit Charme» seit Monaten auf der Sachbücher-Bestsellerliste. Sie war damit Mitte Jahr auch in der Sendung «Aeschbacher». Auf der Website von SRF steht: «Die sympathische junge Dame beantwortet Kurt Aeschbacher unter anderem die Frage: «Wie geht eigentlich Kacken?»» Tja, man lernt ein Leben lang.

Das Buch ist jetzt überall. Man kann nicht in die Nähe eines Buchladens gehen oder in der Post einen Brief aufgeben, ohne drüberzufallen: «Darm mit Charme». Alle wollen nun wie Giulia Enders verdauen. Dazu muss man sie sich nur anschauen. «Wenn gute Verdauung so aussieht, dann aber her damit!» Andererseits – das Buch hat 288 Seiten. Das fühlt sich wie Strafarbeit an. In etwas, was man schon kann.

## «Wir sagen dazu Fitnesssteller»

Oder auch nicht. Wie der Mann von C., der isst jetzt deswegen keine Kohlenhydrate mehr, sondern «nur noch Poulet!», die Teenagertochter ernährt sich von Salat (ganz schlecht), deren Freund, ein durchtrainierter junger Mann, ohne den sie nicht mehr kann, verzehrt fast nur Eier und Fleisch. C. ist Italienerin, sie kocht gut und gern. Diese neue Entwicklung nervt sie: «Chasch gar nüt meh Richtigs choche!»

K. kann auch nicht mehr richtig kochen. Sie vermittelt Kunst an solvente Kunden, das scheint gut zu gehen. Ihr selbst geht es aber gar nicht gut: die Allergien, der Stress, die Migräne, die Termine – sie will gar nicht davon anfangen. Man ist froh, als der Kellner kommt.

Sie bestellt Züri-Gschnätzlets, aber bitte ohne Sauce, die Laktose; und nicht im Butter angebraten, nur einen Spritzer Olivenöl, «Oder haben Sie auch Poulet?» Aber ohne Pilze und keine Rösti, sondern Broccoli, aber nur kurz aus dem Wasser gezogen, damit er schön knackig ist, «Sie wissen wie?» – «Wir sagen dazu Fitnesssteller», sagt der Kellner. «Schön für Sie», sagt K.

Es kommt alles wie gewünscht: das Poulet und der Broccoli. Ohne etwas. In nichts. K. isst drei Gabeln, den Rest lässt sie stehen. Der Kell-

## Wo kommt das her? Ist es fair? Was ist drin? Ist es gut für mich? Geht das gut durch?

ner fragt: «Isch nöd rächt gsii?» – «Zu trocken.» Man möchte nie mehr mit K. auswärts essen gehen.

B., eine Boutiquenbesitzerin, geht auch fast nie mehr essen. Sie und Franz haben jetzt Glutenintoleranz. Alle haben jetzt Glutenallergie, man fragt sich, wie die Menschheit bisher mit dem unguuten Gluten überhaupt bestehen konnte. Wenn Sie derzeit zum Arzt gehen: Glutenallergie. Kürzlich war ich mit dem Hund beim Tierarzt: Glutenintoleranz. Natürlich gibt es glutenfreies Futter für Hunde, es ist nur

viermal so teuer wie das normale. Auch so kann man Vegetarier werden: Fleisch kann man sich jetzt nur noch für den Hund leisten.

Essen ist hochkompliziert geworden. Schon nur für die korrekte Auswahl der Produkte benötigt man mindestens ein Ökologie-, Ökonomie-, Medizin- und Chemiestudium. Oder sehr viel Zeit im Internet. Und Ratgeberliteratur. Denn da sind so viele Fragen: Wo kommt das her? Ist es fair? Was ist drin? Ist es gut für mich? Geht das gut durch? Macht es ökonomisch und ökologisch Sinn? Auch bei meiner Diät? Und dann haben Sie ja noch nicht mal gekocht. Und erst recht nicht verdaut. Schon beim Gedanken an die nächste Mahlzeit bekommt man ein Burnout.

Aber erst nach dem Büro-Weihnachtsessen, bitte. Dort diskutiert man mit Gabi aus der Buchhaltung und mit Herrn Gruber aus der Geschäftsleitung. Auch wenn jeder seine eigene Diät pflegt, beim Smalltalk gilt: «Vor Allergien sollst du fliehen». Sonst erfährt man noch, warum Nicole keine Nudeln verträgt. Sie machen selbst gerne den Anfang? Dann sollten Sie verzichten: Kaum etwas ist für Sie persönlich so wichtig und für andere Menschen so uninteressant wie Ihr Verdauungsvorgang. Wann immer Ihnen also eine verrückte Geschichte über Ihre Körperfunktionen auf der Zunge liegt: Sagen Sie einfach nichts. ○



«Wenn gute Verdauung so aussieht, dann aber her damit!»: chinesisches Trendrestaurant.



Blindes Vertrauen, Ehrlichkeit, Charakter: Schweizer F/A-18-Pilot über dem Nordmeer.

## «Wir müssen näher an die Leute ran»

Um die Bevölkerung zu schonen, trainieren unsere Kampfpiloten in Norwegen. Bei einer Visite am Polarkreis äussert sich Fliegerchef Aldo C. Schellenberg erstmals seit dem Gripen-Nein über die Zukunft der Luftwaffe, einen Ebola-Einsatz und die Sicherung des Schweizer Himmels ausserhalb der Bürozeiten. *Von Urs Gehrig*

Am Mittag kratzt die Sonne kurz am Horizont. Doch schon nach drei Uhr verschwinden Felder und Fjorde wieder im dunklen Nichts. Nun, da der schwarze Vorhang fällt, hebt sich das Herz der Kampfpiloten. Sehen ein wenig aus wie Wyatt Earp & Co. vor dem Showdown am O.K. Corral, wie sie auf ihre Maschinen zumarschieren. Einer nach dem andern donnern sie davon, dass es die Luft zerreisst und das Trommelfell trischackt, und entschwinden im Nachthimmel über Norwegen.

1800 Kilometer weit sind die Schweizer Fliegerasse nach Ørland, nahe Trondheim, angereist, dreissig Piloten und acht F/A-18-Jets inklusive Bodenpersonal, um vier Wochen lang am eisigen Polarkreis zu üben, was in der Schweiz schlechterdings kaum mög-

lich ist: Nachtflug, Tiefflug, Überschallflug. «Nightway» heisst die Übung. In einer Exerzierzone von doppelter Grösse der Schweiz derangieren die Piloten lärmtechnisch niemanden ausser vielleicht ein paar Wale oder die russische Kriegsmarine, die die Gegend jüngst auch frequentieren sieht.

### Es tanzt die grüne Fee

Jetzt rumort es wieder über den Köpfen. Die Piloten kommen angerauscht, 75 Minuten waren sie in der himmlischen Dunkelkammer, haben Luftkampf und Luftpolizeidienst trainiert. Dreimal nächtlich steigen sie auf. Jedes Mal kommen sie durchnässt zurück in ihren schweisstreibenden Trockenanzügen mit Gummiabschluss, die sie unter dem Overall tragen, für den Fall, dass sie ins Eismeer stürzen

sollten. Jedes Mal sind ihre Gesichter verzückt, als hätten sie dort oben das ewige Licht erblickt.

Begeistert erzählen sie vom Aurora borealis, dem Polarlicht, das in ihren Nachtsichtgeräten wild tänzelt wie eine grüne Fee, die Sinne betörend. Nach Vorstellung der alten Wikinger waren Nordlichter Walküren, die nach jedem Gefecht über den Himmel ritten und die Helden auswählten, die an der Tafel von Göttervater Wodan speisen durften. Für die Schweizer Piloten indessen sind sie Faszination und Irritation zugleich, in dem sie ihre Manöver zusätzlich erschweren in der Finsternis, wo natürliche Referenzen fehlen.

Um zehn Uhr ist Feierabend. Einquartiert in Faltcontainern, sitzen die Piloten bei Büchsenbier, Rauchen tut kaum einer, ein «Priis» Schnupftabak ist das höchste aller Laster. Die

Unterhaltung ist ausgelassen, doch die Gedanken bleiben fokussiert auf das eine, das Fliegen, das gemeinsame Lebenselixier. Jeder von ihnen trägt einen Fliegernamen, eine Art Nom de Guerre: «Stoney», «Billy», «Didi», «DJ», «Reti» oder «Sioux». Grundverschieden sind sie und doch alle aus demselben Holz geschnitzt. Welche Eigenschaft haben sie gemein, die Kampfpiloten, die in der härtesten Selektion der Schweizer Armee reüssiert haben? «Blindes Vertrauen zueinander», sagt einer spontan. «Ehrlichkeit», ein anderer. «Und Charakter.»

Voll des Lobes sind die Norweger über die Professionalität der Schweizer. Eine Qualität, die sich messen lässt. Im Juni hat die Fliegerstaffel 11 am Kampfflugderby Tiger Meet sämtliche Konkurrenten aus vierzehn Nationen gebodigt. Auch die Schweizer Koordinatoren der Notfallübung (Tanklaster kollidiert mit Schweizer Crew, ein Toter, mehrere Verletzte) sind begeistert. «Euer Krisenmanagement hat uns total verblüfft, das habt ihr fantastisch gemacht.» Nur Kommandant Aldo C. Schellenberg, 56, für eine Stippvisite aus Bern eingeflogen, widerspricht. Er sei mitnichten überrascht, sagt er. «Von euch habe ich nichts anderes erwartet.»

### Menschlichkeit im Drama

Als ehemaliger Flab-Spezialist darin geschult, Flugzeuge vom Himmel zu holen, ist Schellenberg eigentlich ein Fremdkörper unter Fliegern. «Luege, lose, laufe», das Motto des vorsichtigen Fussgängers, hat er sich zum Credo gemacht, als er Anfang 2013 das Kommando übernahm – im Bewusstsein, dass er sich von unten her annähern musste, wenn er bei den Piloten Vertrauen gewinnen wollte. Zuerst raunten Kritiker über Schellenbergs Ernennung. Die Kritik verstummte, als letztes Jahr einer seiner Piloten mit Sozius am Lopper zerschellte und Schellenberg Menschlichkeit im Drama attestiert wurde.

Schellenberg hat nicht die federnde Zackigkeit seines drahtigen Vorgängers Markus Gyax. Schellenberg ist ein Mann von behäbig-jovialer Naturell. Er wirkt zufrieden und entspannt jetzt, hoch über den Wolken auf dem Flug zurück nach Belp, und gönnt sich vor dem Interview ein kurzes Nickerchen. Der norwegische Luftwaffenchef hat ihm versichert, dass die Schweiz auch nächstes Jahr wieder in Ørland trainieren dürfe – trotz anstehendem Grossumbau auf dem Flughafen.

**Die Norweger rüsten ihre Luftwaffe mit 52 amerikanischen Joint Strike Fighters (F-35) auf, den modernsten Jägern auf dem Markt. Die Schweiz dagegen hat 22 Gripen abgelehnt. Herr Korpskommandant, sind Sie eifersüchtig?**

Ich mag es den Norwegern gönnen, darum bin ich nicht eifersüchtig. Aber ein bisschen neidisch bin ich schon! Im Ernst: Indem Norwegen seine Flotte von rund fünfzig F-16 mit gut fünfzig F-35 ersetzt, vollzieht das Land einen gewaltigen Fähigkeitsaufbau. Das ist natürlich schon ein Zeichen, das wir wahrnehmen müssen. Andere europäische Luftwaffen gehen ähnliche Wege und bauen den Schutz des Luftraums aus. Von dem her zeigt sich, dass man auch in der Schweiz dafür besorgt sein muss, unsere Sicherheit mit modernen Mitteln weiterhin garantieren zu können.

### «Bis spätestens 2020 werden wir den Schweizer Luftraum rund um die Uhr vollständig sichern.»

**Im Vorfeld zur Gripen-Abstimmung hatten Sie gewarnt, ein Nein zu neuen Kampfflugzeugen bedeute, die Schweiz habe 2025 keine Luftwaffe mehr. Wie sieht es heute aus, ein halbes Jahr nach der Niederlage?**

Ich stehe unverändert zu meinem Wort. Dass wir die veralteten Tiger nicht durch Gripen der neusten Generation ersetzen können, reisst eine Sicherheitslücke in den Schweizer Himmel. Bereits heute könnten wir bei länger anhaltenden Krisen die Durchhaltefähigkeit nicht mehr sicherstellen, geschweige denn in einem Verteidigungseinsatz bestehen. Zudem ist es uns nicht möglich, notwendige Fähigkeiten wieder aufzubauen wie die Bekämpfung von Bodenzielen zur Unterstützung unserer Bodentruppen oder die Aufklärung im umkämpften Luftraum.



«Wir müssen besser werden»: Schellenberg.

**Spätestens seit der Entführung eines äthiopischen Zivilflugzeugs nach Genf im Februar weiss die ganze Welt, dass die Schweizer Luftwaffe nur zu Bürozeiten einsetzbar ist. Ab wann können Sie garantieren, dass unser Luftraum rund um die Uhr vollständig gesichert ist?**

Ich habe den Auftrag dazu bereits Mitte letzten Jahres erhalten. Die Umsetzung dauert sechs bis sieben Jahre. Bis spätestens 2020 werden wir die Interventionsbereitschaft mit Kampfflugzeugen rund um die Uhr realisiert haben.

**Wie wollen Sie das ohne die neuen Kampfflieger schaffen?**

Für die permanente Luftpolicie-Interventionsbereitschaft der Luftwaffe im Alltag sind die 32 F/A-18 nicht der limitierende Faktor. Sie können sich das so vorstellen: An einem Standort in der Schweiz halten sich rund um die Uhr zwei bewaffnete F/A-18 bereit, die innerhalb von fünfzehn Minuten in der Luft sein können. Um dies zu gewährleisten, müssen wir von einem Einschichtbetrieb während der Werkzeuge auf einen Dreischichtbetrieb während 365 Tagen umschalten. Das braucht mehr Mechaniker, mehr Supportpersonal wie Unfallpikett oder Radartechniker, mehr Leute bei der Flugsicherung (Skyguide), und – das ist aus meiner Sicht das Entscheidende – es braucht mehr Piloten. Die müssen auch ihre minimalen Trainingsstunden im Flugzeug absolvieren. Das belastet unsere F/A-18-Flotte im Vergleich zu heute zusätzlich mit bis zu 1000 Flugstunden pro Jahr. Durch diesen Mehraufwand wird die Lebensdauer der F/A-18-Flotte von 2030 auf ungefähr 2025 reduziert. Daraus ergeben sich zwei Probleme. Erstens, wir müssen nicht bloss über den Ersatz der 54 veralteten Tiger nachdenken, sondern zweitens auch über den zeitgerechten Ersatz der 32 F/A-18.

**Über einen beschleunigten Ersatz.**

Genau. Das bedeutet, dass wir uns jetzt überlegen müssen, zu welchem Zeitpunkt wir die Flottenerneuerung ins Visier nehmen müssen.

**Wann wird das sein?**

Wir werden gemäss heutiger Planung frühestens 2017, spätestens jedoch 2019 mit einer neuen Evaluation anfangen müssen, damit wir einen Typenentscheid zwischen 2020 und 2022 fällen können. Wir müssen uns also sehr intensiv überlegen, ob wir die Lebensdauer des F/A-18 um rund fünf Jahre verlängern können, damit wir in der Übergangszeit nicht ohne Flieger dastehen.

**Was würde eine Lebensverlängerung für den F/A-18 kosten?**

Wir sind daran, diese Frage vertieft zu prüfen. Grundsätzlich geht es erst einmal darum, eine Nutzungsverlängerung hinzubringen und nicht primär die Fähigkeiten zu erweitern. Aus Kostengründen möchten wir

das natürlich allenfalls gerne in Zusammenarbeit mit Nationen machen, die den F/A-18 auch betreiben.

**Mit welchen Kosten rechnen Sie konkret?**

Es ist von mehreren hundert Millionen Franken auszugehen inklusive Ersatzmaterialbevorratung bis zur Ausserdienststellung.

**Ihr Vorgänger als Luftwaffenchef, Markus Gygax, plädiert für den Erhalt von zwanzig bis dreissig Tiger zur Entlastung der F/A-18. Ähnlich äusserte sich auch Ihr Chef Ueli Maurer in der Herbstsession im Ständerat. Bleiben die Tiger also doch länger in der Luft als geplant?**

Die F-5 Tiger sind veraltet und leisten keinen nennenswerten operationellen Beitrag mehr an den Schutz unseres Luftraums. Bereits heute werden sie deshalb im Wesentlichen nur noch zur Ziel- und Gegnerdarstellung für die F/A-18-Piloten und die Fliegerabwehr sowie für die Patrouille Suisse eingesetzt. Auch ein allfälliger teilweiser Weiterbetrieb der Tiger-Flotte hat keine direkte Auswirkung auf die Belastung der F/A-18-Flotte, da sich die Anzahl Flugstunden der F/A-18 aus dem minimal notwendigen Trainingsbedarf der F/A-18-Piloten ergibt. Hinzu kommt, dass der Betrieb einer reduzierten Flotte von dreissig Tiger – auch ohne jede Aufrüstung –

«Drohnen werden auf absehbare Zeit Kampfjets nicht ersetzen.»

rund 40 Millionen Franken pro Jahr kosten würde. Aus operationeller und aus betriebswirtschaftlicher Sicht verstehe ich deshalb die Ansicht des Bundesrates, die Tiger-Flotte rasch ausser Dienst zu stellen. Als Betriebswirtschaftler investiere ich die knappen finanziellen Mittel lieber in moderne Technologie, also beispielsweise in eine moderate Lebensverlängerung der F/A-18.

**Als der letzte Typenentscheid fiel, waren Sie noch nicht Luftwaffenchef. Hätten Sie auch den Gripen ausgewählt?**

Ich habe die Evaluationsunterlagen genau angeschaut, sie haben mir einen hochprofessionellen Eindruck gemacht. Der Gripen bietet das beste Kosten-Nutzen-Verhältnis. Der Typenentscheid war insofern ein wegweisender Entscheid, den ich als Betriebswirtschaftler uneingeschränkt mittragen konnte. Der Gripen war für uns die beste Lösung.

**So könnte man für den anstehenden Ersatz des F/A-18 eigentlich beim Gripen bleiben?**

Wenn man neu evaluiert, muss man alle Optionen wieder ausloten.

**Das heisst die bisherigen: Rafale, Eurofighter und Gripen.**



Exerzierzone von der doppelten Grösse der Schweiz: F/A-18 über Norwegen.

Wir müssen schauen, welche Flugzeuge ab 2025 noch produziert werden.

**Wäre auch der F-35 eine sinnvolle Option? Er soll das primäre Kampfflugzeug der US-Streitkräfte und mehrerer Nato-Partner sowie enger Verbündeter werden.**

Der F-35 ist ein Flugzeug, bei dem man noch nicht genau weiss, was es wirklich kann und was es in der Anschaffung und im Unterhalt kostet.

**Ein Thema, das seit einiger Zeit im Raum steht, sind Drohnen. Sehen Sie unbemannte Kampfdrohnen allenfalls als eine Ergänzung oder gar eine Alternative für Kampfjets?**

Ich habe mit dem amerikanischen Luftwaffenkommandanten Anfang Jahr darüber gesprochen. Er sagte mir, über 95 Prozent seiner Mittel seien bemannte Flugzeuge und weniger als 5 Prozent unbemannte Drohnen. Die Drohnen würden grossmehrheitlich in reinen Aufklärungsmissionen eingesetzt. Dies werde auch in Zukunft so bleiben. Gerade das riesige Programm mit dem F-35 zeigt, dass auch weltweit die bemannten Kampfflieger



«Für längere Strecken empfehle ich Ihnen unser 100-Kilometer-Kabel.»

immer noch die dominante Rolle spielen. Wenn ich das auf die Schweiz herunterbreche, ist nicht davon auszugehen, dass unbemannte Drohnen auf absehbare Zeit Kampfflugzeuge im Luftpolizeidienst und in der Luftverteidigung ersetzen könnten.

**Der Kauf eines neuen Kampfflugzeugs kommt voraussichtlich wieder vors Volk. Mit dem Nein zum Gripen (53,4 Prozent) ist erstmals in der Schweizer Geschichte eine Fliegerbeschaffung gescheitert. Was sind die Lehren aus dem Debakel?**

Aus Sicht der Luftwaffe ist es uns nicht gelungen, die Aufgaben der Luftwaffe im Alltag, in der Krise und im Verteidigungsfall aufzuzeigen. Wir konnten offensichtlich nicht gut genug erklären, warum der Tiger nicht mehr in der Lage ist, einen nennenswerten operationellen Beitrag zur Sicherheit im Luftraum zu leisten, und warum es einen Ersatz braucht. Mit Blick auf die anstehenden Abstimmungen liegen die Hauptaufgaben also im Kommunikationsbereich. Wir müssen besser werden, volksnah, mit einfachen Worten das Volk davon überzeugen, was es braucht, um die Sicherheit für unser Land zu gewährleisten.

**Beim Gripen hat man es bereits mit Volksnähe versucht, dabei kam es zu peinlichen Pannen. Ich denke beispielsweise an den Witz des VBS-Chefs über Frauen als langlebige Gebrauchsgüter im Haushalt. Was müssen Sie besser machen, um das nächste Mal zu gewinnen?**

Man muss die Kommunikation als kontinuierlichen Erklärungsprozess verstehen. Das ist ein ganz wichtiger Punkt. Wir müssen permanent aufzeigen, warum wir was machen. Wir haben beispielsweise jährlich mehrere hundert Interventionen der Luftwaffe im



*Schnupftabak als höchstes aller Laster: Schweizer Kampfflieger in Ørland.*

schweizerischen Luftraum. Das müssen wir besser kommunizieren. Aber auch, dass der Luftpolizeidienst nicht die Hauptaufgabe der Luftwaffe ist, sondern der Schutz und die Verteidigung unseres Luftraums in anhaltenden Krisenlagen und in Konflikten. Und dass es dafür eine minimale Anzahl Kampfflugzeuge braucht. Wir müssen auch näher ans Volk gehen, wie wir das mit der Air 14 gemacht haben. Es ist uns gelungen, 400 000 zahlende Gäste nach Payerne zur Flugshow Air 14 zu bewegen. Die sind begeistert und gut informiert über die Aufgaben und die Professionalität unserer Armee nach Hause zurückgekehrt.

**Welche weiteren Events planen Sie?**

Wir werden in den nächsten Jahren das Konzept der Bevölkerungsnähe fortsetzen. Wir werden in die Regionen hinausgehen, die Leute, die WK-Soldaten, der Bevölkerung zeigen und erklären, was sie machen. «Näher» ist das Stichwort, wir müssen näher ran, wir müssen raus.

**Der Schweizer Star der Air Show 14 war die Patrouille Suisse. Im Abstimmungskampf hatte der VBS-Chef bereits deren Totenglocklein geläutet. Wird die Patrouille nun gegründet oder nicht?**

Ich gehe davon aus, dass wir auch in Zukunft ein Vorführerteam mit Kampffliegern haben werden. Wir wissen allerdings noch nicht genau, in welcher Form. Die Ausserdienststellung des Tiger wird frühestens 2018 stattfinden. Bis dann fliegt die Patrouille Suisse unverändert mit sechs rot-weiss bemalten Tiger.

**Und danach mit dem F/A-18, wie der Bundesrat in seiner Antwort auf eine Parlamentsanfrage im August schrieb?**

Auf diese Frage antworten wir zurzeit nicht. Es ist noch offen.

**Die Schweiz wurde von der Uno angefragt, sich bei der Hilfe in einem Ebola-Gebiet – voraussichtlich in Liberia – zu beteiligen. Was ist der Stand der Planung?**

Die Beratungen zu diesem Dossier sind im Fluss [Stand Dienstag, 25. November, Anm. Red.]. Die Armee wurde beauftragt, die Machbarkeit eines humanitären Hilfseinsatzes zu prüfen. Es geht ganz konkret um drei Helikopter, die in der Ebola-Krisenregion fliegen und die dortigen Hilfsorganisationen unterstützen sollen, die im Rahmen der UN Mission for Ebola Emergency Response (UNMEER) arbeiten. Es geht nicht darum, Patienten zu transportieren, sondern Material und Hilfspersonal.

**Besteht also keine Gefahr, dass Ebola in die Schweiz eingeschleppt wird?**

Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) geht von einem «sehr geringen» Ebola-Risiko für Personen aus, welche sich zwar im Epidemiegebiet aufhalten, jedoch keinen Kontakt zur lokalen Bevölkerung haben. Selbst für Personen, die in einem Flugzeug direkt neben einem Erkrankten sitzen, aber keinen Kontakt zu dessen Körperflüssigkeiten haben, schätzt die WHO das Risiko als «gering» ein. Die Ansteckungsgefahr ist bei Einhaltung der entsprechenden Verhaltensvorschriften also gering bis sehr gering.

**Welche weiteren Risiken birgt eine solche Mission?**

Die bekannten Tropenkrankheiten wie Malaria, Denguefieber und Gelbfieber sowie Tollwut, Typhus und Cholera. Da kann man mit Impfungen, Prophylaxen und klaren Verhal-

tensregeln das Risiko deutlich verkleinern. Eine weitere Gefahr stellt der Strassenverkehr dar. Die Idee ist, dass man grundsätzlich stationär bleibt und sich, wenn immer möglich, nur fliegenderweise im Land bewegt. Die Schweiz ist dabei angewiesen auf eine Zusammenarbeit mit einer Partnernation.

**Die Suche erweist sich offenbar als ausgesprochen schwierig. Will niemand mit der Schweiz zusammenarbeiten?**

Die Suche nach einem geeigneten Partner gestaltet sich schwierig, im Sinne von langwierig. Es ist nicht einfach, eine Kooperation bedingt sehr komplexe Verträge und Entscheidungsprozesse.

**Wer kommt in Frage? Die USA?**

Zum Beispiel, ja. Aber wir führen mit verschiedenen Ländern Gespräche, da möchte ich nicht weiter Auskunft geben, weil der Prozess am Laufen ist.

**Die Amerikaner sind offenbar nicht interessiert, sich um Schweizer zu kümmern. Sind die Verhandlungen mit den USA gescheitert?**

Es ist nicht an uns, die Position der USA zu kommentieren.

**Wer garantiert für die Sicherheit der Schweizer vor Ort?**

Es werden die Berufsorganisation, Militär- und Zivilpersonal eingesetzt, und das auf freiwilliger Basis. Es gehen nur Leute mit, welche die notwendigen Impfungen haben und mit den Verhaltensmassnahmen vertraut sind. Ausserdem werden die Leute zur Selbstverteidigung bewaffnet eingesetzt. Sie absolvieren eine einsatzbezogene Ausbildung, bei der sie mit sämtlichen Gefahren, die ihnen begegnen könnten, vertraut ge-

**«Bei einem Ebola-Einsatz werden die Leute zur Selbstverteidigung bewaffnet eingesetzt.»**

macht werden. Dafür haben wir ein Kompetenzzentrum in Stans, Swissint, wo sie professionell vorbereitet werden. Schliesslich schicken wir Sicherheitsprofis vor Ort.

**Das Armee-Aufklärungsdetachement 10?**

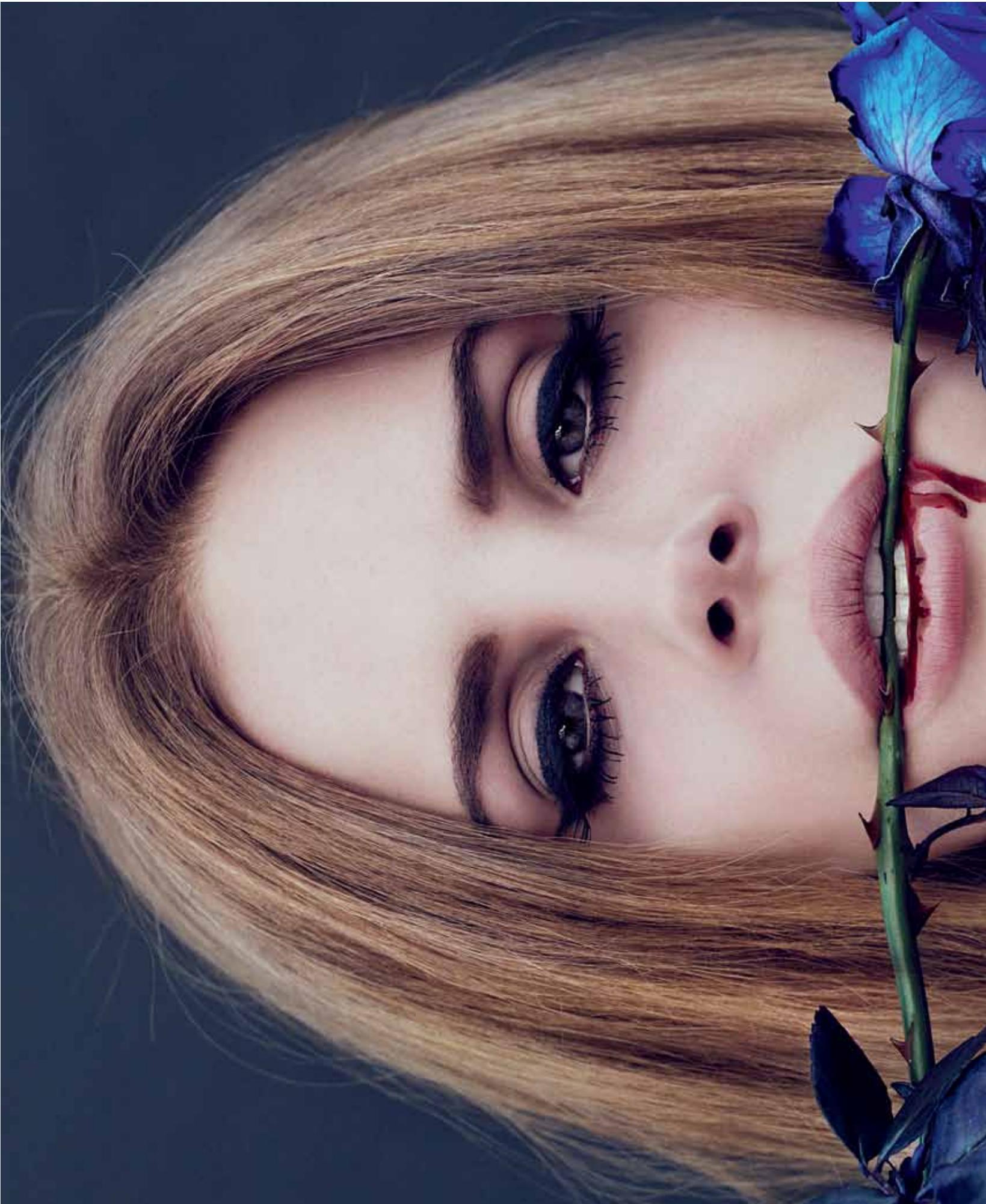
Genau, und andere Teile des Kommandos Spezialkräfte. Sie sind für den Schutz unserer Leute zuständig. Ein weiterer Teil des Sicherheitsdispositivs ist die Partnernation, die bereits über eine Sicherheitsinfrastruktur vor Ort verfügt.

**Gibt es genug Freiwillige?**

Wir haben genug Interessierte.

**Sie persönlich stehen voll und ganz hinter einem solchen Einsatz?**

Ja, ganz klar. Ich finde das eine wichtige und richtige Sache, etwas, bei dem gerade die Schweiz mit ihren Helikoptern, ihrer Sachkompetenz und logistischen Kompetenz einen Schlüsselbeitrag im Rahmen der internationalen Solidarität leisten kann. ○



*Königin der Künstlichkeit:* Sängerin Lana Del Rey.



## Depressive Nachtigall

Von Daniele Muscionico

Sie ist ein Fall für Ornithologen. Was zwitschert in den Lianen des Netzes und klingt dabei wie ein verwundetes Dinkelchen, das aus dem Nest gefallen ist? Vorschnell hatte man schon auf Blaukehlchen getippt, andere dachten weiter und an Neuntöter. Denn überall, wo das Stimmchen zu vernehmen ist, riecht es verdächtig. Es riecht nach Blut, nach Sterben, nach: «Ich möchte lieber nicht. Und hier sein auf gar keinen Fall.»

Ganz deutlich hört man das Wesen Lieder trällern, die etwa den Titel «Born to Die» tragen, auf Konzerten vor Massen überglücklicher Menschen, die ganz und gar nicht die Absicht haben, zu sterben. Und man hört es in Interviews dunkle Dinge sagen wie: «Ich wünschte, ich wäre schon tot.» Das ist also Lana Del Rey, Königin der Künstlichkeit, der Behauptung und der angekündigten Depression. Lana Del Rey, selbsterfundene Sängerin aus New York, seit sie 2011 zwei selbstgebastelte Songs auf Youtube stellte. Millionen Menschen fanden daran Gefallen, eine Spontanhysterie auf allen Kanälen. Ein Spontanabort jeglicher Vernunft, sozusagen.

Was war geschehen? Nichts Besonderes. Und das war das Besondere daran. Millionen Menschen schienen auf das Mädchen Lizzy Grant gewartet zu haben, weil sie ganz und gar alltäglich war. Bis auf eines, und das war nicht zu übersehen. Lieschen Grant hatte etwas geschafft, für das andere Netzphänomene Jahre brauchen. Das Mädchen Grant sah bereits zu Beginn ihrer Karriere so aus wie andere erst nach den normalen Abnützungerscheinungen, die ein Prominentenleben mit sich bringt: Schönheitsoperationen, Drogenkonsum und ähnliche Versuche, um zu verhindern, dass aus heute gestern wird. Schon als man dieses Mädchen zum ersten Mal öffentlich zu Gesicht bekam, besass es so dicke Lippen, dass man glauben mochte, sie hätte die Hyaluronsäure mit der Schulmilch getrunken. Und im Ebenmass ihres Gesichtes hörte man die Hämmerchen und Meisselchen arbeiten, mit dem es hergestellt war.

Heute ist Lana Del Rey sagenhafte 29 Jahre alt, und sie lebt immer noch. So leid es ihr tut, wahrscheinlich. Doch sie sollte sich nicht ärgern. Lizzy ist ein Netzphänomen, ihr Verfallsdatum rückt stündlich näher. Sie ist keine Madonna, die für ihre Karriere schwitzt wie ein Pferd, weil sie sich selbst Hürden aufstellt, die sie nehmen soll. Lizzy würde niemals schwitzen. Wetten, dass: Die körperlichen Voraussetzungen dafür liegen längst bei einem Chirurgen unter dem Tisch.

Bild aus dem Band «Three at Last» von Jean-Baptiste Mondino, erschienen bei Schirmer/Mosel

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (3) **Jo Nesbø**: Der Sohn (*Ullstein*)
- 2 (2) **Paulo Coelho**: Untreue (*Diogenes*)
- 3 (1) **Lukas Bärfuss**: Koala (*Wallstein*)
- 4 (8) **Graeme Simsion**: Der Rosie-Effekt (*Fischer Krüger*)
- 5 (5) **Lori Nelson Spielman**: Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 6 (4) **Ken Follett**: Kinder der Freiheit (*Bastei Lübbe*)
- 7 (6) **Sebastian Fitzek**: Passagier 23 (*Droemer/Knaur*)
- 8 (7) **Nele Neuhaus**: Die Lebenden und die Toten (*Ullstein*)
- 9 (–) **Guillaume Musso**: Vielleicht morgen (*Pendo*)
- 10 (–) **Franz Hohler**: Der Autostopper (*Luchterhand*)

### Sachbücher

- 1 (2) **Giulia Enders**: Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (3) **Guinness World Records 2015** (*Hoffmann und Campe*)
- 3 (1) **Pascal Voggenhuber**: Zünde dein inneres Licht an (*Giger*)
- 4 (4) **Hape Kerkeling**: Der Junge muss an die frische Luft (*Piper*)
- 5 (–) **Philipp Oehmkne**: Die toten Hosen (*Rowohlt*)
- 6 (6) **Guido M. Kretschmer**: Eine Bluse macht noch keinen Sommer (*Edel*)
- 7 (5) **Karoline Arn**: Elisabeth de Meuron von Tschärner (1882–1980) (*Zytglogge*)
- 8 (–) **Attila Hildmann**: Vegan to go (*Becker-Joest-Volk*)
- 9 (7) **Rolf Dobelli**: Fragen an das Leben (*Diogenes*)
- 10 (9) **Wilhelm Schmid**: Gelassenheit (*Insel*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

### Apropos: Gurlitt

Das Kunstmuseum Bern wird allseits gelobt für seinen Entscheid, die geerbte Gurlitt-Sammlung anzunehmen, die umstrittenen Werke aber in Deutschland zu belassen. Was an seinem Duckmäuservorgehen positiv sein sollte, bleibt schleierhaft. Selbstverständlich muss die Herkunft der Bilder abgeklärt und die Raubkunst den rechtmässigen Eigentümern zurückgegeben werden. Dieser Prozess dauert aber Jahre. Die Bilder solange in Deutschland einzulagern, bringt niemandem etwas. Bis zur allfälligen Restituierung hätte man das Paul-Klee-Zentrum leer räumen und die Sammlung möglichst vollständig zeigen können. Auf Schautafeln hätte man auf die unschöne Geschichte der Bilder hinweisen können. Die Ausstellung wäre eine Sensation geworden. (rb)

## Literatur

# Kartograf der Ängste

Stephen King schreibt voluminöse Romane über die Albträume der Konsumgesellschaft – und wird dafür sogar zunehmend gelobt.  
Von **Wolfram Knorr**

So richtig ist seinen Menschen nicht zu helfen, diesen Mittelmass-Mittelständlern, den Kindern der Wohlstandsgesellschaft, die, behaglich gebettet zwischen den Errungenschaften der Technik, sich rundum geborgen fühlen – und dennoch weder mit sich noch miteinander klarkommen und voller Ängste sind. Also ganz normale Zeitgenossen, nur stammen sie aus dem unheimlichen Universum des Bestsellerautors Stephen King, 67. Dessen gewaltiges Œuvre umfasst um die siebzig Romane und Short-Story-Sammlungen sowie etwa zehn weitere Bücher unter dem Pseudonym Richard Bachman. Und in allen ist der Teufel los, der aus allen Ritzen kriecht, selbst aus denen, die der Rationalismus eigentlich längst gekittet hat.

Lange galt King, dem die voluminösen Werke aus dem Schreibcomputer purzeln wie Pingpongbälle aus einer Lottotrommel – jeder Wurf ein Gewinn –, als Schundautor. Wer so schnell produziert, kann, nach akademischer Vorstellung, kein seriöser Schreiber sein. Sein Universum ist ein Geisterbahn-Rummelplatz, ein Zerstreungs- und Genussrevier, ein «Joyland» (so der Titel eines Romans); es ist alles andere als ein Ort, an dem seriöse Autoren ihr Weltbild schulen. King hat das Vorurteil selbst mit der Äusserung zementiert, seine Bücher seien «das literarische Äquivalent eines Big Mac mit einer grossen Portion Pommes».

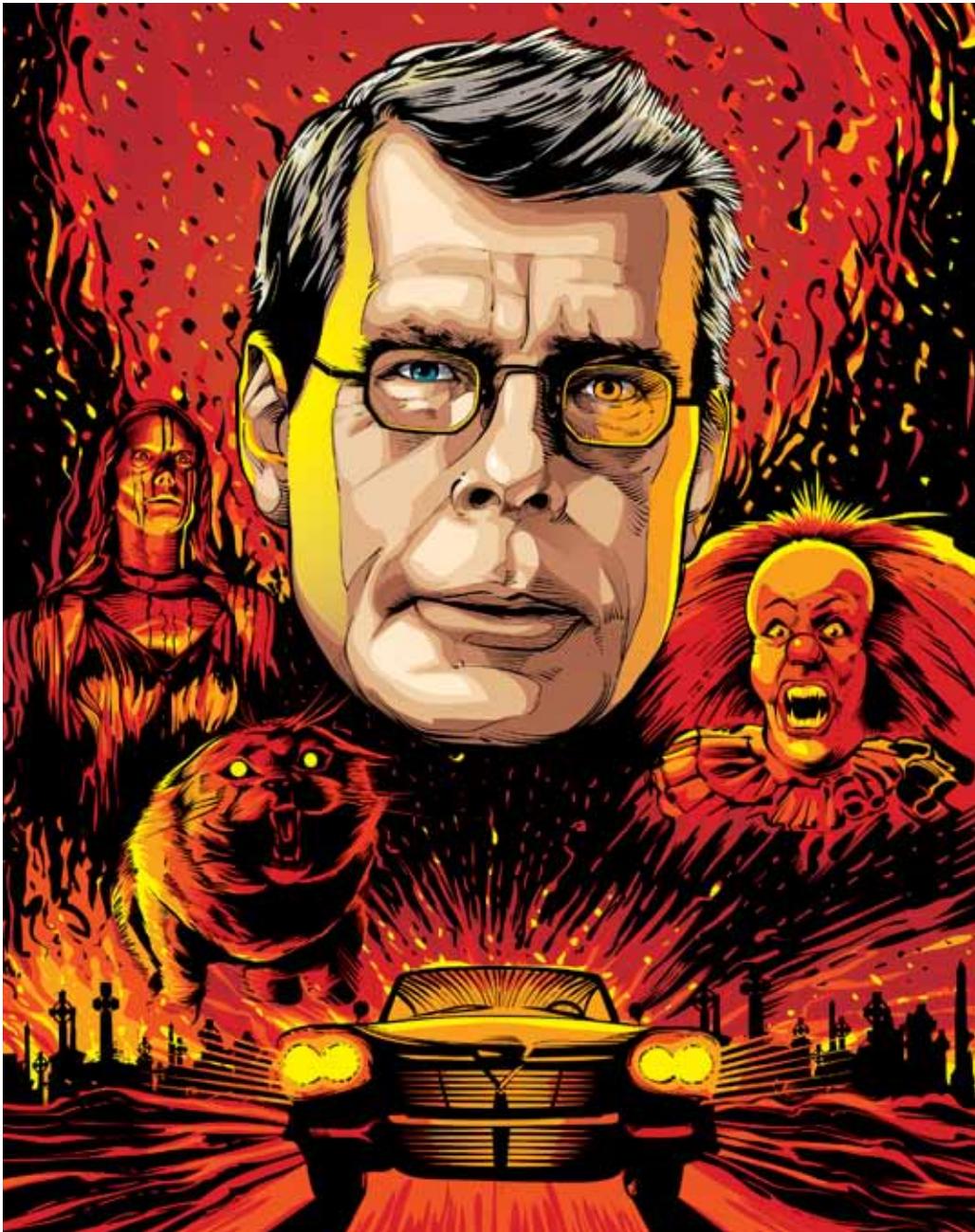
### Wohlstands-Dorado gerät in Schiefelage

Nur ist das, mal abgesehen von Kings Selbstironie, keineswegs abwertend zu verstehen. Fast-food ist auf dem Rummelplatz nun mal die gängige Nahrung jener Generation, die in den Errungenschaften des Konsums ihren wesentlichen Lebenswert sieht und alle anderen, nicht käuflichen Werte ignoriert. Wehe aber, das Vergnügen klappt mal nicht, die Geisterbahn bleibt mal stecken, dann geht das Sicherheitsgefühl ganz schnell baden und das Sinn-, Werte- und Normenvakuum wird zur Einfallsschneise tiefsitzender, bloss verdrängter Ängste. Bei King nistet der Horror folgerichtig in der ganz banalen Welt des Habens, der Verdinglichung von allem. Seine Figuren lassen sich vom Konsum verzaubern, sehen in ihm ein Paradies der Selbstbefriedigung, das sie nie in Stich lässt. Es ist ihr irdisches Jenseits. Beim kleinsten Defekt allerdings gerät ihr Wohlstands-Dorado in eine Schiefelage, und schon purzeln sie, verlieren die Fassung. Stephen King ist der präziseste Kartograf der Ängste einer säkularen Überflussgesellschaft.

In seinem jüngsten Roman, «Revival» (2014), wird ein grundsolider Methodistenpfarrer durch einen grausamen Schicksalsschlag aus der Bahn geworfen: Frau und Sohn kommen bei einem schauerlichen Verkehrsunfall ums Leben. Der junge Geistliche reagiert das für ihn Unfassbare vor seiner entgeisterten Gemeinde in einer vor Hass auf Gott und die höheren Werte rasenden Philippika ab. Allein diese Vernichtungs-Suada auf den Glauben ist schon die Lektüre von «Revival» wert. Und wie bei Nietzsche, der mit dem «Tod Gottes» zugleich Lebenssteigerung, Erleichterung, Befreiung konstatierte, findet auch der Pfarrer ein neues Lebenselixier in der Magie, mit der er Kranke gesund zu machen verspricht. Dabei bläst er das magische Brimborium auf wie einen Ballon, bis er platzt. «Revival» hat aber noch eine zweite Erzählebene im Ich-Erzähler Jamie Morton, welcher der Story eine weitere Perspektive eröffnet. Vertraute Wirklichkeit zu durchlöchern, sie als eine Folge von Trugbildern zu entlarven, gehört zu Kings raffinierter Erzähltradition.

Der gerade in deutscher Übersetzung erschienene «Mr. Mercedes» beginnt mit einer Höllenfahrt anderer Art als «Revival»: Noch in tiefer Nacht finden sich beim City Center einer wirtschaftlich gebeutelten Stadt Scharen von Arbeitslosen ein, in der Hoffnung auf einen Job; auch eine junge Mutter mit ihrem Baby ist darunter – da rast ein silberner Zwölfzylinder-Mercedes S 600 in die Menschenmenge und richtet ein grässliches Blutbad an. Der Kerl am Steuer hat die Protzkiste bewusst in die Arbeitslosengruppe gesteuert, um das «Pack» zu dezimieren. Er heisst Brady Hartsfield, ist Ende zwanzig, wohnt bei seiner Mutter, einer Alkoholikerin, hat zwei Jobs und will wer sein, Macht haben, Angst und Schrecken verbreiten. Deshalb fordert er den Ex-Cop William Hodges heraus, mit provozierenden Briefen, in der Hoffnung, der beknackte Rentner gebe sich den Schuss. Brady ist ein krankhafter Fan von sich selbst und den Social Media, dieses neuen erregenden Paradieses der Selbstbefriedigung.

Verglichen mit anderen Romanen ist «Mr. Mercedes» ein Thriller und von jener Schwäche, an der einige seiner Romane krankt: zu lang. Und dennoch gelang ihm anhand der Figur des jungen Killers das Psychogramm jenes auf enthemmten Genuss programmierten Selbstdarstellungsnarzissten, geprägt von den Medien, dieser öffentlichen Couch, auf der man sich blamieren, beschimpfen und feiern lassen kann. Er ist ein Produkt des deformierten öffentlichen



«Literarisches Äquivalent eines Big Mac»: Bestsellerautor King.

Raums, einer Wirklichkeit, die es nicht mehr bei sich aushält und in den Wahnsinn ausweicht.

King zu lesen, lohnt sich. Auch seine älteren Werke sind literarische Zeitzeugnisse, inspiriert von Poe und Lovecraft und geprägt von Motiven, die auf persönliche Erfahrungen zurückgehen: Alkohol- und Drogensucht, Auto-unfall, Liebe zur Kleinstadt, Angstschübe.

Die wichtigsten der wiederkehrenden Muster:

**Auto.** In «Cujo» (1981) wird es zum poeschen Albtraum: Eine Mutter und ihr Kind werden in brütender Hitze in ihrem Wagen buchstäblich eingeschweisst. In «Christine» (1984) übernimmt ein 54er Plymouth Fury die Macht über seinen jugendlichen Besitzer. In «Der Buick» (2002) wird die Karre zur tödlichen Falle. In «Mr Mercedes» wird der Wagen zur Waffe.

**Alkohol.** Er sorgt, wie das Auto, für Genuss, aber die Dämonen lauern. «The Shining» (1977) ist das Porträt eines im Wahn versinkenden

Alkis. In «Dolores» (1993) tötet eine gleichnamige Frau den Vater ihrer Tochter, einen brutalen Trinker. In «Doctor Sleep» (2013), der «Shining»-Fortsetzung, geht's um Alkohol wie in anderen Storys.

**Clown.** Das Böse, der Horror, zeigt sich in der Lachfigur, die jedes Kind aus dem Zirkus kennt. Aber der Clown kann auch höchst beunruhigend wirken. Um diese Angst-Komik geht es in «Es» (1986); auch in «Joyland» (2013).

**Frauen.** Sie sind ziemlich rabiat. In «Sie» (1987) gerät ein Schriftsteller durch einen Auto-unfall in die Fänge einer Krankenschwester. Die ist ein Fan und verlangt nun die Fertigstellung eines Buchs nach ihren Vorstellungen. Mütter sind der pure Terror («Carrie» [1974], «Dolores», «Mr Mercedes»). In Kings Meisterstück «Love» (2006) verweigert eine Dichterwitwe gierigen Professoren die Sichtung des Nachlasses.

**Kinder.** Sie sind Aussenseiter. In «Carrie», Kings Erstling, entwickelt die Heldin telekine-

tische Fähigkeiten. In «Brennen muss Salem» (1975) rächt sich ein Junge an seiner Heimatstadt. In «Feuerkind» (1980) wird ein telepathisch begabtes Mädchen vom FBI traktiert. In der Novellensammlung «Frühling, Sommer, Herbst und Tod» (1982) gerät ein Dreizehnjähriger («Der Musterschüler») in eine diabolische Beziehung zu einem Naziverbrecher, und in «Die Leiche», besser bekannt als «Stand by Me», suchen vier Knaben einen vermissten Freund. Zahlreich sind die Storys mit Heranwachsenden. Aktuell (durch den Film «The Hunger Games») ist «Todesmarsch» (1987), unter Richard Bachman veröffentlicht. Für einen weltweit übertragenen Wettkampf werden männliche Jugendliche zur Teilnahme an einem mörderischen Marsch gezwungen.

**Kleinstadt.** Die Provinz ist Kings Topos. Sie ist überschaubar und kann Typisierung und Sozialisation einer Gesellschaft plastisch vermitteln. Im «Castle Rock»-Zyklus, der mehrere Romane und Kurzgeschichten umfasst, ist die fiktive Gemeinde Castle Rock der Stadt Bangor in Maine nachempfunden (King lebt in Maine). In «Die Arena» (2009), unter dem Titel «Under the Dome» als TV-Serie bekannt, wird die Kleinstadt unter einer mysteriösen Glaskuppel isoliert. Wie unter einem Brennspiegel treten die Kehrseiten der netten Gemeinde hervor.

**Zeit.** Wenn nichts mehr sicher ist, die Wissenschaft alles zur Spekulation erklärt, steht auch die Zeit frei zur Verfügung. In «The Dead Zone» (1981) holt ein Hellseher die Zukunft in die Gegenwart, in «The Langoliers» (1990) sind Vergangenheit und Zukunft verfügbar, und in «Der Anschlag» (2011) kann einer durch ein Zeitloch in die Vergangenheit blicken. Diese Möglichkeit will er nutzen, um das Attentat auf John F. Kennedy zu verhindern.

**Schriftsteller.** Sie mäandern, ob als erfolgreiche, frustrierte oder illusionslose Spezies, durch die Storys. In «The Shining» tobt sich ein erfolgloser Romancier aus. In Kings ehrgeizigstem Roman, «Love», plagt der verstorbene Pulitzerpreisträger seine Witwe bei der Sichtung seiner Manuskripte. Das ist Horror anderer Art, der die *New York Times* sogar dazu brachte, King mit James Joyce zu vergleichen.

**Film.** «Meine Bücher», so King, «sind die Filme, die ich in meinem Kopf sehen kann.» Hollywood wollte, dass alle alles von ihm sehen. Kings Verhältnis zum Medium war lange gestört. Berüchtigt ist sein Zerwürfnis mit Stanley Kubrick, der «Shining» versaut habe. Auch mit anderen überwarf er sich, weshalb er mal selber die Regie übernahm und fürchterlich abstürzte. «Maximum Overdrive» (1986) – LKWs terrorisieren Menschen – ist ein Bulldozer des Peinlichen. Er weiss es, und er macht sich immer wieder mal darüber lustig («Mr Mercedes»).

**Stephen King:** Mr Mercedes. Heyne. 590 S., Fr. 36.40  
Revival. Heyne. 512 S., Fr. 32.90



«Alte Freyheit»: Engelberg und das Benediktinerkloster, um 1900.

## Geschichte

# Urschweizer Trötzeleien

Engelberg ist ein geografischer Sonderfall. Wie kam es dazu, dass die einstige Abtei dem Kanton Obwalden und nicht dem natürlichen Nachbarn Nidwalden zugesprochen wurde? *Von Peter Keller*

Wer nach Engelberg und auf den Titlis will, muss vorher ganz Nidwalden durchqueren. Obwohl der international bekannte Tourismusort zu Obwalden gehört, verbindet ihn keine gemeinsame Grenze mit seinem Heimatkanton. Eine geografische Anomalie, die mit handfesten Konflikten zu tun hat: Vor 200 Jahren wurde die ehemalige Abtei Engelberg endgültig Obwalden zugeschlagen. Die bereits aufgeleistete Fusion mit dem natürlichen Nachbarn Nidwalden scheiterte grandios. Vorausgegangen war ein Wechselspiel von Beleidigungen, Kämpfen und Trötzeleien.

Bis 1798 herrschte über Engelberg der Abt, die Benediktiner stellten das geistliche und weltliche Oberhaupt der Talschaft. Dann

kamen die Franzosen. Wie ein morsches Dominospiel kracht Ende des 18. Jahrhunderts die alte Eidgenossenschaft zusammen. Die Orte sind unfähig, einander zu Hilfe zu eilen – vor

## Es folgt eines der grausamsten Massaker der Schweizer Geschichte überhaupt.

allein auch deswegen, weil sich weite Teile der Bevölkerung und die Führungsschicht voneinander entfremdet hatten.

Nach Vorgaben Frankreichs wird die Helvetische Republik errichtet. Die kantonale Selbstbestimmung muss einem zentralistischen Staat

weichen, an dessen Spitze eine nationale Regierung (Direktorium) und ein nationales Parlament stehen. Und die Innerschweiz? Aus Zug, Uri, Schwyz, Ob- und Nidwalden wird der Kanton Waldstätte gebastelt. Nicht ohne Hintergedanken: Man will so die Stimmkraft jener Orte schwächen, die der neuen Republik ablehnend gegenüberstehen.

Nun sollen die rebellisch gesinnten Bauern auch noch einen Bürgereid leisten. Nidwalden verweigert sich. Die einflussreiche Geistlichkeit macht erfolgreich Stimmung gegen die – ihrer Meinung nach – gottlose Verfassung. Am 29. August 1798 lehnt die Landsgemeinde die Helvetik und damit auch den Eintritt zum Kanton Waldstätte ab. Während die Franzosen in

anderen Gebieten als Freiheitsboten begrüsst wurden, sehen die Nidwaldner in ihnen Feinde ihrer Selbstbestimmung.

Die militärische Strafaktion lässt nicht lange auf sich warten. Das Direktorium holt Hilfe bei General von Schauenburg, einem Elsässer in Frankreichs Diensten. Schwyz kapituliert sofort, während sich Nidwalden unter einer Art Oberkommando des Kapuzinerpaters Paul Styger der französischen Armee entgegenwirft. Am 9. September marschiert Schauenburg schliesslich mit rund 10 000 Mann in das Ländchen ein. Was folgt, ist eines der grausamsten Massaker der Schweizer Geschichte überhaupt. Über 400 Tote, darunter Frauen und Kinder, sind zu beklagen. Kirchen, Kapellen und rund 600 Gebäude werden zerstört. Engelberg kommt glimpflich davon. Die Talleute waren den bedrängten Nidwaldnern nicht zu Hilfe geeilt, was das Klima zwischen den beiden Gemeinschaften noch prägen sollte.

### Gleichwertige Bürger

Der neue Zentralstaat bleibt allerdings ein fremdes, ungeliebtes Konstrukt. 1803 kommt Napoleon den Schweizern mit einer Verfassungsänderung, der Mediationsakte, entgegen. Eher unfreiwillig: Die Eidgenossenschaft ist ein ständiger Unruheherd. Nun erhalten die früheren Kantone ihre Souveränität zurück. Aber nicht alles wird rückgängig gemacht. Aus ehemaligen Untertanengebieten und zugewandten Orten entstehen sechs neue Kantone: St. Gallen, Aargau, Thurgau, Graubünden, Tessin und die Waadt.

Auch in Engelberg wird die alte Herrschaft nicht einfach wiederhergestellt. Die Mediationsakte hält fest, dass Engelberg «Unterwalden nid dem Wald einverleibt» bleibe. Und es folgt ein Zusatz, der entscheidend sein wird für die späteren Querelen: «Zwischen den Bürgern von Engelberg und denen des alten Kantons besteht kein Unterschied.» Mit anderen Worten: Nidwalden hat die Engelberger als gleichwertige Bürger zu behandeln. Was vorerst auch geschieht.

Nach dem Russlandfeldzug beginnt Napoleons Stern und damit auch seine Herrschaft rasch zu sinken. Schon im Januar 1814 versammelt sich in Nidwalden die Landsgemeinde und stellt die Zustände vor 1798 wieder her «nach den Grundsätzen der alten Freyheit». Kurz darauf tagt erstmals wieder der Landrat. Als die Engelberger Ratsherren zur Sitzung erscheinen, erhebt sich Obervogt Remigi Zelger und verlangt deren Entfernung. Schliesslich habe die Landsgemeinde – neuerdings wieder das oberste Organ – noch nicht über den provisorischen Anschluss Engelbergs verhandelt, und nach der wiederhergestellten Verfassung gehöre Engelberg nicht zu Nidwalden.

Der Engelberger Gemeindeammann und Rats herr Josef Eugen Müller stand sofort auf, legte seinen schwarzen Mantel ab und verliess mit seinen Kollegen den Saal. Im Landrat erhob sich ein Tumult, und die Mehrheit beschloss, die Herausbeförderten unverzüglich wieder hereinzurufen. Doch die Beleidigung sass zu tief: Müller, zuvor ein entschiedener Gegner der Autonomie, wurde zum erbittertsten Gegner Nidwaldens.

Rückblickend hatte Obervogt Zelger – streng rechtlich gesehen – nicht unrecht. Nur ging es ihm vor allem darum, die eher bundesfreundlich gestimmten Engelberger politisch auszusperren. Er und seine strikt auf Eigenständigkeit gesinnten Mitstreiter fürchteten, im Kanton würde sich sonst eine Mehrheit für den Bundesvertrag ergeben, den die Tagsatzung in Zürich gerade auszuhecken drohte. Dafür hatte man doch nicht den Blutzoll von 1798 geleistet und sich gegen die französische Besatzung aufgelehnt, um die eigene Unabhängigkeit gleich wieder an eine Zentralgewalt abzugeben.

und für sich selbst sorgen», wird im Klosterdorf protokolliert.

Schliesslich nimmt Engelberg den Bundesvertrag an. Die Tagsatzung schmeichelt, lockt, droht: Wenn Nidwalden ausserhalb des Bundes bleibe, so werde Obwalden «als der unter dem Namen Unterwalden bestehende dritte Urkanton mit Sitz und Stimme in der Tagsatzung

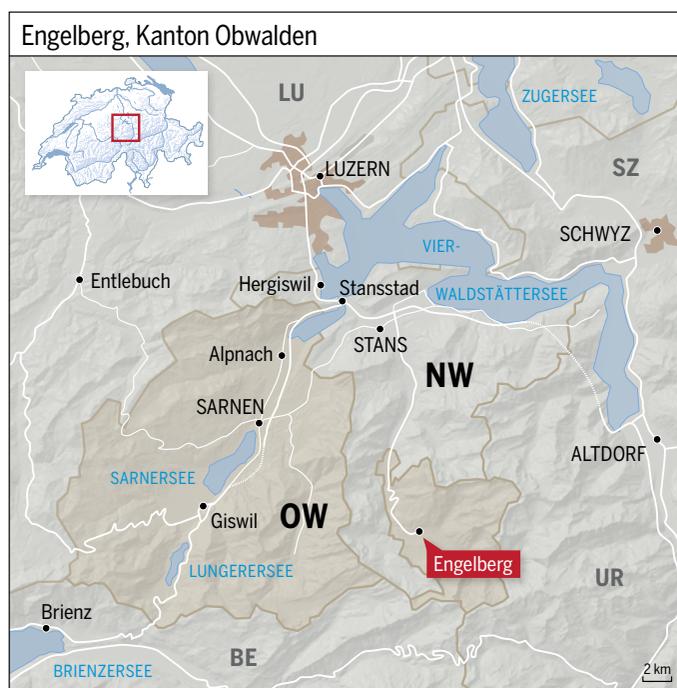
### Dafür hatte man sich doch nicht gegen die französische Besatzung aufgelehnt!

fortdauernd anerkannt». Und selbstverständlich werde dann auch Engelberg, das «an den Verirrungen Nidwaldens keinen Theil genommen», zu Obwalden übergehen.

Das ganze Zureden nützt nichts. Nidwalden bleibt bei seiner Haltung: Man werde keinem Vertrag zustimmen, der die Kantonssoveränität in irgendeiner Form schmälere. Die Tagsatzung zieht endgültig die Reissleine und schliesst Nidwalden offiziell aus dem Schweizerbund aus, auch «von den Vortheilen im Handel und Verkehr». Zu den wirtschaftlichen Sanktionen kommen die territorialen Konsequenzen: Engelberg wird Obwalden zugeschlagen. Schliesslich enthält der Tagsatzungsbeschluss noch einen politischen Sprengsatz: «In Beherzigung der bedauerlichen Lage mehrerer eidgenössisch gesinnter Gemeinden Nidwaldens», heisst es weiter, «trägt die Tagsatzung ihrer Commission auf, sich über die Mittel beförderlich zu berathen, wie solchen Gemeinden von Seiten der Eidgenossenschaft kräftiger Schutz verschafft werden könne.» Mit anderen Worten: Die Tagsatzung ruft indirekt zur Abspaltung auf.

### Bürgerkrieg droht

Namentlich in Hergiswil sind diese Pläne weit gediehen. Ein Bürgerkrieg droht. Dann geht es schnell: Am 17. August landen eidgenössische Invasionstruppen in Stansstad und marschieren gegen den Hauptort vor. Der Landrat wird aufgelöst, die Bauern entwaffnet. Eine Woche darauf stimmt die Landsgemeinde mit grossem Mehr dem Bundesvertrag zu. Nidwalden kommt glimpflich davon. Die verlorenen Tellensöhne werden wieder im Bund aufgenommen und dürfen künftig sogar als gleichberechtigte Vertretung Unterwaldens auftreten. Dafür verbleibt Engelberg bei Obwalden – seit nunmehr 200 Jahren.



Keine gemeinsame Grenze mit dem Heimatkanton.

Nun ist bereits Frühling 1815. Noch immer berät und verhandelt die Tagsatzung in Zürich über die Zukunft der Eidgenossenschaft, noch immer herrscht keine Einigung über die Ausgestaltung des Bundesvertrags, noch immer gibt Nidwalden keinen Millimeter nach. Der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht. Am 24. April wird im Landrat die Frage erörtert, ob man der bevorstehenden Landsgemeinde nicht zunächst den Antrag unterbreiten solle, abzuklären, ob die Engelberger überhaupt stimmberechtigt seien oder nicht. Wiederum fürchten sich die Separatisten vor einer drohenden Mehrheit für den Bundesvertrag. Die gezielte Grobheit erfüllt ihren Zweck. «Wenn Nidwalden dem allgemeinen Bund nicht beytreten will, wird sich Engelberg für getrennt halten

Der bearbeitete Text erscheint in: «200 Jahre Engelberg bei Obwalden», hrsg. v. Nicolas Disch. Buchverniissage: 5. Dezember 2014, Kursaal, Engelberg.

## Top 10

### Knorr's Liste

1	Deux jours, une nuit	★★★★★
Regie: Jean-Pierre und Luc Dardenne		
2	Gone Girl	★★★★★
Regie: David Fincher		
3	The Riot Club	★★★★☆
Regie: Lone Scherfig		
4	Pride	★★★★☆
Regie: Matthew Warchus		
5	Mr. Turner	★★★★☆
Regie: Mike Leigh		
6	Monsieur Claude und seine...	★★★★☆
Regie: Philippe de Chauveron		
7	The Hunger Games: Mocking...	★★★★☆
Regie: Francis Lawrence		
8	Schweizer Helden	★★★☆☆
Regie: Peter Luisi		
9	Interstellar	★★★☆☆
Regie: Christopher Nolan		
10	A Walk Among the Tombstones	★★★☆☆
Regie: Scott Frank		

### Kinozuschauer

1 (-)	The Hunger Games: Mockingjay	86 024
Regie: Francis Lawrence		
2 (1)	Interstellar	15 333
Regie: Christopher Nolan		
3 (2)	Dumb and Dumber To	9521
Regie: Bobby Farrelly		
4 (3)	Monsieur Claude und seine Töchter	8281
Regie: Philippe de Chauveron		
5 (-)	My Old Lady	5333
Regie: Israel Horowitz		
6 (4)	A Walk Among the Tombstones	4873
Regie: Scott Frank		
7 (7)	Mr. Turner	2373
Regie: Mike Leigh		
8 (9)	The Salt of the Earth	2328
Regie: Juliano R. Salgado, Wim Wenders		
9 (5)	The Maze Runner	2218
Regie: Wes Ball		
10 (-)	Schweizer Helden	1974
Regie: Peter Luisi		

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (7)	Der Hobbit – Smaugs Einöde (Warner)
2 (-)	Planet der Affen – Revolution (Fox)
3 (1)	Drachenzähmen leicht gemacht 2 (Fox)
4 (8)	Eiskönigin – Völlig unverfroren (Disney)
5 (3)	How I Met Your Mother – Season 9 (Fox)
6 (-)	Nymphomaniac Vol. I & II (Ascot Elite)
7 (4)	3 Days to Kill (Rainbow)
8 (-)	Das Schicksal ist ein mieser ... (Fox)
9 (10)	Maleficent – Die dunkle Fee (Disney)
10 (5)	Edge of Tomorrow (Warner)

Quelle: Media Control



Apokalyptische Reise ans Ende der Nacht: Lou Bloom (Jake Gyllenhaal) als «Nightcrawler».

### Kino

## Rinnstein-Hyäne

«Nightcrawler» ist eine bitterböse Abrechnung mit einer TV-Kultur, die immer enthemmter wird.

Von Wolfram Knorr

Wie dämmriges Treibgut stolcht Louis Bloom (Jake Gyllenhaal) rastlos durchs nächtliche Los Angeles, mit Rattengier auf Beutesuche. Dabei stolpert der Stromer mit dem gefräßigen Mund, den gierigen Augen und den eingefallenen hungrigen Wangen eines magenkranken Gourmets über zusammengekrachte Autos und die Polizei. Nicht die blutigen Opfer, nicht die Cops wecken sein Interesse, sondern ein wieselflinker Kerl namens Joe Loder (Bill Paxton), der seine Kamera auf Blut und Wunden hält, so dicht wie möglich. Ein sogenannter Nightcrawler, eine Rinnsteinhyäne, die Nacht für Nacht mit der Kamera durch die Stadt schnürt, auf der Pirsch nach Unfällen, Schiessereien, Bränden und anderen krassen Ereignissen, um die Kadaver wie Trophäen an TV-Morgennachrichten-Redaktionen zu verscherbeln.

Lou, dessen Lebensmaxime totale Skrupellosigkeit ist, erkennt mit seiner fixen Strassencleverness sofort eine ideale Erwerbsmöglichkeit, klaut ein Rennrad, tauscht es gegen einen Camcorder und Receiver, um den Polizeifunk abhören zu können, düst mit seiner Klapperkiste über die Highways zum erstbesten Crash, drückt sich mit Madenbeharrlichkeit an den protestierenden Bullen vorbei, richtet den Camcorder auf die offenen Wunden der Länderten, drängt sich ohne Hemmung Nina

(Rene Russo), der Nachrichtenchefin eines lokalen Senders, auf und schleimt ihr seine voyeuristischen Aufnahmen unter. Nina, mit roten Pfefferschotenlippen, hat ihre moralische Integrität längst in etwas Giftigeres als Gift verkokt, die Quote, und wird zur idealen Businesspartnerin. Bald will Lou mehr, manipuliert die Tatorte für attraktivere Bilder und greift schliesslich in einen Mordfall ein, alles für die Quote und das Geld. Damit setzt er Nina unter Druck, um in der Glotze, diesem Bandwurm im Gekröse des Kulturbauchs, aufzusteigen und zu kassieren. Einen kleinen Angestellten (Riz Ahmed) beseitigt er ruckzuck, weil er sein Geschäftsmodell zu stören versuchte. Am Ende ist er Herr einer Medienfirma.

«Nightcrawler», der Regieerstling des Drehbuchautors Dan Gilroy («The Bourne Legacy»), Bruder des Thrillerregisseurs Tony Gilroy («Michael Clayton»), ist eine apokalyptische Reise ans Ende der Nacht, der Albtraum einer Gesellschaft, die durch die Horrorgier der Medien denaturiert ist und Reptilien wie Lou und Nina züchtet. Ihr Wirkungsfeld ist eine Stadt, die nächtens wie zusammengescharte glühende Kohle leuchtet und an den anbrechenden Tagen wie flammendes Orange (Kamera: Robert Elswit). In einem solchen Klima blüht Lou zum giftigen Nachtschattengewächs heran. Schlaksig, derb, ein wenig ölig, aber immer von zynischer

Kaltschnäuzigkeit. So niederträchtig und abscheulich wie Gyllenhaal die Giftpflanze gibt, versteht es Gilroy, den Zuschauer zum Komplizen zu machen.

Gilroys Lou Bloom hat einen legendären Vorfahren in Kirk Douglas, der in Billy Wilders «Ace in the Hole» («Reporter des Satans», 1951) einen abgrundtief skrupellosen Ehrgeizling spielte, der von seiner New Yorker Zeitung gefeuert wird, tief in der Pampa bei einem Provinzblatt anheuert und den grossen Stoff wittert, als ein Höhlenkrabbler von Steinen eingeklemmt wird. Obwohl Douglas eine schnelle Rettung bewerkstelligen könnte, rührt er keinen Finger, um eine Sensationsreportage mit allem Herz-Schmerz-Drum-und-Dran daraus zu machen. Douglas brilliert als grosses Arschloch, und wohl deshalb wurde der Film ein Riesenflop. Auch wenn «Nightcrawler» auf den Filmfestspielen Toronto das Gesprächsthema war, könnte ihm ein ähnliches Schicksal blühen. ★★★★★

**Winter Sleep** — Die bizarre Felsskulpturenlandschaft Kappadokiens in Zentralanatolien, in der Nuri Bilge Ceylans jüngstes Opus spielt, könnte auch aus Shakespeares pastoraler Fantasiewelt «Wintermärchen» stammen. Wie der shakespearesche König Leontes verhält sich auch Aydin (Haluk Bilginer), ein bräsiger Gockel, der in dem unreal-surrilen Berggelände ein romantisch-rustikales Hotel



Von ewiger Aktualität: «Winter Sleep».

betreibt und sich in der Region wie ein kleiner König aufführt: überheblich, besserwisserisch – und eifersüchtig. Mit seiner schönen Frau Nihal (Melisa Sözen) und seiner frisch geschiedenen Schwester Necla (Demet Akbag) verwaltet er geerbte Besitztümer und schreibt wöchentlich im Provinzblatt eine Kolumne, die er wie ein Dekret verfasst. Aydins King-Lear-hafte Art nimmt mit Einbruch des Winters, Neclas Kritik an den Kolumnen und Nihals Versuch, allein ein lokales Wohltätigkeitsprojekt zu betreuen, bedrohliche Formen an.

Aydin wird mit jeder Kritik an seiner Person immer selbtherrlicher. Schritt für Schritt entpuppt er sich als Pascha alter Schule. Ein Macho mit Vermögen und Einfluss, zur Führung berufen, vor allem, wenn die beiden Frauen den eitlen Pfau in ihm erkennen und damit herausfordern. Nuri Bilge Ceylans («Once Upon a Time in Anatolia») über dreistündige furiose Männlichkeitswahn-Demontage ist vielleicht am treffendsten als Dialogthriller zu bezeichnen. Von Tschchow und Shakespeare inspiriert, liefert er eine Beziehungsschlacht der besonderen Art.

Ceylans Genialität (das Drehbuch schrieb er mit seiner Frau Ebru) offenbart sich im irrealen, winterlichen Ambiente, das aus strenger Bildsymmetrie erwächst; aber auch im magischen Erzählrhythmus und in dem sensiblen Umgang mit Emotionen, Verdrängungen, eingesperrten Gefühlen. Intellektuell hochgerüstet, geht Aydin auf die Frauen los, unerschöpflich sein Arsenal niederträchtiger Demütigungen, weil sein Königreich Risse bekommt, ein Mieter aufbegehrt, die Schwester ihn verspottet und seine Gattin nicht mehr die liebe Henne sein will. Natürlich sind derartige Konflikte nicht neu; aber weil sie hartnäckig in den Polstermöbeln bürgerlicher Wohnstuben nisten, bleiben sie von ewiger Aktualität. Und vor dem Hintergrund der Konflikte in der türkischen Gesellschaft, hat Ceylans Dialogfeuerwerk noch eine zusätzliche politische Dimension. ★★★★★

## Fragen Sie Knorr

Wie beurteilen Sie Andrei Tarkowski? Ich finde seine wassertriefende Filmsprache faszinierend, trotz oder vielleicht gerade wegen der symbolischen Verrätselungen.

M. J., Bern



Tarkowski gehört wie Stanley Kubrick zu den grossen Einzelgängern. Deren Filme zeichnen sich durch Masslosigkeit aus. Das ist wunderbar. Meiner Ansicht nach haben Tarkowskis frühe Filme wie «Iwans Kindheit», «Andrej Rubljow» und – mit Einschränkung – «Sola-

ris» noch eine visuelle und erzählerische Wucht. Was danach kam, ist für meinen Geschmack nur noch wassertriefend. Da hebt er ab in verkopfte, nur noch dunkle und mystische Sphären. Anhänger sprechen deshalb bebend von «Film als Philosophie». Da würde ich zu gerne wissen, was das ist. Seine surreal-grausamen Albtraum-Fantasien (in «Stalker» etwa) mögen optisch toll sein, aber mehr als ein «Grübel, grübel» à la Donald Duck lösen sie bei mir nicht aus.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Jazz

# Melodien wie Salz und Seide

Von Peter Rüedi

Einer der populären Irrtümer in der Auffassung der menschlichen Natur ist die Vorstellung, diese sei unheilbar zweigeteilt durch einen Riss zwischen Kopf und Bauch, Vernunft und Sinnlichkeit, Geist und Trieb. Wo doch die Hirnforschung längst weiss, dass auch Gefühle im Kopf entstehen oder, andersrum, dass wir auch mit Körperteilen denken, denen man solches am wenigsten zutrauen würde. «Das Fleisch hat seinen eigenen Geist», sagte einst Frank Wedekind, dieser verzweifelte Prophet oder Trauerredner einer durch den Intellekt versklavten Sinnlichkeit. Der Satz hatte Keith Jarrett sehr eingeleuchtet, wie er einmal davon sprach, mit welcher Verwunderung er zuweilen beobachte, was seine linke Hand so alles ohne sein Zutun anstelle.

In einem anderen Sinn ist der Klarinettist Louis Sclavis ein einleuchtender Beleg für die Unteilbarkeit von Intelligenz und Emotionalität. Seine Erfindungen beschäftigen alle Sensoren eines wachen Zuhörers, oder anders gesagt: Sie sind auf mehreren Ebenen wahrzunehmen – der einer mehr oder weniger abstrakten Analyse und der des unreflektierten puren Vergnügens. Sie sind kunstvoll und raffiniert, und sie «fahren ein» (wie gute Volksmusik). Sclavis' jüngste CD, wie die zuvor («Sources») mit dem Gitarristen Gilles Coronado und Benjamin Moussay an den Keyboards eingespielt, aber erweitert um den iranischen Perkussionisten Keyvan Chemirani, hat den schönen Titel «Silk and Salt Melodies». Der erinnert an alte Seiden- und Salzstrassen, Marco Polos Handelswege, und tatsächlich sagt der aus Lyon gebürtige Musiker (er hatte seinerzeit mit anderen Bartóks Begriff der «folklore imaginaire» für den Jazz wiederbelebt), er habe an eine «imaginäre nomadische Reise auf zentralasiatischen Routen» gedacht, aber auch an eine Reise «weg vom Jazz und zurück zu diesem». Jenseits solchen Überbaus, sozusagen mit den Ohren des Bauchs gehört, ist dies einfach blitzgescheite, mit- und hinreissende Musik, mal abstrakter konstruiert, mal meloman gesungen. Sie fährt jedenfalls gleichermassen in den Kopf und in die (eher tanzenden als marschierenden) Füsse.



**Louis Sclavis:**  
Silk and Salt Melodies.  
ECM 2402 3786537

# Sternstunde ohne Glanz

Grosse Namen, aber viele leere Plätze im Zürcher Opernhaus; Rolf Hiltl in der «Boucherie Au Gust». Von Hildegard Schwaninger



Musikalischer Höhepunkt: Strauss-Oper «Frau ohne Schatten» in Zürich.

Verliert das Zürcher Opernhaus an Glanz? Wer am Samstagabend in die Aufführung der wiederaufgenommenen Richard-Strauss-Oper «Frau ohne Schatten» ging, erlebte eine Sternstunde. Doch es war eine Sternstunde ohne Glanz. Evelyn Herlitzius, die heute wohl grösste Sängerin ihres Fachs (dramatischer Sopran), gab ihr Zürcher Debüt, und der Intendant war nicht im Haus. Natürlich sass Sophie de Lint in der Loge, welche zu Zeiten Pereiras die Intendantenloge war, aber dass Andreas Homoki fehlte, irritierte doch. Sophie de Lint ist Operndirektorin und damit wichtigster Mensch im Haus. (Diese Position gab es bei Pereira nicht, er machte das selber.) Sie engagiert die Sänger, sie feuert die Sänger, sie macht die Besetzungen. Was macht eigentlich Herr Homoki? Er inszeniert. Wir sind nicht Alexander-Pereira-Nostalgiker (nach 21 Jahren, die er Intendant war, war es höchste Zeit für einen Wechsel), aber dennoch: Bei ihm wäre dieser Abend, der ein musikalisches Highlight war, auch ein gesellschaftliches Highlight gewesen. Mit Handkuss, Kniefall, Blumen, dem ganzen Charmeoffensive-Programm.

Samstag war, obwohl musikalisches Ereignis – Bassbariton Thomas Johannes Mayer als Barak gab sein Opernhaus-Debüt, und der Dirigent Peter Tilling sprang für Generalmusikdirektor Fabio Luisi (der aus familiären Gründen abgesagt hatte) ein –, ein ganz normaler Opern-

abend. Trotz der Bemühungen ums junge Publikum (Stichwort: Club Jung) sah man wenig strahlend schöne Jugend, eher gesetzte Ehepaare. In einer Loge sassen Regierungsrätin Ursula Gut, alt Stadtrat und Tonhalle-Präsident Martin Vollenwyder und seine Frau Susanne Bernasconi. Viele Plätze blieben leer. Trotz der Anstrengungen der Marketing-, Werbe- und PR-Abteilung, die heute dreimal so viele Leute beschäftigt wie unter Pereira. Ein Jammer! Das Publikum, das da war, jubelte. Die Bravo-Rufe wollten nicht enden.



Zürcher Debüt: Sopranistin Herlitzius.

Evelyn Herlitzius wird wiederkehren. Im Juni und September 2015 singt sie die Elektra. Ihr Debüt am Zürcher Opernhaus war grossartig. Der Intendant hat etwas verpasst.

Es war der erste Abend der Weihnachtsbeleuchtung an der Bahnhofstrasse, die Stadt entsprechend belebt. Am Rennweg im Hotel «Widder» wurde das Restaurant «Au Gust» eröffnet. Wo vorher das Hemden-geschäft Fil à fil war, das in den Jelmoli zog, und der Juwelier Devon, der jetzt vis-à-vis dem Hotel «Widder» ist, ist jetzt die «Boucherie Au Gust». Die Gäste standen Schlange; 610 Geladene wurden vom Direktionsehepaar Jan E. und Regula Brucker begrüsst, sie drängten sich in allen Räumen des Hotels, von den Suiten bis in die «Widder Bar», dem Eldorado für Jazzfans.

Die Neugierde trieb einen – ein Glas Prosecco in der Hand (es gab Prosecco, nicht Champagner!) – ins «Au Gust». Unter den schweren Schinken, die von der Decke hängen, kostete man vom Jamón Ibérico, vom Tatar von Hirsch und Rind, von den feinen Pasteten und staunte über die riesigen Würste in gigantischen Pfannen. Wienerli, Cipollata, Fleischkäse, es wurde kräftig zugegriffen. Das Restaurant ist ein klares Bekenntnis zum Fleisch. Wie ein Alien wirkte da Rolf Hiltl, der Vegetarier-King («Hiltl», «Tibits»), der neuerdings ein Tierliebe-Statement setzt, das in seiner Radikalität schon Brigitte-Bardot-Dimensionen hat: Pelzträgern wird der Eintritt in seinen «Hiltl»-Club verwehrt. Viele Gastrounternehmer waren auf Werkspionage: Nico Maeder, der in der «Bäregasse» jeden Montagabend



Über 600 Gäste: Regula und Jan E. Brucker.

die besten Burger serviert, Fritz Wehrli, der in der «Blauen Ente» jeden ersten Montag im Monat Weisswürste serviert («Montagsente»), Christian Frei, der im Hotel «Ascot», das jetzt der Fifa gehört, das beste Roastbeef vom Wagen und das beste Clubsandwich anbietet. Man sah Hotelier Jörg Arnold, der immer Mittwoch- bis Samstagabend einen Racletteofen vor das Hotel «Storchen» stellt und so das Wallis nach Zürich holt; Tina Candrian, verantwortlich für PR im Familienunternehmen Candrian Catering, Galerist Christophe Guye, Hotelier Emanuel Berger, Catering-Unternehmer Franz Rhomberg (Franzoli).

## Im Internet

www.schwanagerpost.com

## Vergrösserte Liebe

Die Schmuckdesignerin Meri Barber, 44, und der Werbefachmann Kody Brown, 47, sind seit fünfundzwanzig Jahren verheiratet. Kody hat allerdings noch drei weitere Frauen. Teil 1



**Perfekte Organisation:** Kody Brown, Ehefrauen.

**Meri:** Wir sind Mormonen, und unserer Ansicht nach ist die Vielehe ein wichtiger Bestandteil unseres Glaubens. Meinen Ehemann hatte ich nur einige Jahre für mich allein. Dann kamen Janelle und Christine dazu und vor fünf Jahren auch noch Robyn. Da ich selbst mein Leben lang mit Fruchtbarkeitsproblemen zu kämpfen hatte, bekamen wir nur eine einzige Tochter. In der Zwischenzeit ist die Kinderschar riesig, und zwei Mädchen leben in meinem Haus: damit ich nicht so deprimiert sei, sagten die anderen Schwesterehefrauen. Kody's vierte Frau, Robyn, bot uns kürzlich sogar an, als meine Leihmutter zu agieren, aber mein Mann wollte im Endeffekt nicht.

**Kody:** Manche Männer sagen: «Mir reicht schon eine Ehefrau», und die Vorstellung von vier Frauen, die sich quasi einen Mann teilen müssen, treibt ihnen Schweissperlen auf die Stirn. Andere haben frivole Vorstellungen von einer solchen Konstellation: Bei dieser Lebensform geht es allerdings nicht um Harem-Orgien, sondern um eine perfekte Organisation und darum, dass alle Beteiligten in dieser Situation ihre Zufriedenheit finden. Im Idealfall unterstützen sich die Frauen gegenseitig, auch in der Erziehung der Kinder. Die Vielehe verlangt vom Mann vor allem, dass er sich gerecht und diplomatisch verhält und nieman-

den bevorzugt: Sonst ist automatisch Feuer unter dem Dach. Ich sage immer: «Die Liebe teilt sich nicht, sie vergrössert sich.»

**Meri:** Die Wahl der anderen Frauen fand in enger Absprache mit mir und später mit den dazugekommenen Frauen statt. Vielen Männern fällt es anfänglich schwer, sich eine zweite Frau zu nehmen, weil ihr Herz an der ersten Frau hängt. Es ist aber eine Verpflichtung, die uns Gott auferlegt hat. Eine neue Partnerin muss Teil eines Verbundes werden, der zusammenhält und stark ist. Sie muss von den anderen Frauen voll und ganz akzeptiert werden und sich ihnen gegenüber loyal verhalten. Und das Allerwichtigste: Sie darf den Mann nicht für sich allein wollen.

**Kody:** Geldsorgen und siebzehn Kinder, die einander nicht immer mögen und um die Aufmerksamkeit des Vaters buhlen, gehören zu den Herausforderungen unseres Alltags. Das Einteilen der Zeit und die Eifersucht sind weitere Themen, die für Stress unter den Frauen sorgen können. Ich versuche, diese Probleme mit Liebe, Geduld und Transparenz zu lösen. Offiziell bin ich nur mit meiner ersten Frau Meri verheiratet, da die Vielehe auch in den USA gesetzlich nicht erlaubt ist, von manchen religiösen Sekten und der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage jedoch öfter praktiziert wird, als man denken könnte.

**Meri:** Zur Entspannung trug bei, dass wir vor einem Jahr in zusammenliegende Häuser ziehen konnten. Das sogenannte «Übernachtungsgepäck» von Kody verbrannten wir in einem Ritual, weil er all seine Frauen und Kinder jetzt erreicht, ohne lange Autofahrten zurücklegen zu müssen. Unsere Söhne und Töchter haben teilweise riesige Altersunterschiede. Es gibt Babys, Kleinkinder und unzählige Jugendliche im Haus. Natürlich ist der Lärmpegel oft unerträglich, die Kühlschränke sind immer leer, und nicht alle Kinder sind in dieser Situation emotional komplett glücklich. Allerdings sagen wir immer: Unter dem Strich kämpfen wir mit ähnlichen Teenagerproblemen wie andere Eltern auch. Mit dem Unterschied, dass bei uns immer mehrere Erwachsene am gleichen Strick ziehen.

Teil 2 lesen Sie in der nächsten *Weltwoche*.

«Alle meine Frauen»: Montag, 20.15 Uhr (auf TLC).

Protokoll: Franziska K. Müller

## Federspitze

Von *Andreas Thiel* — Auch eine spitze Feder hat ein leichtes Ende.

**Anwalt:** Weshalb greifen Sie Mohammed und seine Gotteskrieger an?

**Thiel:** Sie meinen, man soll die Krieger in Frieden lassen?

**Anwalt:** Immerhin sind es Gotteskrieger.

**Thiel:** Das kommt daher, dass Ihr Prophet kein Friedensapostel war.

**Anwalt:** Vielleicht. Aber ist es nicht gefährlich, darüber zu reden?

**Thiel:** Ich finde es gefährlicher, darüber zu schweigen.

**Anwalt:** Haben Sie denn nicht Angst davor, erschossen zu werden?

**Thiel:** Wieso sollte ich? Ich bin Buddhist. Wenn Sie mich erschiessen, dann komme ich ja wieder.

**Anwalt:** Aber Sie könnten mit Ihrer Korankritik religiöse Gefühle verletzen.

**Thiel:** Wenn ich den Kannibalismus kritisiere, verletze ich dann die religiösen Gefühle von Kannibalen? Wenn ich Tieropfer verteufle, verletze ich dann die religiösen Gefühle von Satanisten? Und müsste ich mich als Vegetarier nicht von jedem, der in eine Wurst beisst, in meinen religiösen Gefühlen verletzt sehen?

**Anwalt:** Ist Religion nicht einfach eine Herzensangelegenheit?

**Thiel:** Bei manchen scheint es eher eine Angelegenheit der Galle zu sein.

**Anwalt:** Und wenn Sie sich irren, und Mohammed tatsächlich der Gesandte Gottes war, wie er immer behauptete?

**Thiel:** Dann bin ich ein Kamel und gehe durch ein Nadelöhr.

**Anwalt:** Sie sind ein Narr.

**Thiel:** Die Aufgabe des Narren ist es, den Menschen einen Spiegel vorzuhalten. Und wenn einem das, was man sieht, nicht gefällt, dann kann doch der Spiegel nichts dafür. Wenn man den Überbringer einer schlechten Nachricht bestraft, kann man gleich bei Regen die Wetterfee erschlagen.

**Anwalt:** Sie sehen sich als politische Wetterfee?

**Thiel:** Wie wär's mit Wetterprophet?



**Andreas Thiel**, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Perfektion und Klasse

Von Peter Rüedi



Es gibt Superlative, die sich der geneigte Weinfreund ab und zu ins Bewusstsein rücken sollte. Nicht, dass er ständig das Nonplusultra im Auge respektive in der Kehle haben müsste. Wer immer am obersten Ende des Massstabs trinkt, dem kommt der Sinn für Verhältnismässigkeit ebenso abhanden wie im gegenteiligen Fall. Allein, eine wahre Ahnung vom Potenzial der Merlot-Traube verschafft nur ein grosser St-Emilion oder Pomerol, die von einem Cabernet in Vollendung ein grosser Margaux oder Pauillac, die von einem magistralen Pinot noir nur ein toller Burgunder – es müssen nicht gleich Pétrus, Margaux oder Domaine de la Romanée-Conti sein. Wie der als Allerweltsw Wein geschmähte Chardonnay eigentlich gemeint ist, vermittelt nun einmal nur ein grosser weisser Burgunder, und es muss nicht ein Corton-Charlemagne von Coche-Dury sein. Wer allerdings einmal die Apotheose der Sorte Sangiovese erleben will, greift nicht einfach zu einem klassischen Chianti, sondern zu einer Flasche Cepparello von Isole e Olena. Das sangiovesische Nonplusultra ist die erste Etikette des toskanischen Musterguts, ein Wein, den der Pionier Paolo de Marchi ungleich anderen supertoskanischen Prunkstücken nicht aus internationalen Sorten und in möglichst grosser Annäherung an geschmackliche Vorgaben aus dem Bordelais baut, sondern zu hundert Prozent aus einheimischem Gewächs (damit allenfalls vergleichbar mit Pergole Torte von Montevertine, einer anderen toskanischen Ikone). De Marchi sucht nicht die erschlagende konzentrierte Power (dafür wäre Sangiovese auch nicht das richtige Ausgangsmaterial), sondern Raffinement, die Kunst des harmonischen Gleichgewichts von fabelhaft würzigen, floralen Fruchtnoten, weichen Tanninen, nicht aufdringlichem Holz. Ein rassiger, frischer Wein mit eindrücklicher Länge und grossem Finish. Auch im nicht ganz leichten Jahr 2011. Wo Robert Parker recht hat, hat er recht. Vom Cepparello sagte er einmal, er sei «der Haut-Brion der Toskana». Das meinte nicht das Geschmacksprofil, sondern Perfektion und Klasse der Machart.

Isole e Olena: Cepparello 2011. 14,5%.  
Fr. 64.80. Arvi, Melano. www.arvi.ch

## Land der Küche

Nirgendwo ist der Weg zum nächsten Sternerestaurant so kurz wie in der Schweiz. Die Sitten werden zum Glück lockerer. Von David Schnapp



Niveau und Lockerheit: Fabian Fuchs («Sankt Meinrad»), Cornelius Speinle («Huuswurz»), ...



... Fabian Spiquel («Maison Manesse»), Christian Geisler («Kunsthof»).

Im neuen «Guide Michelin», der Bibel des Guten Geschmacks, welche diese Woche für 2015 herausgekommen ist, gibt es 18 Schweizer Restaurants, die neu mit einem Stern ausgezeichnet sind. Ein Stern bedeutet: «Eine sehr gute Küche, welche die Beachtung des Lesers verdient», und bemerkenswert ist, dass es sehr viel mehr Restaurants mit dieser Auszeichnung gibt als noch vor fünf Jahren. «Wir haben eine Steigerung um vierzig Prozent in diesem Bereich», sagt Ralf Flinkenflügel, der Chefredaktor des «Michelin». 96 Restaurants mit einem Stern gibt es in der Schweiz, dazu 19 mit zwei Sternen («Eine hervorragende Küche – verdient einen Umweg») und 2 mit drei Sternen («Eine der besten Küchen – eine Reise wert»). Damit ist die Schweiz das Land mit den meisten Sternen pro Einwohner, oder: Nirgendwo auf der Welt ist der Weg zum nächsten hervorragenden Restaurant so kurz wie hier.

### Symbol: Holztisch

Darauf kann man sich etwas einbilden, vor allem auch auf die Art, wie im Einsterne-Bereich gekocht wird. Junge Köche und Restaurateure mit guten Ideen und dem Mut, neue Wege zu gehen, fallen dieses Jahr auf. Zum Beispiel das «Dreizehn Sinne im Huuswurz», vom «Gault Millau» bereits im Oktober zur «Entdeckung des Jahres» erklärt. Das Ehepaar Cornelius und Kirstin Speinle (er kocht, sie betreut Gäste und

Wein) hat in einem Einfamilienhaus ein Restaurant gestartet, das einmalig ist.

Oder Fabian Fuchs (*Weltwoche* Nr. 46/14), der im «Equi-Table im Sankt Meinrad» in Zürich mit Bio- und Fair-Trade-Produkten moderne, leichte Gerichte kocht und dabei Sinn für Geschmack und Texturen beweist. Bei Fuchs isst man auf Holztischen, gestärkte weisse Tischtücher braucht es hier nicht. Das verbindet ihn mit den Zürcher Kollegen vom «Maison Manesse» (*Weltwoche* Nr. 48/13): eine Art Kantine für Gourmet-Hipster, wo moderne Kochtechniken etwas vordergründig zelebriert werden, aber durchaus immer wieder mit guten bis sehr guten Resultaten. Und schliesslich isst man auch im «Kunsthof» (*Weltwoche* Nr. 45/14) in Uznach hervorragend, aber ungezwungen, wofür der Holztisch eine Art allgemeingültiges Symbol zu sein scheint. Auch der Österreicher Christian Geisler, «Aufsteiger des Jahres» im «Gault Millau», steht für die Lockerheit, mit der junge, hochbegabte Küchenchefs Spitzenleistungen erbringen. Das schliesst Präzision und komplexe Geschmacksbilder nicht aus, aber man sitzt einfach lieber in einer lockeren Atmosphäre zu Tisch als in der Benimmregeldurchtränkten Strenge, die viele Gourmetrestaurants partout nicht ablegen wollen.

Le Guide Michelin 2015 – Suisse, Schweiz, Svizzera.  
540 S., Fr. 33.–



Auto

## Häuptling Grollender Donner

Der Jeep Grand Cherokee SRT8 klingt so gut wie eine Vinylschallplatte. Bloss Deutsch beherrscht er nicht. *Von David Schnapp*

Wenn man den Startknopf eines Autos drückt und der Motor den Wagen mit einem grollenden Donner erschüttert, wie das beim Jeep Grand Cherokee SRT8 der Fall ist, dann weiss man insgeheim: Diese Zeiten sind vorbei. Mit diesem sehr amerikanischen Auto ist es ein wenig wie mit Vinylschallplatten: Sie klingen immer noch ausgezeichnet, aber technisch sind sie nicht mehr ganz zeitgemäss.

«Hubraum ist durch nichts zu ersetzen, ausser durch noch mehr Hubraum» – so lautet ein beliebter Spruch unter Benzinfreunden. Der Spruch hat in den letzten Jahren etwas an Ak-

tualität verloren, Hubraum gilt als böse, denn er verbraucht viel Treibstoff und wird deshalb zusehends durch Turbolader ersetzt, die mehr Leistung bei weniger Verbrauch versprechen.

### Explosives Gemisch

Das ist in dem Moment allerdings völlig unbedeutend, in dem ich den dunkelrot («Redline Red») bemalten Cherokee mit diesen etwas obszön wirkenden lackierten 20-Zoll-Felgen in Bewegung setze. Der Klang des grollenden Donners, den der 6,4 Liter grosse Saugmotor des nach dem grossen nordamerikanischen Indianerstamm benannten SUV entfacht, begleitet einen auf jedem Meter, während man ihn leicht angespannt durch die Gegend lenkt. Feinste Bewegungen des Gaspedalrucks setzt der Jeep in unmittelbarem Vortrieb um, als würde er sich über die Gesetze der Physik, über die Trägheit der Masse, lustig machen. In 5,1 Sekunden erreicht der SRT8 Tempo 100, während man sich an dem dick gepolsterten Lederlenkrad festhält und über die voluptuös geformte Fronthaube mit den grossen Lufteinlässen blickt. Denn die Brennräume des 8-Zylinder-

Hemi-Motors verschlingen neben Benzin (rund 15 Liter/100 Kilometer) natürlich auch jede Menge Sauerstoff.

Das buchstäblich explosive Gemisch treibt nicht nur den Wagen an, sondern sorgt auch für einen einmaligen Klangteppich. Und damit man den auch schön hört, haben sich die Akustiker etwas einfallen lassen: Der Motorensound wird über die Musikanlage des Autos in den Innenraum übertragen, während gleichzeitig mit *noise cancelling* durch Gegenschall störende Nebengeräusche eliminiert werden. Das Ergebnis kann sich hören lassen. Dass dabei ein wenig getrickt wurde, ist eigentlich völlig egal.

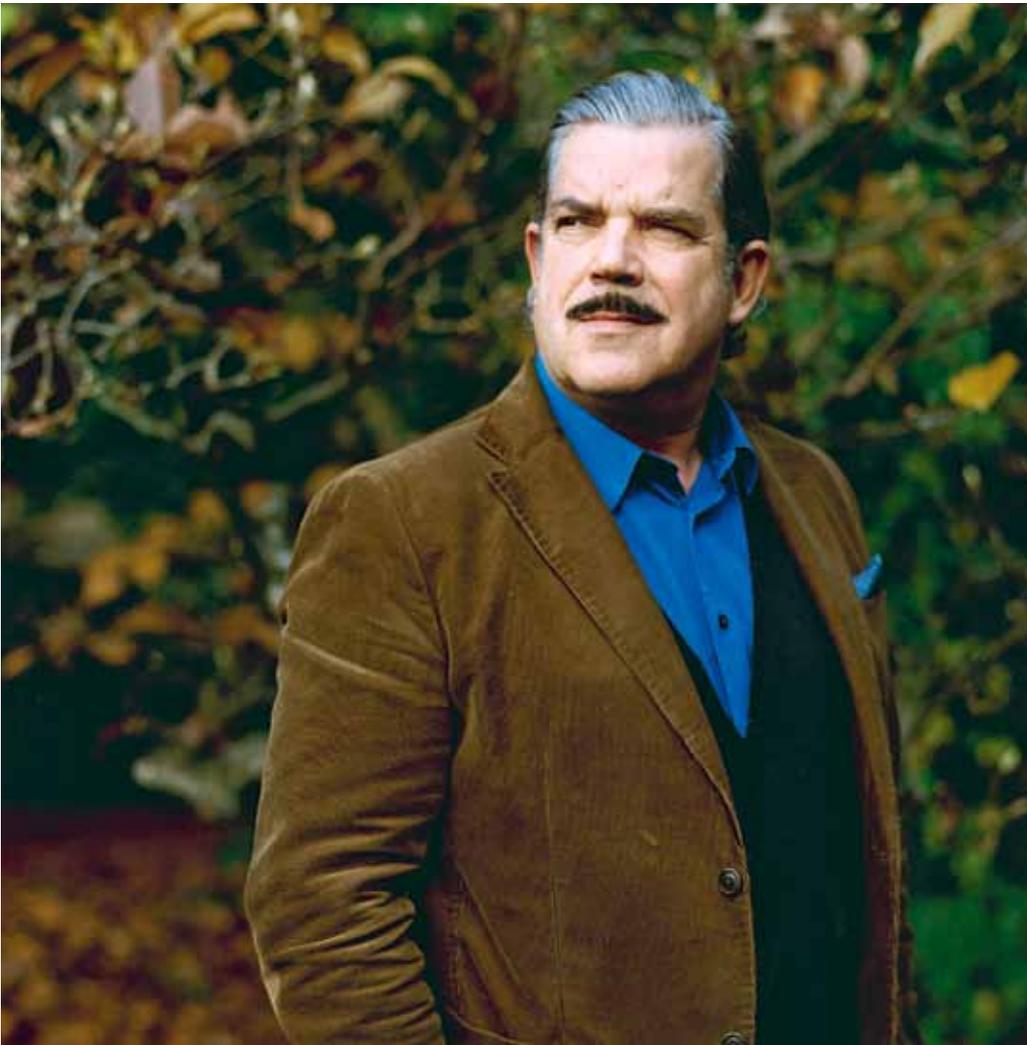
Der Grand Cherokee ist ein gutgemachtes Auto, solide gebaut, viel Platz, viel Ausstattung zu einem vorteilhaften Preis. Bloss die deutsche Sprache beherrscht zumindest die Bordelektronik nicht besonders gut; die Meldungen, die angezeigt werden, bringen gewisse Verständigungsprobleme mit sich. Oder was soll man mit einer Wortreihenfolge wie «Automatische 4WD Anp. An die Strassen Bedingungen» anfangen? Und was bedeutet bloss: «Drücken OK zum sehen aktive Fehlercodes»?

Selbst wenn das Digitale nicht auf dem neuesten Stand ist, was Motor, Fahrwerk und die andern entscheidenden, analogen Teile dieses besonderen Autos angeht, haben wir es mit erstklassiger amerikanischer Spitzeningenieurskunst zu tun.

### Jeep Grand Cherokee 6.4 V8 SRT

Leistung: 468 PS, Hubraum: 6417 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 257 km/h  
Preis: Fr. 99 900.–, Testwagen Fr. 101 300.–





«Oh Yeah»: Elektromusiker Blank, 62.

MvH trifft

## Boris Blank

Von Mark van Huisseling — Ein Gespräch mit dem anderen grossen Geschichtenerzähler von Yello.

Auf deinem neuen Album sind 60 bisher unveröffentlichte Stücke aus den vergangenen 37 Jahren. Der Laie denkt: «Es gab einen Grund, dass das Zeug nicht veröffentlicht wurde, als es neu war.» – «Ich würd' den so erklären: Die Stücke lagen brach. Ich mach ja nicht Musik wie eine normale Band – mit Gitarre, Bass, Schlagzeug, Gesang –, die 14 Stücke einübt und ins Studio geht. Ich hab auch jetzt etwa 80 Stücke für die nächste Yello-Platte, die nie alle Platz haben, aus irgendwelchen Gründen, nicht weil sie minderwertig wären ... Meine Arbeitsweise ist eher die eines Malers, der anfängt mit einer Leinwand, Farben mischt und ein Bild sozusagen komponiert ... Es stehen immer Klangbilder rum, die nicht abgeholt werden.» – «Für das Herstellen des Box-Sets hat dein Geschäftspartner Geld gesammelt auf Kickstarter (Plattform im World Wide Web; es kamen umgerechnet 94000 Franken zusammen). Ich stell es mir schwierig vor, zu sagen:

«Hey, Fans, der Schweizer Millionär will euer Geld, damit er sein Box-Set aus drei Vinyl-LPs, zwei CDs, einer Kassette und einem Booklet [limitierte Auflage: 1500 Stück, zu 97 Pfund (150 Franken)] produzieren kann ...» – «Ja, so haben wir's geschrieben, eigentlich: «Multimillionär ...» Nein, Spass beiseite; wir haben das gemacht, weil so etwas keine Schallplattenfirma rausgibt, du hast keine Rendite, wir verdienen selber nichts dran. Und weil man bei Crowdfunding sieht, dass Leute interessiert sind – du musst nichts machen, auf dem du sitzenbleibst und das du wegwerfen musst.»

«Boris Blank, 62, ist ein Schweizer Musiker und Gründungsmitglied der Band Yello», steht bei Wikipedia. Ausserdem sei er Komponist und kümmere sich vorrangig um den instrumentalen Teil. Terminologie ist nicht meine Stärke, aber ich würde ihn als Produzenten von elektronischer Musik bezeichnen. In einem Text, der vom Plattenlabel versandt wurde,

wird er als «Genie, Klang-Bildhauer» beschrieben, und zwar von Andy Gill, Gründungsmitglied von Gang of Four, einer Rockband, deren Musik ich gut finde, nebenbei. Boris' neues Album «Electrified» wurde von der Redaktion des *Record Collector*, der ältesten britischen Musikzeitschrift, mit fünf Sternen bewertet (höchste Note) und zudem zum «Album of the Month» gewählt. Ich empfehle es ebenfalls, obwohl Hörer, die Yellos Werk kennen, darauf verhältnismässig wenig noch nie Gehörtes hören dürften, finde ich. Blank lebt mit seiner Frau und Tochter in Zürich; dieses Gespräch fand statt im Studio im Untergeschoss des Hauses von Yello-Kollege Dieter Meier in Zürich.

««F\*\*\*ing brilliant, Ringo Starr» steht bei den Zitaten zu deinem neuen Album – wie kommt der – für sein Wissen über elektronische Musik wenig bekannte – Ex-Beatle dazu, so etwas zu sagen?» – «Ja, das hat er gesagt. Ich hab ihn kennengelernt in Monte Carlo, als wir einen Preis bekommen haben – den World Music Award für «The Race», glaub' ich, in den neunziger Jahren; Don Johnson von «Miami Vice» hat den Anlass angesagt, Ursula Andress hat uns den Preis übergeben. Am Nachmittag, bei den Proben, sass ein Typ allein an einem der bereits weissgedeckten Tische, auf denen schon Gläser standen, und ich hab gedacht, schon von weitem: «Irgendwie kommt der mir bekannt vor ...» Und tatsächlich war's der Ringo Starr. Dann hab ich ihn gefragt, warum er da sei, und er hat gesagt: «I'm here to see you, because your music is fucking brilliant.» – «In Zeitungartikeln über dich oder Yello steht, du seist der Elektromusik-Pionier weltweit; massgebend, einflussreich et cetera. Findest du das auch?» – «Absolut, ich bin der Erfinder dieser modernen Musik, der Einzige überhaupt, den's gibt ...» – «Du und Roger Schawinski.» – «... Haha, Schimpanski. Nein, Spass beiseite, ich hab Probleme, wenn jemand sagt: «godfathers of techno» – nur schon dieses Wort. Und zum anderen gibt's da noch Kraftwerk, Stockhausen, Ligeti ... Ich glaub', wir waren dabei in dem Kreis vieler Leute, die unterwegs waren in der Elektronik.»

«Musiker, sagt man, lebten heute von Liveauftritten. Du trittst aber nicht auf, wovon lebst du?» – «Tja. Erst einmal haben wir das Glück, dass wir ein paar Songs haben, die weltweit extrem verwertet werden, immer noch, «Oh Yeah» zum Beispiel; da gibt's fast monatlich von einem Label oder irgendeiner Firma – einem Schokoladehersteller, von Toyota oder was auch immer – eine Anfrage. Das ist willkommenes *income*, um den Zirkus am Leben zu erhalten. Und zum anderen ist es nicht so, dass wir wenige Tonträger verkaufen. Yello ist immer noch eine Art Brand.»

**Sein liebstes Restaurant:** «Es gibt einige, aber wo ich grad in letzter Zeit einige Male gewesen bin, ist «Didis Frieden», das ist fantastisch.»  
«Didis Frieden», Stampfenbachstrasse 32, Zürich, Tel. 044 253 18 10

1	2	3	4		5	6	7	8		9	10	11	12	13
14				15		16			17		18			
19														
20						21					22			
			23		24				25	26				
27		28							29			30		31
32					33	34		35				36	37	
				38				39			40			
41	42		43		44						45			
46				47				48						
49											50			
	51								52					

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Schuldzuweisung im Ergebnis

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Die junge Frau arbeitet in einem Londoner Haushalt. 5 So gesehen schier unmöglich zu verstehen. 9 Dieser spezielle Vogel - für Zoologen rätselhaft. 14 Der König ist das lebende Gesetz, so der römische Philosophen-Kaiser. 16 Hauptstadt, der Polarkreis ist nicht weit. 18 Solche Leute nennt man dann oft so. 19 Ihnen will man nicht geben, man muss. 20 Dokumentation von Werten. 21 Er frisst gerne seine eigene Lagerstätte. 22 Er führt, etwa über den Instinkt, zu Ziel und Zweck. 23 Was für Franzosen eine Kunst, steht nicht in der Gunst der Deutschen. 25 Zwischen Interlaken und Luzern landet man mit Abkürzung in jenem Reservat. 27 Dort an der Bahnstrecke Montreux-Lenk, in Gedenken an Ehrenbürger Menuhin. 29 Trinkweise des Mokkas in Milano. 32 Vorspiegelung. 33 Materielle Leistung der unfreiwilligen Art. 36 In etwa transatlantische Super League auf Sparflamme. 38 Bestimmt ein lieber Grossvater. 39 Vertraulich bis heimlich. 41 Handlungen - typisch britisch. 44 Sterne, wie sie über dem alten Rom leuchteten. 45 Der schön abgehobene Club der Schweiz. 46 Tun, macht Müde mitunter wieder munter. 48 Aus ihr sind alle Dinge gemacht. 49 Unfreiwillige Komik der sprachlichen Art. 50 Handel im Wandel der Zeit und also aktuell. 51 Ein Raum, ganz auf Felipe VI. zugeschnitten. 52 Das bisschen Nass rührt von viel Spass.

**Senkrecht** — 1 Baslers Larve - anderswo unvollständig. 2 Schweizerischer Reisebus. 3 Sie sind eine Ethnie, sie ist eine Meier (TV-SRF). 4 Sie kommt der Bedeutung ziemlich nahe. 6 Lin fehlt, um wirklich in der deutschen Hauptstadt zu sein. 7 Fitte Menschen wie 18 waagrecht bezeichnen wir dann oft so. 8 Zustand ohne Streit ergibt Bewegungslosigkeit. 10 Die Entfernung kommt uns astronomisch vor. 11 Folgt umsatzmässig nach Migros etc. auf dem fünften Platz. 12 Bringt es auf den Punkt: Handarbeit, bei der es schnell gehen muss. 13 Nikolaus gemahnt an einen Hirten, war aber Banker. 15 Namentliche Assoziation zu Spaghetti-Western. 17 Der Rotblaue lebt im Wasser, der Südamerikaner in einem Land. 24 Russische Stadt: runter vom Kaukasus an die Küsten des Schwarzen Meeres. 26 Wahrhaftig eine endlos böse Eigenschaft. 27 Fleischstücke, möglichst gross - wow! 28 Nachbarschaftlich: die nationale Gestalt mit symbolischem Gehalt. 30 Inspirieren wie stimulieren führen in die gesuchte Richtung. 31 Verbraucht und schmierig. 34 Gottgegebener Verwaltungsbezirk. 35 So macht es sicher keinen schlechten Eindruck. 37 Disco-Parties alter Römer. 40 Die Wilde: kräftig, krautig, stachelig. 42 Boxern bestens bekannte Schnittwunden. 43 Hauptsache verkaufen, sagt der Businessman. 47 Sportliches Pendant von 36 waagrecht.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 394**

T	A	S	T	S	I	N	N			A	V	A	H	I
O	O		L	O	E	K	O	N	O	M				R
M	A	N	H	A	T	T	A	N		D	R	I	V	E
I	B	S	E	N		S	T	A	T	I	O	N	E	N
	S	T	R	E	I	T		L		R		U		
	P		D			R	O	L	L	S	T	U	H	L
P	A	L	E	X	P	O		F	A	M				U
I	N	O		Y		M	A	R	G	A	R	I	N	E
A	N	G	O	L	A			O	E	L	U	N	G	
F		G	L	O	R	I	O	S		A	M	D	E	N
F	R	I	E	S	E	N		C		N	O	I	R	
E		A	G	E	N	T		H	Y	D	R	A	N	T

**Waagrecht** — 1 TASTSINN 6 AVAHI (wissenschaftl. Name) 10 OEKONOM 12 MANHATTAN 15 DRIVE (Dynamik, Schwung, auch spez. Schlag beim Golf) 17 IBSEN 18 STATIONEN 19 STREIT 20 ROLLSTUHL 23 PALEXPO 26 FAM 27 INO (Figur aus der griech. Mythologie, Amme von Dionysos) 28 MARGARINE 31 ANGOLA 34 OELUNG 35 GLORIOS 37 AMDEN 38 FRIESEN 39 NOIR (Farbe beim Roulette) 40 AGENT 41 HYDRANT

**Senkrecht** — 1 TOMI (Ungerer) 2 SONST 3 SLANE 4 NOTSTROM 5 NEAT 6 ANDI 7 VORORT (vor Ort; Kilchberg ist ein Vorort von Zürich) 8 AMIN 9 IR(-r)EN 11 KNALLFROSCH 13 ABSPANN 14 HERDE 16 VERHUNGERN 21 LAGE 22 SMALAND (sma land, schwed. f. kleine Länder; schwed. Provinz) 23 PIAFFE 24 LOGGIA 25 XYLOSE 29 RUMOR (engl. f. Gerücht) 30 INDIA (engl. f. Indien) 32 OLEG (Lego) 33 AREN 36 INT (Kürzel f. Interrupt)

**Lösungswort** — **TRANSPARENT**

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

OYSTER PERPETUAL DAY-DATE



**ROLEX**



---

**BUCHERER**

1888

*bucherer.com*